Digitized by Google

Das

belletriſtiſche Ausland.

Kabinetsbibliothek

der

classiſchen Romane aller Nationen.

1755ſtes bis 1760ſtes Bändchen.

Enthält:

Olympia von Clèves.

Fünftes bis zehntes Bändchen.

Jedes Bändchen koſtet 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1852.

Digitized by Google

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei
in Cannstatt.

Digitized by Google

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. **August Zoller.**

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1852.

Digitized by Google

Digitized by Google

Olympia von Clèves

von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Fünftes bis zehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

Digitized by Google

Digitized by Google

XXIX.

Wo der Abbé fast wirklich ein Narr wird.

Der Abbé zeigte sich im höchsten Maße erschrocken bei der Ankunft von Bonnière; trotz seiner schlechten Augen entging ihm die Verstörtheit dieses Gesichtes nicht, und er sah den Sturm vorher, der ausbrechen würde.

Er hatte nicht Zeit, seine Worte zu erklären.

„Herr Abbé," sagte Bannière, der kaum artikuliren konnte, dergestalt hatte ihn der Zorn mit seiner eisernen Hand an der Gurgel gepackt, „erinnern Sie sich, daß ich Ihnen schon einmal eine Guitarre auf den Schultern zerschlagen habe!"

Der Abbé knirschte bei dieser Erinnerung mit den Zähnen.

„Ja, nicht wahr?" fuhr Bannière fort, „und Sie waren doch nur des Frevels schuldig, daß Sie diese Dame mehr oder weniger schlechte Musik hatten hören lassen."

„Mein Herr!"

„Beruhigen Sie sich, oder vielmehr halten Sie Ihren Zorn zurück, ich will ihm sogleich Gelegenheit geben, hervorzutreten. Diesmal, Herr Abbé, ist es nicht Musik, was Sie Olympia anzuhören genöthigt haben, sondern eine Beleidigung."

„Eine Beleidigung!"

„Ja, eine wirkliche, eine vollständige, eine wahre Beleidigung. Oh! ich habe Alles gehört."

Digitized by Google

Der Abbé stemmte seine Faust in seine Seite wie ein Reiter.

„So ist es, wenn man an den Thüren horcht," sagte er.

„Madame weiß wohl, daß ich nicht an der Thüre horchte, da ich ins Theater gegangen war, um ihr Bericht über die Art zu erstatten, wie die Catalane eine neue Rolle spielte. Früher, als ich selbst glaubte, zurückgekehrt, hörte ich schallende Stimmen, und unwillkürlich war ich Zeuge des Antrags, den Sie Madame zu machen gewagt haben."

„Ich finde mich nicht beleidigt einer solchen Kleinigkeit wegen, mein Freund," sagte Olympia, welche den Zorn dem Abbé zur Stirne steigen sah und wohl wußte, das beste Mittel für eine Frau, denjenigen, welchen sie liebt, zu vertheidigen, sei, offen auf seine Seite zu treten, ein Manoeuvre, das den Feind immer aus der Fassung bringt.

„Sie finden sich nicht beleidigt, Olympia," erwiederte Bannière, „weil Sie die Vollkommenheit in Person sind; aber ich finde mich beleidigt, ich nehme die Beleidigung für mich und erkläre dem Herrn Abbé, daß ihn zweimal der Charakter, mit dem er bekleidet ist, vor meinen Gewaltthätigkeiten bewahrt hat. Für ein drittes Mal würde ich ihm jedoch nicht stehen, und um ihm ein so großes Unglück und mir ein so großes Bedauern zu ersparen, bitte ich den Herrn Abbé, nicht mehr in meinem Domicil zu erscheinen."

Der Abbé fühlte nun seinen vermeintlichen Vortheil. Er war zu grausam gedemüthigt, um nicht völlig den Kopf zu verlieren; er bildete sich ein, diese Frau, deren Zärtlichkeit erlangt zu haben er fest glaubte, würde es nicht wagen, sich gegen ihn zu wenden, aus Furcht, er könnte sie durch ihre Entlarvung gefährden.

Dieser Gedanke war nicht edel; er stürzte den Abbé in's Verderben.

Digitized by Google

„Madame," sagte er, „Herr Bannière spricht von seinem Domicil: sind Sie hier nicht auch zu Hause?"

„Allerdings, mein Herr," erwiederte Olympia.

„Madame, bin ich nicht, schon einmal aus diesem Hause durch das aufbrausende und unanständige Benehmen von Herrn Bannière verbannt, durch Sie selbst hierher zurückgerufen worden? Ich bitte, sprechen Sie."

Bannière riß die Augen ganz erschrocken auf.

Es schien ihm, als sollte er eine schlimme Kunde für seine Liebe erfahren.

Diese zwei Männer hingen in der That an den Lippen der Frau, welche Beide beherrschte.

Olympia lächelte, denn sie sah die Falle, und sie fing an den Abbé weniger zu schätzen.

Dann wandte sie sich an diesen und erwiederte ohne Verlegenheit:

„Es ist wahr, mein Herr, ich habe Sie für einen wackern Mann gehalten; es ist wahr, ich habe es beklagt, Ihre etwas anspruchsvolle, aber ehrenwerthe Freundschaft der Gefahr ausgesetzt zu sehen, sich in einen Haß zu verwandeln, den die Größe Ihrer Stellung zu einem Unglück für mich gemacht hätte; es ist endlich wahr, daß ich, zu gutherzig, den Fehler begangen habe, mich für Ihre Empfindlichkeiten zu interessiren, Ihre Unbesonnenheiten zu entschuldigen und Ihnen mein Haus wieder zu öffnen, aus dem Sie Herr Bannière mit Fug und Recht ausgewiesen hatte.

„Den Fehler!" rief der Abbé, der sich so sehr für den Sieger hielt, daß er über die Worte streiten und über die Abfassung der Entschuldigungen, die er erwartete, feilschen zu können glaubte.

„Ich habe gesagt den Fehler," wiederholte Olympia, „und ich füge bei, den unvergleichlichen Fehler, da ich ihn mir nie vergeben werde."

„Schließen Sie," rief mit einer unhöflichen Ungeduld der Abbé, der auf den Schluß hoffte.

„Wohl! mein Herr," erwiederte Olympia, die

Digitized by Google

Stirne faltend, „ich schließe, indem ich Sie bitte, den Absichten von Herrn Bannière, der Gebieter im Hause ist, nachzukommen.“

„Merken Sie wohl, daß Herr Bannière mir den Abschied gibt.“

„Ganz richtig.“

„Und daß folglich Sie mir auch den Abschied geben,“ fügte der Abbé, bleich vor Zorn, bei.

„Ich mehr als er,“ erwiederte Olympia.

„Madame!“ rief d'Hoirac, indem er sich anschickte, dieses tu quoque durch ein quos ego zu bekräftigen.

Und er machte einen offensiven Schritt gegen die Thüre.

Hier aber fand er die Coiffeuse im Hinterhalte; sie legte ihm die Hand auf den Mund und zog ihn mit einem Eifer fort, der Olympia rührte, während er Bannière ein wenig verdächtig dünkte.

Trotz dieser erstickenden Hand wollte der Abbé reden.

„Schweigen Sie doch, dreifach Blinder,“ flüsterte ihm die Coiffeuse ins Ohr, „oder Sie richten sich auf immer zu Grunde.“

„Was Teufels, ich will mich erklären,“ versetzte der Abbé, sich sträubend.

„Ei! Sie werden sich später erklären.“

„Dort also?“

„Dort.“

Betäubt, gelähmt, niedergeschmettert, ließ sich der Abbé, indem er sich um sich selbst drehte wie Arlequin, als man ihn bei Isabelle ertappte, vor die Thüre schieben.

Die ganze Straße entlang und während der ganzen Zeit, die er brauchte, um sein Haus wieder zu erreichen, brummte er dann zwischen den Zähnen:

„Bei Gott! demjenigen, welcher diese Frau begreift, gebe ich hundert tausend Thaler und ein Wahrsagerpatent.“

Stolz darauf, daß sie so gut gehandelt, ging indessen Olympia, sobald die Thüre hinter dem Abbé

Digitized by Google

geschlossen war, auf Bannière zu und wollte ihn umarmen.

Bannière aber stieß sie zurück.

Er warf sich in seinen Lehnstuhl und rief:

„Oh! es ist genug gezweifelt und folglich genug gelitten. Das muß ein Ende nehmen."

„Mir scheint aber, das hat ein Ende genommen," erwiederte Olympia.

„Ganz im Gegentheil, denn es fängt etwas an, wozu die Hand zu bieten mich alle Mächte der Welt nicht bewegen werden."

„Was denn?"

„Olympia!"

„Nun?"

„Sie haben den Abbé zurückgerufen, den ich fortgejagt hatte."

„Ich habe es eingestanden."

„Als Sie dazu gezwungen waren, als Sie nicht ausweichen konnten."

„Beargwohnen Sie mich zufällig?"

„Wenn ich Sie beargwohnen würde, Madame! Es sind, wie mir scheint, hier Worte gesprochen worden, die mir das Recht dazu geben."

„Was ist denn gesagt worden? Wiederholen Sie die Worte."

„Es ist, während ich horchte, ohne gesehen zu werden, gesagt worden, Sie haben Geschenke vom Herrn Abbé d'Hoirac empfangen."

„Man kann ihn zurückrufen, und er soll sagen, welche Geschenke ich empfangen habe."

„Unnöthig."

„Und warum unnöthig?"

„Warum? weil mir der Zweifel lieber ist als die Gewißheit," erwiederte Bannière mit einer Geberde der Verzweiflung.

„Ah! der Zweifel ist Ihnen lieber," sagte Olym-

Digitized by Google

pia mit einem Tone voll Spott; „ich danke, Sie sind sehr gut.“

„Oh!“ versetzte Bannière, „ich bin weder wie er, noch wie Sie; ich bin kein Patricier, gewohnt, auf Andere zu zählen; ich bin keine Venus, gewohnt, angebetet zu werden.“

„Ich verstehe Sie nicht mehr. Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, ich sei nicht von einem Prinzen zu einem andern übergegangen.“

„Nehmen Sie sich in Acht,“ sprach Olympia mit dem Stolze einer Königin, „denn nun sind Sie im Begriffe, mich zu beleidigen.“

„Ja, Sie haben Recht, Olympia, ja, ich bin Herr Bannière; ja, ich bin der Staub, den man mit einem Hauche vernichten kann; ja, ich bin der Verbrecher; ja, ich bin der aus dem Kloster in Avignon Entwichene, der Flüchtling, den ein Mandat des Provisor Mordon als Landstreicher, Gottesvergessenen und Abtrünnigen in einen unterirdischen Kerker kann werfen lassen. Oh! beschimpfen Sie mich auch nicht, mich, den Schwachen, den Verlassenen, der ich nichts in der Welt habe oder hatte, als Ihre Liebe. Oh! verleugnen Sie mich nicht, denn Sie wissen wohl, daß ich ohne Sie verloren bin, Sie wissen wohl, daß ich mich denjenigen übergeben werde, welche mich suchen, Sie wissen wohl, daß ich mich ohne Sie in die Arme des Todes, meiner einzigen und letzten Geliebten, die mich wenigstens nicht betrügen wird, stürze.“

„Schweigen Sie, Unglücklicher,“ rief Olympia, indem sie rasch aufstand und ihre Hand auf den Mund von Bannière drückte. „Wenn man Sie hören würde! Sind Sie denn wahnsinnig, daß Sie so schreien!“

Und sie lief nach der Thüre und öffnete sie, um zu sehen, ob Niemand in der Nähe gewesen sei, der diese traurige Offenbarung hätte hören können.

Olympia sah aber Niemand; es wurde nur unten

Digitized by Google

an der Treppe eine Thüre zugemacht; Olympia zeigte Besorgniß und wollte sich erkundigen.

„Unterlassen Sie das," sagte Bannière. „Sie haben nur ein Mittel, mich zu retten."

„Welches?"

„Ei! mein Gott! daß Sie mir sagen, Sie lieben mich!"

„Sie haben nur ein Mittel, zu machen, daß ich Sie liebe: zweifeln Sie nie."

„Dann lassen Sie mich Ihnen die Wahrheit sagen."

„Sprechen Sie."

„Werden Sie nicht böse, denn Ihre zornigen Augen sind Flammen, welche die Verzweiflung in meinem Herzen entzünden."

„Seien Sie unbesorgt, ich werde nicht böse werden; sprechen Sie geschwinde."

„Wohl denn! der Mann, der um Ihre Liebe geseilscht, sagt, er habe das Geständniß derselben erhalten."

„Ja, er hat das gesagt, doch er lügt."

„Schwören Sie mir dies."

„Bei was?"

„Bei etwas sehr Heiligem, bei etwas, woran Sie glauben."

„Ich schwöre Ihnen bei der Ehre meiner Mutter, daß er lügt."

„Warum sagte er es aber dann, in der Voraussetzung, Sie seien allein mit ihm? Warum spielte er diese Komödie mit Ihnen, mit sich selbst?"

„Ich weiß es nicht."

„Oh! dahinter steckt ein Geheimniß, das uns Jemand aufklären könnte."

„Wer?"

„Befragen Sie Ihre Coiffeuse."

„Sie?"

„Ja, eine Frau, die zu Allem fähig ist."

„Sie glauben?"

Digitized by Google

„Ich ſage es Ihnen. Eine Freundin der Catalane, Ihrer Todfeindin; Sie hatten dieſe Frau weggejagt.“

„Es iſt wahr.“

„Warum haben Sie ſie dann wieder angenommen?“

„Was weiß ich! Warum thut man das Schlimme, während man das Gute zu thun glaubt? Sie ſehen da Dinge, die ich nicht einmal muthmaßen will; das iſt eine unnöthige Beſchwerlichkeit. Der Abbé iſt hinaus, er bleibe außen. Die Coiffeuſe iſt bei mir; ſoll ich Sie wegjagen?“

„Ich ſchlage dieſe Genugthuung nicht aus.“

Olympia klingelte.

Der Lackei erſchien.

„Die Coiffeuſe?“ fragte Olympia.

„Madame, ſie iſt ſo eben ausgegangen,“ antwortete der Lackei.

„Hat ſie nicht die Treppenthüre zugemacht?“

„Ja, Madame.“

„Woher kam ſie?“

„Ich glaube, ſie kam aus dem Zimmer von Madame.“

Olympia und Bannière wechſelten einen unruhigen Blick.

„Gehen Sie,“ ſagte Olympia zum Lackei.

„Sie hat gehorcht,“ rief Bannière, als der Bediente weggegangen war.

„Gut! und aus welchem Anlaß ſollte ſie gehorcht haben?“

„Wegen unſeres Streites.“

„Ach! wir ſtreiten uns oft genug, daß dies Niemand mehr intereſſirt,“ erwiederte Olympia; „doch gleichviel, die Coiffeuſe wird heute Abend aus dem Hauſe entfernt ſein, da Sie es wollen.“

„Nein! nein! ich will nichts, durchaus nichts! Ich bin verrückt vor Liebe, verrückt, daß ich arm, verrückt, daß ich zur Laſt bin. Ich gäbe mein Leben für ein Jahr mit hunderttauſend Livres.“

„So ſpielen Sie nicht mehr, da Sie immer ver-

Digitized by Google

lieren. Häufen Sie das Geld auf, das Sie schon verloren haben, und das, welches Sie noch zu verlieren im Begriffe sind, und so, mein Gott! werden Sie etwas Besseres haben, als die Summe von hunderttausend Livres: Sie werden die Ruhe des Geistes, erlangt durch die Gewißheit meiner Liebe, haben; und dann werden Sie reich sein, denn ich werde Ihnen das Glück verdanken."

Und während Olympia diese Worte sprach, küßte sie Bannière so zärtlich, daß der Abbé, wenn er es gesehen hätte, gewiß vor Wuth gestorben wäre.

XXX.

Wo bewiesen ist, daß die Coiffeuse vollkommen gehört hatte.

Doch der Abbé konnte dies nicht sehen; er lief mit allen Kräften seiner kleinen Beine.

Die Coiffeuse ihrerseits lief mit allen Kräften der ihrigen, und sie kam ganz athemlos zu der Catalane.

Diese machte einen Sprung rückwärts, als sie sie erblickte.

„Alles ist verloren," sagte die Coiffeuse.

„Wie so?" fragte die Catalane.

„Dieser Bannière hat den Abbé hinausgeworfen."

„Nun! und was weiter?"

„Weiter?"

„Ja."

„Es muß demnächst nothwendig eine entschiedene

und unzweideutige Erklärung zwischen Olympia und dem Abbé stattfinden."

„Nein, wenn wir nicht wollen."

„Und wie dies, wenn's beliebt?"

„Das ist ganz einfach; der Abbé hat nur ein Mittel, enttäuscht zu werden, das, mich bei Licht zu sehen wenn ich die Rolle von Olympia im kleinen Hause spiele. Dieses Mittel kann er, wenn er Zweifel hat, anwenden, und dann sind wir wirklich verloren. Kommen wir schon jetzt überein, den Abbé nicht mehr in dem kleinen Hause zu empfangen: keine Spuren mehr, und man wird nie etwas entdecken. Olympia mag sich immerhin sträuben, sie mag leugnen, toben, d'Horac wird nicht glauben, daß sie unschuldig ist.

„Ja, doch er wird mich ins Spiel bringen," entgegnete die Coiffeuse. „Er wird mich zur Zeugschaft aufrufen, und ich werde zeugen müssen."

„Wohl, Du wirst zeugen, und das wird das Verderben von Olympia sein."

„Ja, und wie?"

„Einfältige, eine schöne Schwierigkeit! Du wirst behaupten, Du habest das Haus für Olympia gemiethet, und man wird Dir glauben, in Betracht, daß man immer an die Scandale, besonders von Seiten der Schauspielerinnen, glaubt."

Die Coiffeuse schüttelte den Kopf.

„Wir werden uns dabei brennen," sagte sie.

„Bah! Hast Du unser Geheimniß Jemand anvertraut?"

„Ich, Niemand!"

„Fürchtest Du Dich vor Olympia?"

„Nein, aber ich fürchte mich vor Bannière."

„Was soll er Dir thun?"

„Bannière? Er wird mich umbringen."

„Ei! nein; ich werde ihn durch Liebkosungen besänftigen. Ich werde ihm eine Minerva scheinen, so bald er Olympia für schuldig hält."

Digitized by Google

„Er wird mich umbringen, sage ich Ihnen, und Sie mit mir.“

„Bah! wir lassen uns durch den Abbé vertheidigen.“

„Er wird auch den Abbé umbringen.“

„Wahrhaftig?“

„Oh! Sie kennen ihn nicht,“ sagte die Coiffeuse mit einer träumerischen Miene.

„Er ist also ein Wüthender, dieser Bannière?“

„Oh! ja.“

„Der liebe Junge!“

„Hören Sie mich an,“ sprach die Coiffeuse. „Es handelt sich nicht darum, zu scherzen. Sie wollten eine Laune befriedigen und sich das Vergnügen machen, Olympia einen Liebhaber zu stehlen. Nicht wahr, das war Ihre Absicht?“

„Gewiß.“

„Sie werden ihr nur den Abbé gestohlen haben.“

„Warum?“

„Es steht geschrieben, Bannière wird Olympia nicht betrügen.“

„Warum denn nicht?“

„Weil, wenn Sie diesen Menschen nicht zu Grunde richten, ich ihn zu Grunde richten werde.“

„Was nennst Du zu Grunde richten?“

„Nehmen Sie Eines an.“

„Was?“

„Daß ich ein Geheimniß von ihm weiß, welches gefährdend genug ist, um ihn verschwinden zu machen.“

„Ho! ho! hat er im Spiel betrogen?“

„Etwas Besseres.“

„Sprich geschwinde.“

„Nein, es liegt Ihnen zu viel an ihm. Ich werde meine Angelegenheiten selbst abmachen.“

„Wie! Du würdest diesen Jungen zu Grunde richten?“

„Unverzüglich, weil, wenn ich ihn heute Abend

Digitized by Google

nicht zu Grunde gerichtet habe, er mir morgen den Hals umdrehen wird, und diesem widersetze ich mich."

„Du hast mit Unrecht Angst."

„Lassen Sie mich Ihnen den Gang der Ereignisse sagen. Zu dieser Stunde bin ich entweder eine Thörin, oder Olympia und Bannière sind ausgesöhnt. Morgen wird der Abbé mit Bannière ausgesöhnt sein. Die Männer sind immer so: man glaubt, sie schneiden einander die Kehle ab, und sie umarmen sich."

„Das ist ziemlich wahr."

„Sind Bannière und der Abbé versöhnt, so werde ich geopfert; der Abbé ist reich und mächtig; er wird mich ins Spital werfen lassen."

„Das wird ziemlich gerecht sein."

„Sie werden einstweilen die Vortheile eingesteckt haben, abgesehen davon, daß Sie, während ich im Spital bin, auch Gelegenheit finden müssen, sich mit Bannière auszusöhnen. Die Frauen sind alle so: man hält sie für Freundinnen, sie sind Liebhaberinnen."

„Wahrhaftig, ich hielt Dich für keine so große Moralistin. Solltest Du zufällig von Herrn de la Rochefoucault abstammen?"

„Nein, doch mittlerweile habe ich etwas Anderes erfunden, um nicht ganz und gar Opfer zu sein, und bei Vollbringung dieses Andern werden Sie mir helfen, wenn es Ihnen beliebt."

„Laß hören."

„Sie werden mir dabei helfen, oder ich werde es selbst thun."

„Setze mir Deinen Willen auseinander, meine Tochter."

„Der Abbé wird zur falschen Olympia kommen."

„Ah! ah! Du sagst mir das nicht, und ich bin im Nachtkleide!"

„Sie werden Toilette machen. Er wird wüthend darüber kommen, daß Sie ihn durch Bannière haben wegjagen lassen."

Digitized by Google

„Ich werde ihn beſänftigen.“

„Es ſchlägt gerade eilf Uhr; er wird um halb zwölf Uhr kommen.“

„Du glaubſt?“

„Ich bin deſſen ſicher.“

„Teufel! wir haben gerade kaum noch Zeit. Hilf mir mich ankleiden.“

„Kommen Sie, kommen Sie, gehen wir in Ihr Cabinet, und hören Sie mich an. Sie werden das Geheimniß erfahren, durch das wir, in drei Stunden, Sie zweitauſend Louis d'or mehr, ich, in drei Tagen, einen Banniére weniger haben.“

Beide traten in das Cabinet ein, deſſen Thüre hinter ihnen geſchloſſen wurde und ſo ihre kleinen Complotte und ihre unreinen Speculationen auf die Börſe und die Ehre ihrer Feinde erſtickte.

XXXI.

Was man für achtundvierzig tauſend Livres hat, wenn man bei Nacht unterhandelt und kurzſichtig iſt.

Pünktlich beim Rendez-vous, obgleich wüthend, warte der Abbé nicht lange auf die falſche Olympia.

Was ſie betrifft, ſie kam, wie ſie alle Tage war, und ohne ſich um den Hagel von Vorwürfen zu bekümmern, den Herr d'Hoirac gegen ſie ſchleudern würde.

„Ah!“ rief er, als er die Thüre öffnen hörte, „endlich iſt der Augenblick gekommen, um allen Schimpf zu

Digitized by Google

rächen, den mich die Treuloſeſte der Frauen erdulden läßt."

„Welchen Schimpf?" fragte ſie ruhig.

„Den, welchen ich heute Abend erlitten habe, Ruchloſe!"

„Wo dies?"

„Bei Ihnen."

„Das heißt, bei Herrn Bannière."

„Ah! gut!" rief der Abbé, fühlend, auf welches Terrain man ihn zog, „Sie verſchanzen ſich abermals hinter dem elenden Wall der Wohnung von Herrn Bannière und der Wohnung von Herrn d'Hojrac."

„Das iſt meine Stärke."

„Ich weiß es, bei Gott! wohl."

„Es war, wie mir ſcheint, Waffenſtillſtand geſchloſſen."

„Ja, doch es gab noch andere Conventionen, welche Sie verletzt haben."

„Sie ſprechen von der Freundſchaft, welche mir Herr Bannière vor einigen Stunden bezeigte."

„Nun! was haben Sie hierüber zu ſagen?"

„Nichts."

„Wie, nichts?"

„Nein, nichts, wenn nicht, daß ich ihn nicht daran verhindern konnte."

„Wie, Sie konnten es vor mir nicht verhindern?"

„Iſt das meine Schuld? Der arme Junge! er weiß nichts von Ihren Rechten und glaubt ſolche zu haben."

„Das iſt abſcheulich, ſage ich Ihnen, und ich werde nicht länger eine ſolche Marter ertragen."

„Und Sie haben Recht, Herr Abbé."

„Ah! das iſt ein Glück."

„Ich habe Ihnen auch dieſes Rendez-vous geben laſſen, um Sie zum letzten Male zu ſehen."

„Wie! zum letzten Male!" rief der Abbé.

„Allerdings."

„Man hat alſo ſein Spiel mit mir getrieben?"

Digitized by Google

„Wie so?“

„Gewiß, da Sie, wenn Sie sich zwischen dem Schauspieler Bannière und dem Herrn Abbé d'Hoirac zu erklären haben, Herrn Bannière wählen.“

„Ei! mein Herr, Ihre Ansprüche sind zu groß.“

„Meine Ansprüche, Madame, sind die eines Mannes, dessen Liebe sich durch den Beweis der Ihrigen vermehrt hat. Oh! Sie sind nicht eifersüchtig, das sieht man wohl.“

„Aber was ist denn zu thun?“ sagte die Catalane mit betrübter Miene.

„Finden Sie nicht das Mittel, mich in Ihrem Herzen zu befriedigen, so habe ich nichts mehr zu sagen.“

„Ei!“ rief die falsche Olympia, „glauben Sie, es sei so leicht in dieser Welt, seine Neigung mit seiner Ehre in Einklang zu bringen?“

„Ihre Ehre! Ei! Madame,“ versetzte der Abbé ein wenig wieder befestigt, „finden Sie nicht, daß es eben so ehrenvoll für Sie ist, Herrn d'Hoirac zu lieben, als Herrn Bannière?“

„Allerdings, aber . . .“

„Oh! Alles dies, Madame, Alles, was Sie sagen, erbärmliche Gründe! Liebten Sie diesen Menschen etwas weniger, und mich mehr . . .“

Die Catalane gab sich den Anschein, als weinte sie.

Für den Abbé war es Olympia, welche diese Thränen vergoß, und dennoch blieb er fest.

„Sie müssen Eines begreifen,“ sagte er.

„Was?“

„Daß ich aufs Aeußerste gebracht bin.“

Das Schluchzen der falschen Olympia verdoppelte sich. Eines der großen Talente der Catalane auf der Scene war, daß sie zu weinen verstand.

„Was haben Sie denn?“ fragte der Abbé, der gerührt zu werden anfing.

„Sie sehen es wohl, mein Herr, ich weine.“

„Weinen Sie, entscheiden Sie aber etwas.“

Digitized by Google

„Oh! es ist Alles entschieden, mein Herr, wenigstens von Ihrer Seite. Verlassen Sie mich, verlassen Sie die Frau, die Ihnen Liebe bewiesen hat, wie Sie so eben sagten."

„Verlassen, verlassen! ich weiß wohl, Sie wünschen, daß ich Sie verlasse," erwiederte der Abbé, der sich allmälig vertheidigte.

„Ich?"

„Allerdings, Sie. In der That, die ganze Scene die Sie mir machen, ist das Resultat einer Laune."

„Der arme Bannière nimmt Ihnen also heute mehr, als er Ihnen gestern nahm?"

„Ja, denn er nimmt mir das Vertrauen, das ich zu Ihnen hatte."

„Dann," rief die falsche Olympia, „wenn Sie kein Vertrauen mehr zu mir haben, bin ich sehr unglücklich!"

Und die Thränen flossen aufs Neue mit einem Accompagnement von Schluchzen.

Der Abbé schwieg.

„Ah!" sagte sie, „Sie sind ein Grausamer!"

„Und Sie, sind Sie nicht auch grausam, und zwar hundertmal, tausendmal mehr als ich!"

„Nun denn!" rief die Catalane, „wissen Sie, daß ich es mit einem Freunde und nicht mit einem Tyrannen zu thun haben will."

„So reden Sie."

„Nein. Es ist an Ihnen, die Bedingungen zu dictiren, da Sie zu diesem Ende gekommen sind, und ich werde sehen, ob ich diese Bedingungen annehmen soll; ich werde sehen, ob ich es mit einem Manne zu thun habe, der mich wirklich liebt, oder mit einem Manne, der sich anmaßt, mir jede Bedingung meines Lebens zu dictiren."

„Oh! Gott behüte mich!"

„Doch . . ."

„Sie wissen ja wohl, daß Ihr Glück meine einzige Sorge ist."

Digitized by Google

Sie schüttelte den Kopf in der Finsterniß, doch der Abbé errieth diese Bewegung.

„Nicht wahr, Sie haben mir vor Kurzem den Beweis davon gegeben?“ sagte sie.

„Oh!“ rief der Abbé gereizt, „Ihr Glück ist also, von diesem Komödianten geliebt zu sein?“

„Ah! Sie sind ein abscheulicher Narr, und Sie wissen nicht, was Sie sagen,“ rief die Catalane.

„Aber mir scheint, ich habe gehört,“ versetzte der Abbé.

„Sie?“

„Ja, ich.“

„Gehen Sie doch, Sie haben nichts gehört.“

Der Abbé sprang von seinem Sofa auf.

„Oh! das ist stark!“ rief er.

„Nein, Sie haben nichts gehört,“ fuhr die Catalane fort, „sonst würden Sie mich zu dieser Stunde anbeten.“

„Das ist sehr stark.“

„Nein, denn wenn Sie da gewesen wären, so hätten Sie auch alle Zeichen gesehen, die ich Ihnen machte, alles Lächeln, das ich an Sie richtete, um Sie Geduld fassen zu lassen.“

„Ich habe nichts hievon gesehen.“

„Dann sind Sie zu bedauern.“

„In jedem Fall geben Sie mir da eine schöne Rolle.“

„Ei! die, welche einem Manne vorbehalten ist, der so indiscret, es sich einfallen zu lassen, anderswo zu befehlen, als in seinem Hause.“

„Das ist es aber nicht, was Sie mir versprochen hatten.“

„Hatten Sie mir versprochen, mir ohne alle Umstände zweitausend Louis d'or und eine Rente von sechstausend Livres anzubieten? Hatten Sie mir versprochen, während Ihrer zärtlichen Redensarten und Ihrer schönen Anträge

werde sich Herr Bannière nicht in einem anstoßenden Cabinet verbergen? Hatten Sie mir versprochen, er werde von da aus nicht Alles hören, was Sie sagten, nicht Alles sehen, was Sie machten? Hatten Sie mir versprochen, Sie werden sich diese erschreckliche Lection und mir diese gräuliche Scene zuziehen?"

„Sie mußten mich in Kenntniß setzen," sagte er besänftigt.

„Was habe ich denn gethan, Sie abscheulicher Kurzsichtiger?"

„Sie haben mich in Kenntniß gesetzt?"

„Ich habe mir die Kinnbacken ausgerenkt, um Ihnen Warnungen zuzubrummeln; ich habe die Augen gegen Sie verdreht, daß die Fugen fast zerrissen; ich habe eine ganz schwarze Zehe, so stieß ich an Ihr Fauteuil, das Sie indiscreter Weise meinem Sofa näher rückten."

„Und ich habe nichts gesehen."

„Sie sind der Letzte der Unbesonnenen und der Blinden. Alles Schlimme, was Ihnen begegnet ist, ist durch Ihre Schuld gekommen."

„Ach!"

„Und nun seufzen Sie, das ist sehr schön; und nun erheben Sie Anschuldigungen, das ist sehr freundlich! Ich werde mittlerweile leiden."

„Sie werden leiden?"

„Zweifeln Sie daran? glauben Sie, nach Ihrem Abgange habe mich Bannière geschont? Halten Sie ihn für blind und taub, wie Sie sind? Wenn er blind und taub ist, so stehe ich Ihnen dafür, daß er nicht einarmig ist."

„Oh! mein Gott! sollte er Sie bedroht haben?"

„Bedroht! Sie sind sehr gut! Er hat mich geschlagen."

„Geschlagen! Sie, armer Engel! Dieser Ruchlose hat Sie geschlagen?"

„Zum Glück hat er seinen, im Ganzen sehr traurt-

Digitized by Google

gen, Zorn an mir ausgelaſſen. Ich hatte ziemlich bange, er werde ihn an Ihnen auslaſſen: er hätte Sie auf dem Platze getödtet! Er iſt ſo heftig."

„Ho! ho! ich habe, Gott ſei Dank, Arme."

„Ja, aber keine Augen, und er, er hat Arme, Augen und einen Degen."

„Glauben Sie, ich fürchte mich?"

„Ich halte Sie nicht für furchtſam; überdies ſind Sie keiner Gefahr ausgeſetzt."

„Ich werde Sie vertheidigen. Ah! Sie zucken die Achſeln?"

„Ei! fangen Sie damit an, daß Sie ſich ſelbſt vertheidigen."

„Meine Liebſte, Sie ſcheinen mir zu ſehr zu vergeſſen, was ich bin."

„Ich vergeſſe es nicht, doch ich weiß auch, Ihr Charakter verlangt, daß Sie alle Maßregeln nehmen, deren ein Soldat ſich überheben würde. Wären Sie ein Dragoner wie Herr von Mailly, ſo würden Sie mich mehr mit einem Blicke beruhigen, als es Herr d'Hoirac mit einem ganzen Heere zu thun vermöchte."

„Ich kann, wenn nicht mich ſelbſt rächen, doch es betreiben, daß . . ."

„Und welchen Vorwand haben Sie, um einem ehrlichen Manne zu ſchaden, der im Ganzen nur ſein Gut vertheidigt?"

„Sein Gut? ſein Gut! . . Ich will es nicht dulden, daß er Ihnen ſchadet und Sie ſchlägt."

„Er wird ſich wenig um Ihre Vertheidigung bekümmern, und wenn Sie zu laut ſchreien, ſo wird er noch ſtärker ſchreien, als Sie."

„Somit werden Sie dieſen Menſchen ewig dulden, Madame."

„Oh! nein! nein!"

„Wie ſo? Warum ſagen Sie nein?"

„Weil ich ein Mittel weiß, mich ſeiner zu entledigen, wenn er zu läſtig ſein wird."

Digitized by Google

„Warum wenden Sie dann dieses Mittel nicht an? denn mir scheint, wir sind sehr belästigt."

„Teufel! er ist heftig!"

„Vertrauen Sie ihn mir an."

„Nein, nein."

„Sie lieben mich also nicht? Sie haben also im Sinne, mich immer den Brutalitäten dieses Burschen zu unterordnen?"

„Ich sage das nicht, doch es ist etwas Anderes, einen Menschen fortzujagen, der uns belästigt, oder einen Unglücklichen zu Grunde zu richten, der sich uns anvertraut hat, und dessen Geheimniß man besitzt."

„Ah! es gibt ein Geheimniß?"

„Ei! ein schönes."

„Sagen Sie es Ihrem guten kleinen Freunde."

„Nein, nein, es gibt keine Freunde."

„Sie verleugnen mich als Ihren einzigen Freund, mich! . . ."

„Habe ich Unrecht?"

„Mir scheint . . ."

„Was haben Sie denn gethan, daß ich Sie meinen Freund nennen sollte? Etwa, weil Sie mein Liebhaber sind?"

„Aber, Olympia . . ."

„Das ist kein Beweis. Ein Freund ist derjenige, welcher so ergeben ist, daß man nicht mehr an ihm zweifeln kann."

„Ich bin es, wie mir scheint. Fordern Sie, ich habe meine Anträge schon ausgesprochen; ich wüßte nicht, daß hier ein Herr Bannière im Cabinet wäre."

„Mein Gott, Herr Abbé," sagte die falsche Olympia, „es ist hier eine hohe und delicate Frage zu berühren, doch eine Frau muß sich zuweilen hiezu entschließen, wenn es sich um ihre Unabhängigkeit handelt."

„Ihre Unabhängigkeit, meine Liebste, wird nie gesichert sein, so lange Sie mit diesem Bannière leben,"

Digitized by Google

versetzte der Abbé voll Eifer; „Sie müssen ihn also verlassen.“

„Dieser Punkt ist beinahe nicht mehr streitig.“

„Es fragt sich nur, ob Ihre Furcht stärker sein wird, als Ihre Skrupel.“

„Ganz richtig.“

„Wohlan! mit zweitausend Louis d'or, wie ich sie Ihnen geboten . . .“

„Oh! nun sprechen Sie ganz unumwunden von Geld,“ sagte die Catalane bebend vor Freude.

„Ich muß es wohl, um Sie zu bestimmen, um Ihnen zu beweisen, daß Sie, minder arm, freier sein werden. Ich muß es auch, damit Sie mir das Mittel geben, Bannière im Falle eines Mißbrauchs, und nur in diesem Falle, die Fähigkeit, zu schaden, die er Ihnen zu haben scheint, zu benehmen.“

„Hiezu werde ich mich nie entschließen.“

„Hören Sie,“ sprach der Abbé, der immer glühender wurde, je weniger er Widerstand fühlte, „ich will Ihnen zeigen, daß Sie Unrecht haben. Ein Freund, so definiren Sie ihn, ist derjenige, welcher ohne Rückhalt ergeben ist. Ich gehöre aber Ihnen, mein Vermögen gehört Ihnen, meine Hand würde Ihnen gehören, wenn ich heirathen könnte.“

„Das heiße ich sprechen,“ sagte die Catalane.

„Die zweitausend Louis d'or, ich habe sie in Kasse. Ich wollte wissen, ob Sie die Dinge auch so großmüthig machen würden, wie ich.“

„Was nennen Sie Großmuth, wenn ich fragen darf?“

„Ich will damit sagen, ich wollte wissen, ob Sie gegen eine elende Summe, die Ihnen die Ruhe geben wird, einwilligen werden, das Theater zu verlassen. Hier sind die zweitausend Louis d'or.“

Der Abbé reichte die Billets der Catalane, welche gierig mit ihrer gekrümmten Hand darnach griff.

Als die Falsche die Berührung dieses unverhofften,

Digitized by Google

für sie unerhörten Reichthums gefühlt hatte, ging eine seltsame Wirkung in ihrem Herzen vor: der Abbé wurde ihr theuer und heilig. Bannière wurde ihr unnütz, abgeschmackt und lästig; und mit einem Tone, der mehr wirkliche Zärtlichkeit bezeichnete, als sie je empfunden hatte, sprach sie:

„Sie sind ein gutes Herz, und Sie verdienen, daß man für Sie aus Liebe thut, was mich nichts zu thun bestimmt haben würde. Sie verdienen, daß man Sie völlig beruhigt. Sie verdienen, unter Ihrer Abhängigkeit den einzigen Menschen zu haben, der Ihnen furchtbar ist. Und da Sie die Nebenbuhlerschaft dieses Bannière fürchten, da Sie vielleicht nicht der Stärkere in einem Kampfe gegen ihn wären, so gebe ich Ihnen die Waffen, die ich habe: sie sind tödtlich; die Ueberredung, die Werthschätzung, die Liebe nehmen sie aus meinen Händen, um sie in die Ihrigen zu übertragen."

Der Abbé öffnete seine Ohren und schloß seine Arme.

„Erfahren Sie," sagte die Catalane, „erfahren Sie, daß Bannière aus einem Jesuiten-Noviciat entwichen ist."

Der Abbé bebte.

„Von wo?" fragte er.

„Von Avignon."

„Der Provisor dieses Collegiums ist mein Freund; er heißt . . ."

„Mordon, nicht wahr?"

„So ist es."

„Und er sucht zu Wasser und zu Land den Ueberläufer, den ich bis jetzt bei mir verborgen habe."

„Güte des Himmels!" rief der Abbé freudetrunken.

„Sie begreifen, daß ich dieses Geheimniß Ihnen als einem biedern Manne anvertraue. Sie begreifen, daß wenn es sich anders verhielte und wenn ich Sie nicht gut kennete, der Unglückliche verloren wäre."

„Oh! ja."

Digitized by Google

„Ein Jesuiten-Zögling!"

„Gewiß."

„Ein Jesuiten-Zögling, der Schauspieler wird!"

„Alle Sterne!"

„Ein Jesuiten-Zögling endlich, der, nachdem er Schauspieler geworden, mit einer Schauspielerin lebt und Diener der Religion wie Sie beleidigt."

„Ja! ja."

„Der arme Junge! man weiß nicht, wo dies ein Ziel nähme."

„Man weiß es nicht," wiederholte der Abbé zitternd vor Freude.

„Also, mein lieber d'Hoirac, ich gebe Ihnen da eine Waffe, von der Sie nur Gebrauch machen werden, wenn Sie Bannière zu stark und zu laut bedrohte."

„Ich danke, meine Seele."

„Oh! ich habe viel gelitten, daß ich Sie im Streite mit diesem schlimmen Kopfe gesehen, welchem Ihr Charakter und Ihr Kleid zu antworten verboten, wie Sie durch Ihr Herz und durch Ihren Namen hiezu angetrieben werden."

„Oh! ja, ich habe gelitten," sagte der Abbé mit Wuth, „doch . . ."

„Doch fortan," sprach die Catalane, „fortan sind Sie auf der Hut und gepanzert. Haben Sie nur die Tugend der Starken, seien Sie geduldig."

„Fürchten Sie nichts."

„Ich flehe Sie an, erzürnen Sie sich nicht unnöthig; erinnern Sie sich, daß ich, indem ich Ihnen diesen armen jungen Mann preisgegeben, hinreichend bewiesen habe, Sie haben nichts von seiner Seite, was mich betrifft, zu befürchten."

„Ich werde Punkt für Punkt Ihre Ermahnungen befolgen."

„Empfangen Sie meinen Dank! Sie sind ebenso edelmüthig gegen die Männer, als gegen die Frauen.

Digitized by Google

Warum ſollten Sie nicht geliebt, was ſage ich? angebetet werden!"

Der Abbé bemerkte nicht, daß er an dieſem Abend für acht und vierzigtauſend Franken angebetet wurde.

Nachdem ſie ihre bedrohte Barke ſo geſteuert, hatte die Catalane, mit Hülfe ihrer Genoſſin, das Geld und die Strafloſigkeit. Der Abbé hatte, mit Hülfe ſeines Geldes, ein paar Stunden Illuſion.

Sehen wir, was Bannière haben ſollte.

XXXII.

Der Ring von Herrn von Mailly.

Der arme Bannière wußte nichts von dem, was gegen ihn complottirt worden war. Er machte es wie die Kinder, die mit dem Pulver ſpielen und das Pulver in der einen Hand und das Feuer in der andern halten. Er hatte beſchloſſen, ſich wegen Alles deſſen, was er ſich ſelbſt leiden machte, an Olympia, das heißt an der einzigen Perſon, die er ernſtlich in dieſer Welt liebte, zu rächen.

Er hatte durch die Eiferſucht gelitten und beſchloſſen, Olympia durch die Eiferſucht leiden zu laſſen.

Auf die Gefahr, dieſes edle Herz zu brechen, wollte ſie der Wahnſinnige beſtrafen, weil ſie unklug geweſen, während die Unklugheit, welche Olympia begangen, gerade von dem Adel ihres Herzens herkam.

Am andern Tage nach der von ihm dem Abbé gemachten Scene, als Olympia Alles von Bannière vergeſſen glaubte, als von ihrer Seite Alles vergeſſen war,

Digitized by Google

begab sich Bannière zur Theaterprobe. Er fand die ganze Komödie hier.

Die Catalane lachte und die Coiffeuse studirte hinter den Coulissen die Gesichter.

Olympia pflegte, wie alle große Künstler, mit Ernst zu probiren. An diesem Tage probirte sie mit noch mehr Ernst als gewöhnlich. Die arme Frau war bei der ersten Phase der Entmuthigung, die sich durch die zum Zustande der Gewohnheit übergegangene Traurigkeit ankündigt.

Dann kein Geräusch, kein Vergnügen mehr, weder in der Pflichterfüllung, noch in dem, was an gewöhnlichen Tagen des Lebens eine Belustigung ist. Das Auge ist düster, das Herz hat keine Seufzer mehr, die Wunde, die es dumpf zernagt, nimmt es genug in allen seinen Kräften in Anspruch, daß es kaum die Kraft, pünktlich zu schlagen, findet.

Olympia, sagen wir, probirte ihre Rolle. Die Catalane lockte den Einen und den Andern in den Coulissen an sich.

Bannière ging gerade auf sie zu und nahm sie bei den Händen.

Bannière war schön an diesem Tage, schön durch seine natürliche Schönheit und mehr noch durch die Belebtheit, welche in den Zügen der Frau oder des Mannes eine sehr mächtige Idee erweckt, und wäre es die Idee, seinem Nebenmenschen Schaden zuzufügen.

Bannière fing an mit der Catalane zu spielen, und bald hatte sie sich gegen seine Zudringlichkeiten zu wehren.

Die Catalane wehrte sich Anfangs nicht nur gegen seine Zudringlichkeiten, sondern sie empfand sogar bei seiner Annäherung ein Gefühl, das dem Schrecken glich.

Ihr Gewissen machte ihr den Vorwurf, sie habe diesem Manne sein Verderben bereitet.

Es kam ihr vor, als sähe sie einen Verurtheilten

Digitized by Google

der nichts von seiner Verurtheilung wisse, gehen, sprechen, lachen.

Dann hatte sie auch vielleicht die Verachtung des Schauspielers, welche seit so lange dauerte, verletzt.

Bannière schien jedoch nichts zu bemerken. Er war unermüdlich in seiner Bewerbung um das Lächeln und die Freundlichkeit der Catalane. Er entwickelte, so fruchtbar an Mitteln ist die Rache, einen seltsamen Geist, einen coquetten Geist, den man nicht von ihm kannte.

Die Catalane aber war kein Mädchen von Geist. Es war auch keine schlimme Natur.

Sie hätte Bannière sehr geliebt, würde Bannière sie geliebt haben.

Man weiß, daß sie sich wenigstens ebenso zärtlich gezeigt hatte, als dieser andere Joseph grausam gewesen war.

Es dünkte ihr sonderbar, daß sie den Hoffärtigen in dem Augenblicke wieder zu ihr kommen sah, wo sie auf immer mit ihm gebrochen hatte.

So wenig die Frau Philosophin sein mag, so hat doch die Alltäglichste Zartgefühlsinstincte, welche so viel werth sind, als die Quintessenz aller dicken psychologischen Abhandlungen.

Sie fing, wie gesagt, damit an, daß sie Bannière hart anließ; als sie ihn aber beharrlich bleiben sah, verfuhr sie beständig vertheidigungsweise, ließ ihn jedoch sprechen.

Anfangs kam ihr der unbestimmte Gedanke, Bannière wolle sie mit Nachsicht behandeln. Hernach mußte sie auf diesen Gedanken verzichten, denn wenn Bannière etwas vermuthete, so würde er weder die Sanftmuth, noch die Zögerung anwenden, um eine so dringende Gefahr zu beseitigen.

Nein, Bannière wußte nichts; er kam zurück, weil er zurückkam; er wurde einzig und allein durch den Magnetismus ihrer schönen Augen, durch die Anziehungskraft ihrer Schönheit zurückgerufen.

Digitized by Google

Es war allerdings ein wenig spät, doch die Stunde hatte nun einmal geschlagen.

Man sah die Leidenschaft in jedem Blicke von Bannière hervorbrechen; man sah in jedem seiner Acte eine Entschuldigung für sein geringschätzendes Benehmen in der Vergangenheit.

Dieses Verfahren wurde bemerkt; Olympia sah es wie die Anderen. Das geräuschvolle Gelächter von Bannière störte mehrere Male die Probe und zog den Delinquenten die strengen und sodann ärgerlichen „St!" von Olympia zu.

Sie gingen in einen dunkeln Winkel: man hörte sie flüstern. Diese Marter ist für die Eifersüchtigen unerträglich.

Olympia bezwang sich muthig, um den Anschein zu haben, als bemerkte sie das unschickliche Benehmen von Bannière nicht.

Die Catalane gab sich ganz sanft dem Vergnügen hin, sich von einem Liebesüberläufer den Hof machen zu sehen.

Die Probe endigte. Olympia entfernte sich, ohne daß Bannière es wahrzunehmen geschienen hatte.

Sie begab sich nach Hause, ohne daß er sie begleitete.

Die Catalane war sehr erfreut, ihrer Nebenbuhlerin Kummer zu machen.

Bannière kehrte am Abend ins Theater zurück, wo Olympia nicht spielte.

Diese, als sie ihn weggehen sah, faltete die Stirne und sagte nichts.

Doch der Zorn überwog die Würde. Olympia ging am Abend auf die Bühne, wo Bannière, welcher wohl sie zu sehen erwartete, der Catalane, deren Rolle an diesem Abend ebenso reizend als ihr Costume war, immer galanter den Hof machte.

Bannière hatte sie durch seine eifrigen Manieren völlig bestimmt; sie bereute es, die Freiheit dieses ar-

Digitized by Google

men Bannière in dem Augenblick gefährdet zu haben, wo er sie zu lieben im Begriffe war.

Als sie Olympia gegen ihre Gewohnheit in's Theater kommen sah, als sie diese stolze Olympia in die Schranken treten sah, um ihren Geliebten streitig zu machen, fühlte sich die Catalane von einem ungeheuren Verlangen, zu siegen, ergriffen.

Sie benützte deshalb den Augenblick, wo Olympia den Einen und die Andere mit einem düsteren Blicke umfaßte, um zu dem jungen Manne zu sagen:

„Sie erklären also, daß Sie mich schön finden?"

„Ja."

„Daß Sie mich lieben?"

„Glühend."

„Daß Sie bereuen, es mir nicht früher gesagt zu haben?"

„Ich sage das und wiederhole es."

„Ich soll also vergessen, wie undankbar und unachtsam Sie gewesen sind?"

„Ich bitte, vergessen Sie es."

„Ich soll Ihnen also verzeihen?"

„Verzeihen Sie."

„Wohl denn! damit Sie nicht glauben, ich drehe mich nach dem Hauche Ihrer Laune, damit Sie wissen, daß ich eine tiefe, aufrichtige Zuneigung hege, ja, eine tiefere, aufrichtigere, hören Sie wohl, als manche Liebe, die man zur Schau stellt . . ."

Sie schleuderte einen schlimmen Blick gegen Olympia.

Bannière bebte.

„Um Ihnen dies zu beweisen," fuhr die Catalane fort, „bitte ich Sie, mit mir zu Nacht zu speisen."

„Eine seltsame Manier," erwiederte Bannière, der zu scherzen suchte, „eine seltsame Einladung! Sie laden mich mit einer Art von Drohung ein."

„Sehen Sie doch die zwei Geschütze an, unter deren Feuer ich mit Ihnen spreche."

Digitized by Google

„Arme Olympia!“ dachte Bannière, und er wich einen Schritt zurück.

„Nicht wahr, Sie nehmen es an?“ fragte die Catalane.

„Ob ich es annehme!“

„Oh! ich kenne Sie! Ich weiß, welche Macht Andere über Sie haben; ich weiß, daß Sie, um anderen Leuten, die Ihnen bange machen, nicht zu mißfallen, der Unschicklichkeit, einer angenommenen Einladung nicht zu entsprechen, Trotz bieten würden.“

„Ich gebe Ihnen hiemit mein Wort mit meiner Hand,“ sprach Bannière.

„Um zehn Uhr,“ sagte die Catalane.

„Um zehn Uhr,“ wiederholte Bannière.

Er vollendete nicht; Olympia fiel wie der Blitz zwischen Beide.

Aus der Fassung gebracht, verschwand Bannière hinter den Coulissen.

Die Catalane ballte die Fäuste, wie ein Weib, das sich zu vertheidigen entschlossen ist.

Bleich und kalt, begann Olympia, nach einem flüchtigen Blick der Verachtung auf Bannière, die Catalane vom Kopfe bis zu den Füßen zu messen.

„Sie haben da ein hübsches Costume,“ sagte sie mit einer sanften Stimme, „und Sie sind heute wunderbar schön.“

Die Catalane erwartete Beleidigungen, einen Angriff: sie war verblüfft.

„Sie finden?“ sagte sie.

„Sie sind schön, um die Eifersucht der Frauen und die Liebe der Geliebten zu erregen,“ fuhr Olympia fort. „Ich habe meinen Geliebten sehr im Verdacht, daß er Liebe für Sie gefaßt hat; da ich aber nicht eifersüchtig sein will, so bitte ich Sie, mir offenherzig zu sagen, ob er Sie wirklich liebt. Oh! sagen Sie es, sagen Sie es aufrichtig; ich finde Sie schön genug, um zu begreifen, daß Sie die Ueberreste meiner Zuneigung haben.“

Digitized by Google

Zugleich befriedigt und gedemüthigt, ſchickte ſich die Catalane zu einer Antwort an; doch bei der erſten Geberde, die ſie machte, ſtieß Olympia einen furchtbaren Schrei aus.

Sie hatte an ihrer mit Ringen bedeckten Hand den Rubin erblickt, der von Herrn von Mallly kam, den Rubin, den Bannière an den Juden verkauft, den der Jude wieder an den Abbé d'Hoirac verkauft hatte, und den die Catalane von Letzterem beſaß.

Olympia ſtürzte ſich auf dieſe Hand, ſchaute und erkannte in der Nähe den Ring, gab einen ſchwachen Seufzer von ſich und fiel ihn Ohnmacht.

Das Geräuſch ihres Falles auf den Boden des Theaters rief Bannière zurück, der, wie die Catalane, nichts wußte und nichts begriff. Nur vergaß er, trunken vor Schmerz, Alles, nahm Olympia in ſeine Arme und trug ſie, Thränen vergießend und verzweiflungsvoll ſich geberdend, nach Hauſe.

Als es ihm gelungen war, ſie ins Leben zurückzurufen, als er auf den Knieen den erſten Blick der armen Frau empfing, erſchrak er über den Zorn und den Haß, die dieſen Blick belebten.

„Um Gottes willen! was haben Sie denn, meine liebe Olympia?“ ſagte er.

Sie entzog ſich ſeinen Armen und erwiederte:

„Was ich habe? Sie wiſſen es, laſſen Sie es mich Ihnen nicht wiederholen. Sie haben mir Ihre Liebe verſprochen, und in dieſem Augenblick bringen Sie mir Ihr Mitleid.“

„Oh! glauben Sie das nicht.“

„So eben ſchenkten Sie Ihre Liebe, ich weiß es, eine verachtenswerthe Liebe, dieſer Catalane; nun, da meine Schwäche mich verrathen hat, und da Sie mich zu tief verwundet zu haben befürchten, kommen Sie und verleugnen die Catalane bei mir, wie Sie mich bei ihr verleugnet haben.“

„Nie! nie!“

Digitized by Google

„Lügen Sie nicht, haben Sie wenigſtens den letzten Muth, den der Ehre. Sie wiſſen, daß ich Sie nicht mehr lieben kann. Trachten Sie danach, daß ich Sie wenigſtens noch achte.“

„Olympia, dieſe gräßlichen Worte verwandeln mich vor Schrecken in Eis; ſollten Sie ſo wenig Nachſicht mit einem armen kranken, von Eiferſucht kranken Geiſte haben?“

„Eiferſüchtig, Sie?“ rief Olympia mit Verachtung.

„Oh! als ich ſah, daß Sie dieſen Gecken, dieſen Pinſel, dieſen Abbé d'Hoirac empfingen, als ich ſeine beleidigenden Anträge hörte, glaubte ich, er ſei dahin nur mit Ihren Ermuthigungen gekommen; ich zweifelte an Ihnen, ich wollte Ihnen zeigen, was diejenigen leiden, welche zweifeln; es mag ſein, ich habe einen Fehler, ein Verbrechen begangen, doch verzeihen Sie mir, ich habe Ihnen ja verziehen.“

„Sie! . . Ihnen, der Sie nur zweifelten, iſt es leicht geweſen, zu verzeihen. Ueberdies wußten Sie wohl, daß ich nicht ſchuldig war. Doch ich, kann ich zweifeln? habe ich nicht den Beweis vor den Augen?“

„Den Beweis! Sie haben den Beweis?“ rief er; „Sie haben den Beweis! und von was?“

„Ich habe Sie geſehen.“

„Sie haben mich mit dieſer Frau tändeln, ſpielen, ſie belügen, ihr falſch zulächeln ſehen, in der Abſicht, Sie zu beunruhigen, während ich Ihre Haltung beobachtete, um die Wirkung meines elenden Verfahrens zu berechnen. Das iſt es, was Sie geſehen haben.“

„Und das Abendbrod um zehn Uhr?“

„Es iſt zehn Uhr, und ich bin zu Ihren Füßen.“

„Das macht Sie zu einem Manne von Ehre, nicht wahr?“ verſetzte ſie mit einer entſchiedenen Verachtung; „doch es gibt noch etwas Anderes, was Sie vergeſſen, und was hinreicht, um Sie in meinen Augen zu entehren.“

Digitized by Google

„Was denn, Olympia?“ verſetzte Bannière mit Bangigkeit.

„Sie fragen mich das?“

„Ich bitte Sie inſtändig.“

„Die Frau, der Sie mich ſchändlicher Weiſe geopfert haben, müßte, wie ich, eine zartfühlende und treue Perſon geweſen ſein; ſie müßte ſich damit begnügt haben, ängſtlich in ihr Schmuckkäſtchen Ihre Liebespfänder einzuſchließen, damit Niemand ſie als fortan ihr gehörig erkenne.“

Erſchrocken unter dem glühenden Blicke von Olympia, fuhr Bannière mit ſeiner Hand über ſeine geblendeten Augen.

„Was ſprechen Sie von Liebespfändern?“ ſagte er; „was ſprechen Sie von Schmuckkäſtchen?“

„Ja, lügen Sie doch, verſuchen Sie es, zu lügen.“

„Ich begreife nicht . . .“

„Oh!“ erwiederte ſie die Achſeln zuckend, „was für eine armſelige Natur ſind Sie, Herr Bannière, und wie wenig verdienen Sie, von einem Herzen, wie das meinige, geliebt zu werden! Glauben Sie denn, ich wäre beſtürzt geweſen, ich wäre in Ohnmacht gefallen, weil ich entdeckte, daß Sie dieſer Frau Rendez-vous gaben? Geben Sie ganz Lyon Rendez-vous, wenn Ihnen das beliebt; ich werde nicht daran denken.“

„Warum haben Sie dann den Verdruß gefaßt, der eine ſo erſchreckliche Wirkung auf Sie hervorgebracht hat?“ fragte Bannière.

„Ihre Feigheit, Ihre Ehrloſigkeit . . .“

Er bebte und erhob das Haupt.

„Sie beſchimpfen mich wegen eines leichten Fehlers,“ ſagte er.

„Ein leichter Fehler! Ah! Sie nennen mit dieſem Namen den Fehler, der, von mir im Polizeibureau erzählt, machen würde, daß Sie in zwei Stunden in Pierre-Anciſe eingeſperrt wären.“

„Man würde mich einſperren, weil ich von der

Digitized by Google

Catalane ein Abendbrod angenommen habe, zu dem ich nicht gehe?"

„Es handelt sich nicht um ein Rendez-vous!" versetzte Olympia voll Wuth.

„Um was handelt es sich dann? . . Sie werden mich am Ende verrückt machen!"

„Besser wäre es, ich würde Sie verrückt machen, als daß ich Sie öffentlich als Dieb bezeichnete!"

„Dieb!" rief er leichenbleich; „oh! nehmen Sie sich in Acht, Madame!"

„Ja, nicht wahr? nachdem man die Frauen bestohlen hat, schlägt man sie? Sie würden zur Catalane gehen und sich damit rühmen?"

„Olympia! Olympia!"

„Und dann eines Tags werden Sie sie ebenfalls bestehlen und wegen einer Andern schlagen!"

„Olympia, ich werde blind! Nehmen Sie sich in Acht, ich stehe nicht mehr für mich."

„Oh! das ist ein Ring, der wandern wird, bis er eines Tags im Bureau eines Richters als Ueberweisungsstück figurirt."

„Der Ring," murmelte er, „der Ring! Es ist wahr, ich hatte es vergessen!"

Und er stürzte zu den Füßen von Olympia und schlug mit der Stirne auf den Boden.

„Ach!" sprach sie, „Sie ekeln mich an! Es fehlte Ihnen nichts mehr, als das Abscheuliche der Angst. Stehen Sie auf, mein Herr; gehen Sie, ich habe weder mehr Kummer, noch Zorn. Suchen Sie diejenige auf, welcher Sie Rendez-vous gegeben haben; sagen Sie ihr, sie könne fortan ruhig mit meinem Ringe umherspazieren, ich werde ihr ihn nicht vom Finger reißen."

Bannière richtete den Kopf auf; sein Gesicht war von Thränen durchfurcht.

„Olympia!" murmelte er, „was haben Sie gesagt?"

Digitized by Google

„Ich habe gesagt, ich schenke dieser Frau den Ring, den Sie ihr schon geschenkt haben, nachdem Sie ihn mir gestohlen. Ich spreche Euch Beide von den Gewissensbissen und den Galeeren frei.“

Bannière erhob sich ganz zerzaust und ganz zitternd.

„Ich habe Ihren Ring der Catalane gegeben?“ sagte er.

„Sie trägt ihn an ihrem Finger mit den Ringen ihrer Liebhaber; sie hätte Ihnen wenigstens die Ehre erweisen müssen, denselben allein zu tragen. Der Rubin ist es wohl werth.“

„Sie sagen, die Catalane trage am Finger Ihren Ring?“

„Den Ring von Herrn von Mailly, ja, Herr Bannière.“

„Olympia, wir wollen die Catalane hierher kommen lassen; Olympia, wenn Sie diesen Ring am Finger trägt, so werden wir machen, daß sie gesteht, von wem sie ihn hat.“

„Oh!“

„Olympia, ich schwöre Ihnen bei Allem, was es Heiliges auf dieser Welt gibt, ich schwöre Ihnen bei der Liebe, die ich für Sie habe . . . das beleidigt Sie! . . . bei der Religion . . . Sie lachen! . . Ich ersticke vor Wuth und Schmerz! Ich schwöre Ihnen bei Ihrer Mutter, daß ich nie diesen Ring der Catalane gegeben habe . . .“

„Die ihn am Finger trägt! Schwören Sie mir auch, daß Sie ihn mir nicht gestohlen haben!“

„Ich habe ihn gestohlen! ja, gestohlen! Dieses Wort ist keine Strafe, welche ärgerlich genug! Ich habe gestohlen! Olympia, das ist wahr, doch es geschah in der Absicht, diesen Ring zu verkaufen und mit dem Erlöse zu spielen, um mich zu bereichern. Olympia, ich kann nicht mehr lügen; wozu? die Beweise sind da. Ich habe den Ring an den Juden Jacob verkauft; er wird es Ihnen sagen. Nie habe ich auch nur an diese Frau

Digitized by Google

gedacht. Ihr den Ring von Ihnen ſchenken! oh! lieber wäre ich geſtorben!"

„Sie wollten ihr Ihre Liebe ſchenken."

„Olympia, denken Sie das nicht. Und dann, was bin ich? nichts, als ein elender Gegenſtand! Ihren Ring verſchenken, Olympia, nie! nie!"

Olympia ſchüttelte den Kopf mit einer eiſigen Kälte, die Bannière außer ſich brachte.

„Sie glauben mir nicht?" rief er.

„Nein."

„Seien Sie doch nicht ſo halsſtarrig; Sie werden es ſpäter bereuen. In einer halben Stunde wird der Beweis kommen; ich laufe zu dem Juden. Oh! nein, ich kann nicht dahin gehen: Sie würden glauben, ich habe mich mit ihm verſtändigt; ich bleibe hier. Gehen Sie zu ihm, Olympia; oder ſchreiben Sie ihm vielmehr, denn Sie ſind leidend, und Sie können nicht gehen. Mein Gott! haben Sie Mitleid mit mir! Sie ſehen wohl, daß ich nicht lüge. Daß ich Ihnen dieſen Ring genommen habe, iſt ein Verbrechen, doch es iſt kein Diebſtahl; ich habe mir dieſes Geld nicht zu Nutze gemacht und noch viel weniger dieſe Frau davon profitiren laſſen. Oh! drücken Sie mich nicht zu Boden; ich haßte dieſen Ring, er iſt ein Andenken für Sie, ein vielleicht ſüßes Andenken, für mich ein gräuliches, verhaßtes! Olympia, ich flehe Sie an, laſſen Sie dieſe unempfindliche Miene! Olympia, treiben Sie mich nicht zur Verzweiflung. Sie klagen mich an, ich vertheidige mich. Greifen Sie nach den Beweiſen; es wird immer noch Zeit ſein, mich zu verdammen, wenn Sie den Beweis in Händen haben."

„Wozu?" erwiederte ſie; „Sie ſehen mich todt, ſeitdem Sie mit mir ſprechen; ich habe Alles, was mir möglich war, gethan, um in mir ein menſchliches Gefühl wiederzuerwärmen: ich finde nichts; die Liebe, oh! ſie iſt todt; das Mitleid, todt; zwiſchen den zwei Extremen, welche Maſſe von Illuſionen! Vertheidigen Sie

Digitized by Google

ſich nicht, es iſt nicht der Mühe werth; ich habe Ihren Ring am Finger der Catalane geſehen!"

„Warum ſollte ſie ihn nicht vom Juden gekauft haben?"

„Das iſt ſchwach, finden Sie etwas Anderes, Herr Bannière."

„Wenn es aber dennoch wahr iſt!" rief der Unglückliche im Paroxysmus der Tollheit. „Wenn man Ihnen die Verſicherung gibt, wenn man es Ihnen beweiſt, wenn . . ."

„Wäre der Jude da und ſagte es mir, käme die Catalane zu meinen Füßen und ſagte es mir, ich würde es nicht glauben."

„Olympia, mein Gott!"

„Das iſt das Unglück von dieſer Art von Abenteuern. Blind iſt diejenige, welche nie getäuſcht worden iſt, wie ich es bin! Vertrauen und Mißtrauen haben jedes eine Binde auf den Augen: jenes, weil es das Böſe nicht ſehen will, dieſes, weil es das Gute nicht ſehen will."

Verwirrt, erſchöpft an Beweisgründen und Worten, trat Bannière ans Fenſter, um ein wenig Luft zu ſchöpfen.

Olympia blieb düſter und unbeweglich an ihrem Platze.

In der Secunde, wo Bannière, nachdem er die Augen zum Himmel aufgeſchlagen, den er um eine Eingebung bat, ſich wieder gegen Olympia umwandte, um einen letzten Verſuch zu machen, drang ein Schrei von der Straße empor und feſſelte ihn an ſeinen Platz.

„Rühren Sie ſich nicht, Bannière, oder Sie ſind des Todes," ſagte eine Stimme.

Digitized by Google

XXXIII.

Die Schützen.

Bannière hörte die seltsame Ermahnung, die man ihm zurief, und neigte sich gegen die schwarze Straße hinaus.

Olympia bebte. Bannière war ernstlich bedroht, und die Liebe war nicht so todt im Grunde ihres Herzens, als sie es selbst glaubte.

Indem er sich hinaus neigte, sah Bannière dem Hause gegenüber Lederwerk von Soldaten und längs den Mauern glänzende Bajonette.

Die Bewegung, die er gemacht, war beinahe unmerklich und glich nicht einer Fluchtbewegung; dennoch richteten sich die Flintenläufe gegen ihn.

„Rühren Sie sich nicht, oder man feuert auf Sie," wiederholte die Stimme.

Olympia vergaß Alles. Sie eilte zu ihm.

„Was ist das?" rief sie erschrocken.

„Im Namen des Königs," sprach unten die Stimme eines Commissär, der, nachdem man ihm die Thüre geöffnet, in das Haus eindrang, „im Namen des Königs verhafte ich Sie."

„Mein Gott! was bedeutet denn das?" wiederholte Olympia, die sich auf die Schulter von Bannière stützte.

„Oh! es sind ohne Zweifel die Soldaten, die Sie von der Polizei haben verlangen lassen, um Ihren Dieb zu verhaften, Olympia," sagte Bannière, der das Zittern, welches sich seiner bemächtigte, nicht bewältigen konnte.

Olympia hatte nicht einmal Zeit, zu protestiren. Die Thüre des Zimmers wurde geöffnet, und der erschro-

Digitized by Google

dene Lackei trat, dem Commiſſär und zwei Soldaten voranſchreitend, ein.

„Das iſt Bannière," ſagte der Beamte, „ich erkenne ihn."

„Aber was wollen Sie denn?" fragte mit ſchwacher Stimme der Unglückliche.

Der Commiſſär ging auf ihn zu, bezeichnete ihn mit dem Finger ſeinen Soldaten und wiederholte die Worte, die er ſchon geſagt hatte:

„Ich verhafte Sie im Namen des Königs."

„Was hat er denn gethan?" rief Olympia.

„Das iſt die Sache der Richter, die über den Herrn zu urtheilen haben werden. Ich habe ein Mandat, und ich vollziehe es."

Man führte Bannière ab.

Von dieſem Unglücklichen durch die Soldaten getrennt, fiel Olympia ſterbend in ihren Lehnſtuhl zurück.

Es war in Allem dem Etwas, worüber ſie ſich keine Rechenſchaft geben konnte, und was ſie erſchreckte.

Durch welches Verhängniß folgte unmittelbar auf die Drohung, die ſie bei verſchloſſenen Thüren ausgeſprochen, eine ſo furchtbare Wirkung?

Olympia unterlag den Gewiſſensbiſſen, daß ſie eine ſo barbariſche Aeußerung gethan, welche ſo ſchnell in Erfüllung ging.

Bannière aber war, von den Soldaten fortgezogen, ſchon verſchwunden.

Er war verſchwunden, immer mehr überzeugt, Olympia ſei die Urſache ſeiner Verhaftung.

Bannière täuſchte ſich.

Seitdem ſie die Entdeckung von der Untreue von Bannière und dem Verluſte ihres Ringes gemacht, hatte Olympia weder die Zeit, noch die Mittel gehabt, die Gerichte in Kenntniß zu ſetzen.

Aber ſeit der Offenbarung der Catalane hatte der Abbé d'Hoirac vier und zwanzig Stunden gehabt.

Digitized by Google

Er hatte sie benützt als ein Mann, den es drängt, seine Rache und seine Freiheit zu finden.

Dem zu Folge hatte er sich zum Official begeben und diesem die Sache selbst auseinandergesetzt.

War es nicht schändlich, daß mit Verachtung der göttlichen und menschlichen Gesetze, so sein Gelübde und seine Verpflichtungen brechend, ein Mensch die Kirche verlassen hatte, um sich ins Theater zu werfen?

Der Vicar des Erzbischofs zeigte sich, wie man leicht begreift, sehr empfindlich bei diesem so gestellten Theorem.

Er antwortete, das Gelübde des Noviciats brechen sei ein Vergehen.

Entzückt darüber, daß seine Meinung ein Echo erweckt hatte, fuhr der Abbé d'Hoirac fort:

„Nicht wahr, das Aergerniß geht abscheulicher aus, kommt es von Leuten, welche eingesetzt sind, um ein gutes Beispiel zu geben?"

Der Vicar des Bischofs erwiederte, er sei glücklich, Herrn d'Hoirac, der einen etwas weltlichen Ruf habe, in einer so frommen Gesinnung zu finden.

Der Abbé verbeugte sich strahlend.

„Sie haben einen ärgerlichen Priester zu denunciren?" fragte der Vicar.

„Ja, mein Herr," antwortete der Abbé.

„Und dieser Priester ist Schauspieler geworden?"

„Ja, mein Herr."

„Unsere Macht ist sehr beengt durch das Parlament," sagte der Vicar; „wir haben indessen immerhin das Nachforschungsrecht."

„Ah!" rief der Abbé d'Hoirac, „ich sage Ihnen zum Voraus, Sie haben es mit einem Burschen zu thun, der eine feine Nase hat, und während der Nachforschung wird er die Jagd riechen und verschwinden."

„Wie heißt er?"

Der Abbé zögerte, seinen Namen zu sagen. Eine schlechte Handlung kommt nie frei aus dem Herzen eines redlichen Mannes, aus dem sie indessen zuweilen kommt.

Digitized by Google

„Es ist derjenige, welcher die Kaiser im Theater der Stadt spielt," sagte der Abbé.

„Ah! Bannière also?" versetzte der Vicar, der über Theaterdinge, wie gewisse Geistliche jener Zeit, sehr unterrichtet war.

„Ganz richtig."

„Eil er spielt nicht schlecht," bemerkte der Vicar; „ich liebe sein Auftreten; er hat ein edles Geberdenspiel und eine wohlklingende und biegsame Stimme."

„Ja. Oh! ich greife ihn durchaus nicht in dieser Beziehung an."

„Und Sie sagen, es sei ein entwichener Novize?"

„Von den Jesuiten in Avignon, ja."

„Ich will an den ehrwürdigen Pater Mordon schreiben, daß er ihn reclamirt."

„Gut! Doch, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, wenn die Reclamation des ehrwürdigen Pater Mordon ankommt, wird Bannière entflohen sein."

Der Vicar kratzte sich einen Augenblick am Kinn.

„Ich sehe, was Sie gern haben möchten," sagte er; „das wäre eine provisorische Verhaftung, was wir beim Officialat einen Vorsichtsverhaft nennen."

„Zur Verherrlichung der Moral," sagte der Abbé.

„Ja; ad majorem Dei gloriam," sprach lachend der Vicar des Erzbischofs, der einen gewissen Geruch von Jansenismus ausströmte und nicht ungern der Gesellschaft Jesu einen Hieb versetzte, wenn sich die Gelegenheit bot.

Der Abbé d'Hoirac lächelte und zeigte dabei seine schönen weißen Zähne.

„Sie interessiren sich also für die Jesuiten?" fragte der Official lächelnd wie der Abbé, doch leider ohne Zähne.

„Ich liebe ein wenig überall," erwiederte der Abbé, „und in diesem Punkte folge ich dem Beispiele meines Verwandten, des Erzbischofs, der mehr Schäfer als Hirte ist. Ihr Anderen, die Ihr von der alten Schule,

Digitized by Google

Ihr seid ausschließlich und begreift das nicht. Lebte der selige König, so würde man Euch noch als Arnoldisten und als Portroyalisten taxiren! doch ich, ein Jesuit, das heißt der Biene von Horaz ähnlich, ich pflücke ein wenig da und dort die Blumen der Orthodoxie."

„Und wären sie auf dem Theater," sagte mit seinem feinsten Lächeln der Official.

„Ich habe gesagt überall, Herr Vicar," erwiederte d'Hoirac; „so werde ich also nicht nöthig haben, an den Freund meines Oheims den ehrwürdigen Pater Mordon zu schreiben, und Sie wissen mir Dank, nicht wahr, daß ich Ihnen das Verdienst bei ihm lasse?"

„Ganz gewiß, mein lieber Abbé, ich schicke mich vortrefflich darein, den Herren Jesuiten nützlich zu sein, wenn sie uns angenehm zu sein suchen. Der ehrwürdige Pater Mordon ist ein Mann von Geist, er wird uns den Dienst vergelten, den ich ihm leisten will."

„Und wann werden Sie diesen Vorsichtsverhaft ausführen?" fragte d'Hoirac.

„Wann Sie es für dienlich erachten."

„Wollen Sie heute Abend?"

„Heute Abend?"

„Ja."

„Ist das möglich?"

„Vollkommen."

„Heute Abend also. Geben Sie einer Art der Verhaftung den Vorzug?"

„Durchaus nicht. Lassen Sie uns nur jedes Aufsehen vermeiden."

„Wir werden ihn also in seinem Hause verhaften?"

„Ich glaube, das wird das Beste sein."

„Wo wohnt er?"

„Ich weiß es nicht genau."

Der Abbé wollte nicht das Ansehen haben, als wüßte er, wo Bannière wohnte: das hieß zu gut wissen, wo Olympia wohnte.

Digitized by Google

„Ah! Teufel!“ verſetzte der Vicar, „Sie wiſſen es nicht genau?“

„Man kann ſich im Theater erkundigen,“ bemerkte d'Hoirac.

„Sie haben Recht, das wird geſchehen.“

„Eine letzte Frage.“

„Sprechen Sie.“

„Ich bitte, Herr Vicar, erklären Sie mir den Gang einer Angelegenheit von der Art derjenigen, welche uns beſchäftigt.“

„Das iſt leicht.“

„Ich höre.“

„Vorſichtsverhaft, Einkerkerung.“

„Proviſoriſch?“

„Immer proviſoriſch! Ei! Herr Abbé, Sie wiſſen wohl, daß in einem ſolchen Falle Alles nur proviſoriſch iſt. Einkerkerung, habe ich geſagt, Reclamation des ehrwürdigen Pater Proviſor, Debatte, proviſoriſche Wiederaufnahme des Novizen in das Kloſter, Inſtruction ſeines Prozeſſes vor dem Official.“

„Ah! vor dem Official von Avignon?“

„Nein! nein! vor dem Official der Oertlichkeit, in der der Aufenthalt des Flüchtlings und ſeine Verhaftung ſtattgefunden haben.“

„Sehr gut! der Official von Lyon folglich?“

„Der Official von Lyon, ja; iſt Ihnen das zufällig unangenehm?“ fragte hinterhältiſch der Vicar.

„Durchaus nicht, mein Herr. Hernach?“

„Hernach, ſagen wir, Prozeß.“

„Nicht wahr, das dauert lange, ein geiſtlicher Prozeß?“

„Oh! das endigt nie, beſonders wenn ein Mächtiger ein Intereſſe dabei hat, daß es lange dauert.“

„Aber während dieſer Zeit wäre der Unglückliche alſo immer Gefangener?“

„Nein: ſobald er den Jeſuiten zurückgegeben iſt, wird er wieder Zögling, und da die ehrwürdigen Väter außerordentlich geſchickt im Zurückhalten derjenigen ſind,

Digitized by Google

welche nicht bei ihnen bleiben wollen, da sie sehr unangenehm gegen diejenigen sein können, welche ihnen widerstehen, so ist es beinahe gewiß, daß der Noviz nach Verlauf von zwei bis drei Jahren sehr gutwillig Profeß thun wird."

„Ei! wer weiß?" erwiederte der Abbé, der, ganz voll von Erinnerungen an Olympia, wenig geneigt war, zu glauben, nachdem man sie gekannt, könne man sie vergessen.

„In jedem Fall," fuhr der Vicar des Erzbischofs fort, welcher wohl sah, daß den Abbé etwas peinigte, und der ihn durchaus beruhigen wollte, „in jedem Fall, mag er Gefangener, mag er Jesuit sein, wird unser ärgerlicher Noviz in langer Zeit nicht mehr, nie mehr, was noch länger ist, der Welt solche Aergerniße geben, die Ihnen mit Recht bei Ihrer frommen Gesinnung so verdrießlich gewesen sind."

Der Abbé dankte dem Official und nahm von ihm Abschied, fest entschlossen, erst nach dem Verschwinden des Haupthindernisses bei Olympia wiederzuerscheinen.

Und in der That, wie es der Herr Vicar vorhergesagt, schon an demselben Abend wurde auf seine Requisition Bannière durch Bewaffnete, mit einem Commissär an der Spitze, verhaftet, was wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben.

Der Anzeigebrief kam dem ehrwürdigen Pater Mordon am Tage nach dem Vorsichtsverhafte zu.

Entzückt, seine Beute wiederzufinden, richtete der Jesuit an den Official von Lyon seine gerichtliche Reclamation; diese Reclamation wurde dem Läufer des Collegiums anvertraut, einem verständigen Boten, der, wie die Maulesel von Phädrus, wenn es sein mußte und nach dem Bedürfnisse des Ordens, und zwar immer ad majorem Dei gloriam, zu laufen und zu traben wußte, und der Bote kam zwei Tage nach der kleinen Escorte an, welche, Bannière ins Gefängniß führend, mit ziemlich hastigem Schritte marschirte. Es ist dies

Digitized by Google

die Gewohnheit aller Schützen, unruhiger Leute, welche nach dem Augenblick ſtreben, wo ſie ihrer Verantwortlichkeit durch das Spiel von fünf bis ſechs guten Riegeln entbunden werden.

Bannière äußerte keine große Neigung, ſich zu empören. Er war in eine ſo düſtere Verzweiflung verſunken, daß man ohne die maſchinenmäßige Thätigkeit ſeiner Beine, welche dem Impulſe gehorchten, den ihnen von Zeit zu Zeit einige Püffe der Schützen gaben, den armen Jungen für verſteinert wie die Frau von Loth nach ihrer unglücklichen Neugierde hätte halten können.

Die Schützen liefen alſo dem Commiſſär nach, und der Commiſſär ſchlug ſeinen Rock hinauf, um raſcher zu gehen, als bei der Wendung einer Straße dieſe Escorte mit einer andern zuſammentraf, welche aus der anliegenden Straße hervorkam.

Der Commiſſär ſtieß an einen Dragoner, der eine Laterne trug; erzürnt gab ihm der Dragoner, welcher ihn nicht erkannte, den Stoß mit Heftigkeit zurück und rief ihm zu:

„Tölpel, ſiehſt Du meinen Officier nicht?“

Der Commiſſär wollte ſich hierüber aufhalten und unterſuchen, ob der Officier nicht nur ein Lieutenant ſei; doch beim Scheine der Laterne erkannte der Beamte einen Oberſten; er ſteckte ſeinen Verdruß wieder ein und trat auf die Seite.

Man konnte ſodann zwiſchen drei Dragonern, von denen zwei in einiger Entfernung folgten, einen ſehr ſchönen Cavalier, ganz friſch von Spitzen und ganz von Roſen duftend, ſehen.

Hinter den Dragonern war ein kleiner Lackei, der ihm ſeinen Degen und ſeinen Mantel trug.

Der Oberſt, nachdem er den Commiſſär und die Alguazils ſchief angeſchaut hatte, ſagte zu dem Manne mit der Laterne:

„Ah! ah! leuchte ein wenig, Laverdrie; das iſt, glaube ich, Wildbret hinter einem Commiſſär.“

Digitized by Google

„Ja, Herr Oberst," antwortete demüthig der Schwarzrock.

„Sehr gut, sehr gut, thun Sie Ihren Dienst," sprach der Oberst mit einer gewissen Verachtung... „Doch sagen Sie, in welcher Straße bin ich?"

Der Commissär erwiederte:

„In der Rue de la Réale, Herr Oberst."

„Oh! das ist es nicht, was ich will. Ist nicht hier in der Nähe die Rue Montyon?"

„Sie sind bei derselben; wir kommen daraus."

„Sehr gut, ich danke."

„Die erste links, Herr Oberst."

„Vorwärts, Laverdrie."

„Ja, mein Oberst."

„Und Du," sprach der Officier zum Lackei, „kundschafte mir ein wenig die Wohnung von Fräulein Olympia von Clèves aus."

Der Lackei ging rascher und schritt bald denjenigen voran, welchen er kurz zuvor gefolgt war.

Beim Namen von Olympia schien Bannière aus einem Todesschlafe zu erwachen. Er öffnete die Augen, und sein Geist erblickte die Laterne, die Uniformen, die Epaulette, hörte die Tritte, die Sporen, die Stimmen.

Dem zu Folge setzte er sich auf einen Weichstein, unfähig, einen Schritt mehr zu machen.

„Ah! mein Gott!" wiederholte er, „ah! mein Gott!"

„Nun! gehen wir oder gehen wir nicht?" fragte der Commissär.

„Herr Commissär, der Gefangene geht nicht mehr," antwortete ein Schütze.

„Pufft, pufft!"

„Wir haben gepufft, Herr Commissär."

„So stecht."

„Wir haben gestochen, Herr Commissär."

Der Commissär näherte sich ganz wüthend.

Digitized by Google

Er hatte nie etwas Aehnliches gesehen; das Puffen fand zuweilen Widerspänstige, das Stechen nie.

Bannière saß auf dem Weichsteine ganz bleich, ganz entblößt, ganz gequetscht. Seine glasigen Augen wandten sich beharrlich der Rue Montyon und der Stelle zu, wo er den Lackei, die Laterne und die zwei Dragoner im Gefolge des Obersten, der sich ohne allen Zweifel zu Olympia begab, hatte verschwinden sehen.

„Ah! mein Gott!" murmelte er, „so erklärt sich die Sache: sie erwartete einen neuen Liebhaber, und um sich meiner zu entledigen, hat sie mich verhaften lassen. Ah! mein Gott!"

Ein solcher Gedanke war allerdings im Stande, die Haut eines Liebenden, und wäre es die empfindlichste gewesen, dergestalt zu gerben, daß sie Püffe und Stiche auszuhalten vermochte.

Der Commissär wandte das letzte Mittel an, welches ihm das Gesetz ließ.

Er befahl, Bannière auf ein Bett von verschlungenen Flinten zu heben, und der arme Junge wurde auf diese Art bis zum Stadthause getragen, wo man ihn in's Gefängniß brachte.

Die Schützen litten mehr als er; sie fanden ihn sehr schwer.

XXXIV.

Herr von Mailly.

Olympia hatte sich von dem Schmerze und dem Schrecken, verursacht durch die Verhaftung von Bannière, noch nicht erholt, als sie abermals Stimmen vor

Digitized by Google

ihrer Thüre auf der Straße und einen Augenblick nachher in ihrem Vorzimmer hörte.

Noch erschrocken über den Besuch der Schützen, zögerte der Diener nicht, ohne sie zu melden, eine neue Uniform in Begleitung von mehreren andern einzuführen. Der würdige Junge würde ein ganzes Heer eingeführt haben, wäre es, selbst im Einzelnen, vor der Thüre seiner Gebieterin erschienen.

Olympia stürzte nach der Thüre, um die Ursache des Geräusches zu erfahren, und in der Hoffnung, man bringe ihr Bannière wieder; doch sie wich plötzlich zurück und rief:

„Herr von Mailly!“

Immer gefolgt von seinem Laternenträger, durchschritt in der That der Oberst die Wohnung, müde, zu fragen, ob Fräulein von Clèves zu Hause sei, und ungeduldig, weil er keine Antwort erhielt.

„Ja, ich, Madame,“ sagte er, „ich selbst. Sie haben da einen sehr schweigsamen Lackei.“

„Herr von Mailly!“ wiederholte Olympia, deren sehr geschwächter Geist diesem neuen Sturme vollends unterlag.

„Ei ... ich bringe hier die Wirkung eines Gespenstes ... die Wirkung eines Ehemannes hervor!“ sagte der Oberst lächelnd.

„Verzeihen Sie! verzeihen Sie!“ flüsterte Olympia.

Die Drägoner und der Lackei entfernten sich, als sie sahen, daß der Oberst Fräulein von Clèves bei der Hand genommen hatte.

Sie setzte sich halb todt.

„Ich erschrecke Sie oder ich bin Ihnen lästig,“ sagte Herr von Mailly artig, „und ich will ebenso wenig das Eine als das Andere, ebenso wenig in der Nähe als in der Ferne.“

Olympia antwortete nicht: sie erstickte beinahe.

„Ich denke, wir sind immer Freunde,“ fuhr Herr von Mailly fort. „Ich erscheine, um die Ehre zu ha-

Digitized by Google

ben, Sie zu ſehen, und ich hoffe, Niemand kann durch die Gegenwart eines Freundes bei Ihnen, der höflich erſcheint, beläſtigt werden."

Olympia ſtammelte ein paar durch Seufzer unterbrochene Worte.

„Ich würde mich lieber zurückziehen, als Ihnen die geringſte Verlegenheit verurſachen," ſprach der Oberſt. „Ich kam hierher, um Ihnen eine, meiner Anſicht nach, gute Nachricht zu bringen. Nun befürchte ich, daß ſie ſchlecht iſt."

Olympia faßte endlich Muth: ſie ſchlug die Augen zu Herrn von Mailly auf.

„Eine gute Nachricht, Herr Graf?" ſagte ſie mit einem traurigen Lächeln.

„Doch da ich Sie nicht frei finde, ſo nehme ich Anſtand . . ." fuhr der Graf fort.

„Frei! . . ." verſetzte ſie.

„Oh! ich weiß, daß Sie nicht frei ſind, da Sie die Freiheit, die ich Ihnen zurückgegeben, veräußert haben."

„Mein Herr . . ."

„Ich hatte ſie Ihnen zurückgegeben, folglich konnten Sie ſie benützen. Glauben Sie, daß ich mir nicht erlauben würde, Ihnen einen Vorwurf darüber zu machen. Man hat mir geſagt, Sie werden ſehr geliebt und ſeien ſehr glücklich."

„Sehr glücklich!" rief Olympia in Thränen zerfließend; „man hat Ihnen das geſagt?"

„Ja wohl; ſind Sie es nicht"

„Schauen Sie mich an."

„Sie weinen; vor Freude?"

„Glauben Sie das?"

„Meine Gegenwart verletzt Sie."

„Oh! nein."

„Dann beruhigen Sie mich. Könnte ich Ihnen wirklich, wenn nicht angenehm, doch wenigſtens nützlich ſein?"

Digitized by Google

„Herr Graf, ich habe nicht das Recht, etwas von Ihnen zu verlangen.“

„Ja, aber ich habe das Recht, Ihnen anzubieten.“

„Nichts, nichts, ich flehe Sie an. Wenden Sie sich von mir ab; ich verdiene nicht, daß Sie mein Freund sind.“

Er näherte sich ihr und fragte sie:

„Steht es Ihnen frei, nach Paris zu gehen?“

„Warum?“

„Um dort bei der Comédie einzutreten. Ich habe für Sie einen Debut-Befehl.“

„Sie haben sich also für mich interessirt?“

„Immer. Das ist das Recht eines Freundes.“

„Selbst, während Sie mich glücklich wußten.“

„Ich wußte, daß Sie es nicht waren. Ich kenne ganz den Mann, den Sie gewählt haben, und . . .“

„Sagen Sie nichts Schlimmes von ihm, er ist so unglücklich.“

„Ich wollte nur sagen, er sei Ihrer nicht würdig gewesen.“

„Das ist eine Verirrung von meiner Seite, eine Thorheit, die daraus, daß Sie mich verlassen, entsprungen ist.“

„Ich halte mich auch für die Ursache Ihres Unglücks, und dieser Gedanke veranlaßte mich, Ihnen beizustehen, Sie zu retten, wenn es noch Zeit ist und wenn Sie Willen haben.“

„Reden Sie, Herr Graf.“

„Sie müssen einen Entschluß fassen, Olympia, Sie müssen diesen Menschen verlassen, der Sie unglücklich macht und zu Grunde richtet.“

„Sie wissen?“

„Alles, wie ich Ihnen gesagt habe. Sie müssen Herrn Bannière verlassen; haben Sie diesen Muth?“

„Ach! es ist geschehen.“

„Sie haben ihn verlassen?“

Digitized by Google

„Der arme Junge! wir sind getrennt. Ja, man hat ihn so eben verhaftet.“

„Mein Gott! was hatte er gethan? Der Elende wird Sie entehren!“

„Der Unglückliche hat nichts gethan. Er ist aus dem Kloster entwichen. Sie wissen es vielleicht.“

„Allerdings. Und der Official hat ihn festnehmen lassen?“

„Bei mir!“ rief sie weinend.

„Bei Ihnen? hier?“

„Kaum vor einer Viertelstunde.“

„Oh! mein Gott! durch sechs Schützen und einen Commissär.“

„Ja.“

„Ist er nicht groß, brünet, schlank und gut gewachsen?“

„Ja! ja!“

„Wie bleich war er!“

„Sie haben ihn gesehen?“

„Ich bin ihm unter den Schützen begegnet, als ich hierher kam.“

„Mein Gott! mein Gott! er wird Sie gesehen haben.“

„Er hat mich sogar Ihren Namen aussprechen und Ihre Adresse suchen hören.“

„Oh! der arme Junge! er wird darüber sterben!“

„Er wird darüber sterben!“ rief der Oberst mit Erstaunen, „und warum denn?“

„Weil er eifersüchtig auf Sie ist; weil er wohl weiß . . .“

Olympia war im Begriff, sich zu verrathen; sie war im Begriff, das Geheimniß ihres Herzens zu sagen. Sie fühlte es aufrichtig, sie, dieses ein Jahr durch eine Luftspiegelung von umherschweifender Glückseligkeit verführte Herz.

„Was weiß er?“ fragte der Oberst, sanft bewegt.

„Er weiß,“ sprach Olympia mit fester Stimme,

Digitized by Google

„daß ich immer für Sie viel Achtung gehabt habe, Herr Graf.“

„Achtung?“

„Das ist Alles, was ich für Sie zu bewahren mir erlauben konnte,“ flüsterte die junge Frau, abermals in Thränen zerfließend.

Der Oberst nahm ihre Hand und drückte sie.

„Es thut Ihnen leid um ihn? fragte er; Sie bedauern ihn?“

„Ja, ich bedaure ihn . . . nicht seinen Verlust, „nicht das Leben, das er mich hat führen lassen, ach! obgleich ich ihn geliebt, obgleich ich ihn fortgerissen habe. Denn ich werde nicht feig sein und nicht zur Verrätherin an meiner Zuneigung werden, und wäre sie eine unwürdige. Ich bedaure also nicht seinen Verlust, wiederhole ich, aber ich kann nicht umhin, zu sagen, daß er jetzt sehr zu beklagen ist, und daß sein ganzes Leben hindurch der Unglückliche nicht nur leiden, sondern auch mich seiner Leiden beschuldigen wird.“

„Sie machen mir Vergnügen, Olympia, indem Sie so sprechen,“ sagte der Oberst. „Als brav habe ich Sie gekannt, brav sind Sie geblieben. Das ist gut! Wenn Sie wüßten, wie wohlthuend es für das Herz ist, zu sehen, daß man seine Zuneigung gut angebracht hatte! Sie sind ein edelmüthiges Weib. Ich werde Sie retten. Ich wußte nicht, daß dieser junge Mann verhaftet war, aber ich wußte, daß er Sie unglücklich machte, und daß Sie zuweilen den Gedanken hatten, sich zu befreien. Ich wäre sehr erzürnt gewesen, hätte ich Sie ihn verleugnen oder noch lieben sehen.“

„Ach! in Ermangelung Ihrer Liebe, die Sie mir entzogen, habe ich wenigstens noch Ihre Werthschätzung.“

„Rechnen Sie auf alle meine Gefühle, lassen Sie uns aber auf das Dringendste bedacht sein. Machen Sie sich fertig und lassen Sie uns abreisen.“

„Nach Paris?“

„Ja, Olympia, ich habe Pferde und einen Wagen.“

Digitized by Google

„Ich werde nichts von meinem Theater sagen: ich weiß, daß der Befehl des Königs Alles löst; lassen Sie mich nur von einem unglücklichen Eingekerkerten reden, der vor Schmerz sterben wird, wenn er meine Abreise in seinem Gefängniß erfährt. Er wird mich der Grausamkeit oder des Undanks bezüchtigen, wenn er nicht etwas noch Schlimmeres thut. Denn am Ende hat er mir zu Liebe die Jesuiten verlassen."

„Wir können uns aber doch nicht mit ihm in Verhaft geben."

„Sie können Ihr Ansehen benützen, um ihn aus dem Gefängniß zu bringen."

„Ich habe keine Macht über die geistliche Gerichtsbarkeit."

„Versuchen Sie es."

„Mit nichten; Sie betrachten sich mit Unrecht als gegen diesen Menschen verbunden. Er ist im Gefängniß, und er bleibe darin. Wünschen Sie sich Glück, daß Sie die Schwierigkeiten so durchschnitten sehen."

„Nie! das wäre eine Feigheit; dazu bin ich unfähig. Ich werde ihn im Unglück nicht verlassen."

„Das ist eine rein verlorene Ritterlichkeit."

„Nein, das ist Herz!"

Sie können aber den Official nicht zwingen, einen gehörig überwiesenen Delinquenten frei zu lassen."

„Dann kein Paris mehr für mich, wenn dieser Unglückliche nicht frei ist. Stellen Sie sich eine Frau ohne Gemüth vor, welche im Kerker, weil sie ihn nicht mehr liebt, einen Mann vergißt, dessen Verderben sie verursacht hat; eine Frau ohne Mitleid, die dort das Leben genießt, während ein Geliebter, den sie gewählt, vor Wuth und Schmerz in einer Klosterzelle stirbt. Nein, nein, Sie würden eine Frau verachten, die Ihnen in diesem Punkte nachgäbe, Herr Graf, Sie würden sie nicht lieben."

„Olympia, Olympia, Sie sind noch nicht geheilt. Sie haben für diesen Menschen mehr als Mitleid."

Digitized by Google

„Bestehen Sie nicht hierauf," erwiederte sie, „Sie würden machen, daß ich an Ihnen zweifelte, wenn Sie mich nicht begriffen."

„Olympia, rettete ich Ihnen diesen Menschen, so ließen Sie sich wieder an seinen Ködern fangen."

„Oh!"

„Solche Leute haben keine Wirbelbeine, sie sind wie die Reptilien; geschmeidig und immer vernichtet, wenn der Schlag sie bedroht, erheben sie sich hernach wieder: die Schlange hat Sie verführt, Tochter Eva's, und wird Sie abermals verführen."

„Herr Graf, versprechen Sie mir, daß dieser Unglückliche in zwei Stunden frei sein wird, und in fünfzig Minuten bin ich auf der Straße nach Paris."

„Ah! das heiße ich reden."

„Versprechen Sie es."

Der Graf dachte einen Augenblick nach.

„Sie sind Ihrer ganz sicher?" sagte er.

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort als Edelmann gegen mein Wort als Fräulein von Stande."

„Der Handel ist abgeschlossen," sprach der Graf; „helfen Sie mir nun eine Idee suchen."

„Oh! hiebei tauge ich nichts. Sie sehen mich gelähmt, vernichtet; Ideen, Herr Graf! ich habe nicht eine in acht Tagen, seit einem Jahre gehabt; ich werde nicht eine in einem Jahre haben."

„So warten Sie, daß ich suche."

„Wie gut sind Sie!"

„Ich sehe nichts! Einen Ausreißer der Hand des Official entziehen heißt beinahe das Unmögliche versuchen. Warten Sie indessen, ich habe ein Mittel."

„Ah!"

„Ja, doch um aus einer Sklaverei herauszukommen, muß sich Ihr Schützling einer andern unterwerfen."

„Ist sie milder?"

„Oh! allerdings, und besonders lustiger."

Digitized by Google

„Was iſt es?“

„Er laſſe ſich bei meinen Dragonern anwerben; man wird den Werbvertrag ſchließen. Reclamiren die Jeſuiten, ſo ſagt man ihnen, ihr Mönch ſei Dragoner, und die Dragoner gehören dem König. Die Jeſuiten werden ihn wohl Seiner Majeſtät abtreten müſſen.“

„Das iſt in der That ein Gedanke,“ ſagte Olympia freudig.

„Sie begreifen, meine Liebe: ſtatt von den ehrwürdigen Vätern reclamirt zu werden, wird dieſer junge Mann von mir reclamirt werden. Das ändert die ganze Sache.“

„Sie ſind ein Mann voll Herz und voll Geiſt,“ ſprach Olympia mit ſanftem Tone, „und ich habe für Sie die Dankbarkeit, welche Bannière hätte . . .“

„Gut! gut! die Ihrige iſt mir in der That lieber. Die Idee ſagt Ihnen alſo zu?“

„Trefflich!“

„Sie haben Alles wohl überlegt?“

„Alles.“

„Es wird keine Rückkehr bei Ihnen ſtattfinden?“

„Nie.“

„Der Jeſuit-Noviz hat Sie in Verſuchung geführt, der Dragoner-Noviz iſt wenigſtens ebenſo verlockend.“

„Sie wiſſen, Herr von Mailly, wenn ich durch dieſe Thorheit verführt worden bin, die beinahe mein Verderben zur Folge gehabt hätte, ſo iſt es geſchehen, nachdem Sie mich verlaſſen.“

„Ich weiß es, Olympia.“

„Sie wiſſen, daß ich Sie nie zu Lebzeiten Ihrer Liebe getäuſcht habe.“

„Ich laſſe Ihnen dieſe Gerechtigkeit widerfahren.“

„So zählen Sie alſo auf mich. Ich habe Ihnen verſprochen, Bannière nicht mehr zu lieben. Es iſt vorbei, ich werde ihn nicht mehr lieben.“

„Ich weiß aber, warum ich dies geſagt habe.“

Digitized by Google

„Warum?“

„Man muß dieſen Jungen ſeine Anwerbung unterzeichnen laſſen; dieſer Schritt iſt zarter Natur; Sie allein können das übernehmen und bei einer ſolchen Extremität kann das Herz der Muthigſten der Wortgeberinnen ſchwach werden. Sie ſagten mir nun ſo eben, um mich zu beruhigen, Sie haben mich nicht getäuſcht, ſo lange Sie mein geweſen; das iſt wahr. Sie gehören nicht mehr mir, ſondern Herrn Bannière.“

„Oh!“ erwiederte ſie, indem ſie ihn mit Thränen in den Augen anſchaute, „ob ich Herrn Bannière angehöre oder nicht, was iſt Ihnen daran gelegen?“

„Sie ſehen wohl, daß ich, wenn ich zurückgekommen bin, wenn ich einen Debut-Befehl für Sie gebracht habe, Sie noch liebe.“

„Auf Ehre?“

„Auf Ehre.“

„Wohl denn!“ ſprach Olympia, „ich werde Ihnen beweiſen, daß ich ein männliches Herz habe, was die Entſchloſſenheit und das Vertrauen betrifft. Es iſt auf den Tag ein Jahr, daß Sie mich verlaſſen.“

„Das iſt wahr, Olympia.“

„Vergeſſen wir dieſes vergangene Jahr, Graf. Sie lieben mich noch, und ich habe Ihnen zu beweiſen, daß ich Sie immer geliebt.“

„Olympia!“ rief der Graf, deſſen Augen vor Freude glänzten. „Es gibt kein Weib, das muthig wie Sie thäte, was Sie thun. Unter uns, Olympia, auf Leben und Tod!“

Er ſtand auf und küßte ſie ehrerbietig.

„Sehen Sie,“ ſagte er zu ihr, „Sie machen mein Herz heute vielleicht mehr ſchlagen, als an jenem Tage, Sie erinnern ſich? wo ſie mir ſagten, Sie lieben mich.“

„Sie haben nun nicht mehr bange, mich ſchwach werden zu ſehen, wenn ich dem unglücklichen Gefangenen die Freiheit bringe.“

Digitized by Google

„Ich werde Sie selbst ins Gefängniß führen," erwiederte der Graf.

Man hörte bald nachher die Dragoner von Herrn von Mailly auf der Straße laufen und dabei Reiterlieder trällern, welche die Commissäre und die Schützen, bei ihrer Rückkehr vom Gefängniß, in das man Bannière eingesperrt, beben gemacht hätten.

Der unglückliche Bannière vermuthete auf seinem Stroh und unter seinem feuchten Gewölbe nicht, daß zwei edle Herzen an seiner Befreiung arbeiteten.

Das war indessen so wahr, als sein Unglück.

XXXV.

Die Anwerbung.

Bannière war am andern Tage wirklich auf dem Stroh und in der Finsterniß, als ein Gefangenwärter eintrat und ihm ankündigte, es erscheine ein Besuch für ihn.

Wir vermöchten nicht auszudrücken, bis zu welchem Grade die Einsamkeit und das Vergessen Aller die Verzweiflung von Bannière gesteigert hatten.

Das war einer von den nervösen Gefangenen, welche in acht Tagen deliriren und in sechs Wochen sterben, entkräfteter und abgezehrter sterben, als Andere mit sechzig Jahren.

Er hatte schon alle Grade von Hoffnung, Entmuthigung und Verzweiflung durchgemacht, welche Andere nie vor der Gerichtsverhandlung, der Folter und dem Urtheil durchlebten.

Digitized by Google

Seine grausamsten Leiden waren der Argwohn und die Eifersucht.

Er beargwohnte Olympia, sie habe ihn ins Gefängniß werfen lassen.

Er beargwohnte sie, sie habe dem Dragoner-Obersten Rendez-vous gegeben.

Ferner hatte er während des Ganges, den er vollends mit den Schützen gemacht, sagen hören, dieser Oberste sei Herr von [illegible]illy.

Man denke sich seinen Zorn und sein Mißtrauen.

Dies waren seine Eindrücke, als man ihm den Besuch von Olympia ankündigte.

Er sprang, als er sie erblickte, auf sie zu, unleugbar mit einem Gefühle toller Freude, das alsbald durch das seiner persönlichen Würde und auch durch die eisige Miene, mit der sich Olympia bei ihrer Ankunft bewaffnet hatte, gemäßigt wurde.

„Ah!" sagte Bannière, „Sie sind da!"

„Erwarteten Sie mich nicht?"

„Ich glaubte nicht, mein Fräulein, Sie würden, nachdem Sie mich in den Abgrund gestürzt, den Muth haben, zu kommen, um mich zu beleidigen."

„Machen wir keine unnütze Phrasen, Herr Bannière. Sie spielen unglücklich auf dieser Welt."

„Und Sie helfen mir die Partie verlieren."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Verdanke ich es nicht Ihnen, daß ich im Gefängniß bin?"

„Werfen Sie mir vor, daß Sie mich geliebt haben und meinetwegen Ihrem Berufe entlaufen sind, so sprechen Sie wahr, ich bin die Ursache Ihrer Einkerkerung."

„Das ist es nicht, was ich sagen will: ich will sagen, daß ich Sie liebte, und daß Sie mich angezeigt haben."

„Eine solche Schändlichkeit! Sie wissen wohl, daß ich hiezu unfähig bin."

Digitized by Google

„Ist er auch dazu unfähig, der Dragoner-Oberste, der Sie gestern Abend suchte und Sie ohne Zweifel gefunden hat?“

Olympia erbleichte. Obgleich sie diesen Schlag erwartete, fühlte sie doch, daß es keine gute Vertheidigung für sie gab.

„Sie haben Herrn von Mailly gesehen, nicht wahr?“ sagte sie mit einem Tone, aus dem das Mitleid hervordrang.

Bannière hielt diesen Schmerz für Reue oder für Furcht.

„Nun sind Sie also überwiesen,“ sagte er. „Es ist bewahrheitet, daß Sie mit diesem alten Liebhaber meinen Untergang complottirt haben.“

„So wenig, Herr Bannière, daß ich im Auftrage von Herrn von Mailly gekommen bin, um Ihnen die Freiheit zu bringen.“

„Die Freiheit! mir?“ rief der junge Mann erstaunt.

„Sie unterliegen einer Reclamation der Jesuiten. Sie gehören ihnen; nun denn, Herr von Mailly hat den Einfall gehabt, Sie eine Anwerbung bei seinen Dragonern unterzeichnen zu lassen. Auf diese Art gehören Sie dem König, der Sie auch reclamiren wird, und er wird Sie wohl zurückzunehmen wissen.“

„Das ist edelmüthig!“ sagte Bannière ironisch.

„Sie haben Unrecht, von einer guten Handlung mit diesem höhnischen Tone zu sprechen. Es stand Herrn von Mailly frei, Ihnen nicht diesen Vortheil zu gewähren.“

„Ah! Sie vertheidigen ihn gegen mich. Sie finden ihn mehr edel, als Sie mich unglücklich finden.“

„Ihr Unglück, Herr Bannière, Sie haben es wohl verdient,“ sprach Olympia ernst; doch das ist nicht der Augenblick zu Beschuldigungen. Diese Anwerbung, welche Sie von den Jesuiten, das heißt von der Einsperrung

Digitized by Google

errettet, iſt hier ohne Namenseinſchreibung. Wollen Sie dieſelbe unterzeichnen?"

„Vor Allem ſagen Sie mir, was Sie mit mir machen werden, denn Ihre Worte haben ein Ausſehen von Entſchloſſenheit, das mich in Erſtaunen ſetzt. Erklären Sie mir . . ."

„Nichts, ehe Sie dieſes Papier unterzeichnet haben."

„Es iſt mir unmöglich, eine Gnade von einem Manne anzunehmen, den Sie vielleicht noch lieben."

„Das geht Sie nichts an, Herr Bannière; unterzeichnen Sie vor Allem."

„Welches Intereſſe haben Sie denn, daß Sie meine Anwerbung ſo wollen?"

„Das, Sie zu retten, das, Ihnen zu beweiſen, daß ich nicht zu Ihrer Einkerkerung geholfen habe, da ich komme, um Ihnen die Thüren zu öffnen. Unterzeichnen Sie."

Bannière nahm die Feder, die ihm Olympia reichte; ſie hatte Alles vorbereitet. Er unterzeichnete, ohne die befreiende Anwerbung zu leſen.

Sie legte das Papier zuſammen, nachdem ſie die Unterſchrift getrocknet hatte, und ſchloß es in ihr Portefeuille.

„Nun ſagen Sie mir, daß Sie mich immer noch lieben," ſprach er, Olympia die Hand küſſend.

Doch ohne hierauf zu antworten, verſetzte ſie:

„Mit Ihrem Anwerbungsvertrag wird Sie Herr von Mailly noch dieſen Morgen reclamiren; Sie werden um vier Uhr heute Abend frei ſein: ſo viel Zeit braucht man gerade, um die nöthigen Schritte zu thun und die unerläßlichen Förmlichkeiten zu erfüllen."

„Sie haben mir nicht geantwortet," unterbrach ſie Bannière zärtlich; „ich fragte Sie, ob Sie mich immer noch lieben."

„Werden Sie nicht unruhig, wenn Sie einigen Verzug erleiden, mein Herr," fuhr Fräulein von Clèves in demſelben Tone fort. „Der Official wird nur mit Schwie-

Digitized by Google

rigkeiten seine Beute loslassen, doch Herr von Mailly ist entschlossen, mit Nachdruck zu handeln."

„Olympia!" unterbrach Banniere abermals mit mehr Stärke.

„Ich habe sogar gedacht," fuhr Olympia fort, ohne daß sie zu bemerken schien, wie sehr der Gefangene vor Begierde, ein anderes Gespräch anzuknüpfen, brannte, „Sie müssen befürchten, es werde Ihnen an Beistand und Unterstützung fehlen. Ich habe Ihnen Geld gebracht, damit Sie bei Ihrem Abgange von hier sogleich mit der für einen Soldaten nothwendigen äußern Haltung auftreten können."

„Hören Sie, Olympia," sagte Bannière auf das Aeußerste getrieben, „Sie wollen mir also nicht antworten? Ich habe Sie gefragt, ob Sie mich immer noch lieben?"

„Ich wollte Ihnen in der That nicht antworten, Herr Bannière."

„Aber ich will, daß Sie mir antworten."

„Dann werde ich Ihnen meinen Gedanken sagen: Nein, Herr Bannière, ich liebe Sie nicht mehr."

„Sie lieben mich nicht mehr?" rief Bannière erschrocken über die Worte von Olympia und besonders über den Ton, mit dem diese Worte ausgesprochen worden waren.

„Nein," wiederholte sie.

„Warum nicht?" stammelte der Unglückliche.

„Weil Sie Faser um Faser den goldenen Faden dieser Liebe abgenutzt haben; weil Sie, ehe Sie ihn abgenutzt, die Farbe davon getrübt, beschmutzt, vertilgt haben, und weil bei einem Weibe die Illusion das ist, was vor Allem die Liebe erhält. Sie haben mich aber betrogen, dann verspottet, dann mißhandelt; ich habe keine Illusion mehr bewahrt, folglich auch keine Liebe mehr."

„Olympia!" rief Bannière, indem er sich ihr zu Füßen warf, „ich schwöre Ihnen, daß ich Sie nie betrogen habe."

„Ich glaube Ihnen nicht!"

Digitized by Google

„Olympia! ich schwöre Ihnen bei meinem Leben und dem Ihrigen, daß ich nie Ihren Ring der Catalane gegeben habe.“

„Ich glaube Ihnen nicht!“

„Hören Sie, Olympia, da ich frei sein werde, da ich handeln werde, so ist das sehr leicht: ich bitte Sie, mit mir zu ihr zu kommen, und sie wird erzählen, was zwischen uns vorgegangen ist; sagt sie, ich habe ihr Ihren Ring gegeben, so thun Sie Alles, was Sie wollen: tödten Sie mich! nein, thun Sie mehr, verlassen Sie mich!“

Der Unglückliche sprach diese Worte auf eine so kräftige und natürliche Art, er wälzte sich zu den Füßen von Olympia mit so tiefer Verzweiflung und so tödtlicher Angst, daß diese erschüttert war; sie ließ es ihn sehen.

„Wie sollte ich,“ fuhr er fort, „wie sollte ich, und wäre es auch nur einen Augenblick, eine andere Frau geliebt haben, da Sie Alles in meinem Leben, da Sie mein ganzes Herz sind. Eine vorübergehende Untreue, mein Gott! Sie würden das verzeihen; ich würde es Ihnen verzeihen! Oh! sehen Sie, ob ich Sie liebe. Hören Sie! kämen Sie und würden mir sagen, Herr von Mailly sei zurückgekehrt, er habe Sie angefleht, er habe Sie überredet, Olympia! ich bin sehr unglücklich, ich bin sehr feig! ich habe eine sehr niederträchtige und sehr elende Liebe! . . . ich würde Ihnen verzeihen, wenn Sie mir sagten, Sie lieben mich noch!“

Olympia fühlte, daß die Schläge ihres Herzens stille standen; sie befürchtete, zu schwanken, schwach zu werden, ihre Hand in den Küssen dieses Menschen zu lassen, dem die beredte, wahre Liebe so viel unwiderstehliche Macht verliehen.

Es blieb ihr nur noch die rohe Gewalt. Sie schöpfte aus ihrem Herzen jene unbändige Festigkeit, welche die Frauen, die nicht mehr lieben oder nicht mehr zu lieben glauben, darin zu finden wissen.

Digitized by Google

„Nun wohl,“ sprach sie, „Sie ersparen mir, Ihnen zu sagen, was ich Ihnen verbergen wollte. Herr vor Mailly ist zurückgekehrt, ich gehöre nicht mehr mir.“

Während sie so sprach, sah man das Blut sich von den Wangen und den Lippen von Bannière zurückziehen und nach seinem Herzen fließen.

Er erschien schrecklich der Frau, die ihn kurz zuvor zittern machte.

„Ah! Olympia! Olympia!“ stammelte er. Und dieses Zittern schüttelte alle seine Glieder und seine Beine schwanden unter ihm.

Bis jetzt knieend, sank er rückwärts, und er wäre seiner ganzen Länge nach gefallen, hätte er nicht den hölzernen Schemel, den einzigen Sitz der Gefangenen des Official, getroffen.

Sie beobachtete ein düsteres Stillschweigen. Er suchte das Leben zurückzurufen, das ihn floh. Endlich sprach er mit Anstrengung:

„Sie werden nicht unbeugsam sein wegen eines Verbrechens, das ich nicht begangen, denn ich bin es nicht wegen des Fehlers, den Sie gestanden haben. Ich verzeihe Ihnen, Olympia, geben Sie mir Ihre Liebe zurück: nicht wahr, Sie sind das meiner Feigheit schuldig?“

„Bannière,“ erwiederte sie mit dumpfem Tone, „hätte ich Sie nicht für schuldig gehalten, so würde ich die Treue, die ich Ihnen geschworen, nicht gebrochen haben. Lassen Sie mich vollenden . . . Sie bereuen, ich sehe es wohl. Sie fühlen nun, was ich bin, doch es ist zu spät.“

Bannière schaute sie mit einer verdutzten Miene an.

„Bannière,“ fuhr sie, sich ermuthigend, fort, „wir werden fortan getrennt sein; lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich, wenn Sie gewollt hätten, Ihre treue Freundin für die Ewigkeit gewesen wäre.“

„O mein Gott!“ murmelte er wie am Tage vorher, als er Herrn von Mailly erblickte.

„Unterbrechen Sie mich nicht mehr; ich habe es Ihnen

Digitized by Google

gesagt, ich gehöre nicht mehr mir. Leben Sie, arbeiten Sie, vergessen Sie, was Ihnen leicht sein wird, und bedenken Sie, daß von den zwei Loosen, die uns zugefallen, das Ihrige das bessere ist. Heute fühlen Sie ein Leid, wer weiß, ob nicht morgen ich ein Leid fühlen werde."

Nach diesen Worten, welche von der Zartheit und dem Adel ihres Herzens zeugten, machte Olympia einen Schritt gegen die Thüre.

Bannière, als er sie weggehen sah, machte einen Sprung oder begann vielmehr diesen Sprung.

„Nein," sprach er, „es ist unnütz! Sie ist nicht coquette. Wenn sie sagt, sie liebe mich nicht mehr, so liebt sie mich auch nicht mehr."

Er sank niedergeschmettert zu Boden.

Olympia näherte sich ihm, und als sie ihn in diesem Zustand sah, der an den Stumpfsinn grenzte, reichte sie ihm die Hand; er bemerkte es nicht.

Sie schob ihm in seine Finger die mit Gold gefüllte Börse, welche sie mitgebracht hatte; er zeigte nicht, daß er es bemerkte.

Da wandte sie sich langsam wieder nach der Thüre, und er machte keine Bewegung, um sie daran zu verhindern.

Eine entsetzliche Herzbeklemmung bemächtigte sich ihrer: das Auge auf den armen jungen Mann geheftet, den sie verließ, fühlte sie sich doch durch ihre Pflichten und durch ihre Redlichkeit hingezogen.

Ein Wort von Bannière, eine Thräne, ein Seufzer, eine Geberde vielleicht hätten bei ihr ein letztes Merkmal von Empfindung und Erinnerung hervorgerufen, aber der Mensch war todt und verlangte nicht mehr, daß man sich um ihn bekümmerte.

Olympia ließ sich die Thüren des Gefängnisses öffnen und entfernte sich erschrockener als je, rascher als der Blitz, denn sie befürchtete, wenn sie einmal außen, könnte die Gegenwirkung eintreten, und ein Schrei des

Digitized by Google

Unglücklichen, eine Anrufung der Geliebten, eine Erschütterung der unbeugsamen Thüren könnten bis zu ihrem Ohr dringen, ihren Entschluß ihr vorwerfen und ihren Muth wanken machen.

Nichts! sie hörte nichts, als das Knistern des Papiers, auf welchem Bannière seine Capitulation als Dragoner unterzeichnet hatte, und dessen Ecken sich gegen die dichte Seide ihres Kleides empörten.

XXXVI.

Wie das Pferd von Bannière lief, bis es stehen blieb, und mit welchen ehrlichen Personen unser Held in einem Flecken, dessen Namen wir vergessen, Bekanntschaft machte. *)

Das Pferd war ein guter Renner. Bannière fühlte das Bedürfniß, zu rennen. Dadurch erfolgte, daß Bannière dem Pferde, wenn es, zu sehr ermüdet, langsam ging, die Sporen in den Bauch stieß, wonach das edle Thier im Galopp weiter eilte.

Es erfolgte auch, daß das Pferd und der Mann in einem Zuge einen sehr langen Lauf machten.

Zwei Stunden nach seinem Abgange von Lyon war Bannière indessen genöthigt, ein paar Augenblicke der Ruhe einmal sich und sodann seinem Rosse zu gönnen.

Diese Augenblicke der Ruhe benützte er für seine Person, um eine vortreffliche Flasche Burgunder in An-

---

*) Der Leser wird hier eine scheinbare Lücke finden. Al. Dumas füllt sie in einem späteren Kapitel aus. d. Übersetzer.

Digitized by Google

griff zu nehmen, und für sein Pferd, um ihm eine doppelte Ration Hafer geben zu lassen, in die er edelmüthig den Rest von seiner Flasche goß.

Während dieses zweistündigen Laufes hatte Bannière ungefähr acht Meilen gemacht.

Als der Mann erfrischt war und das Pferd gefüttert, stieg der Mann wieder zu Pferde und setzte seinen Lauf fort.

Der Wein und der Hafer thaten Wunder: das Thier hatte den Teufel im Leibe; seine Füße berührten die Erde nicht. Man hätte glauben sollen, es sei das Roß von Faust, das zum Hexensabbath laufe.

Allerdings hätte man an der Seite von Faust vergebens Mephistopheles gesucht; doch sichtbar oder unsichtbar hat jeder Mensch seinen Mephistopheles, der an seiner Seite galoppirt.

Der Mephistopheles von Bannière war in diesem Augenblick ein Compositum von allen Leidenschaften; es war vor Allem für Olympia eine Liebe heftiger als je; es war gegen Herrn von Mailly ein tiefer Haß, der sich von Minute zu Minute mehr erbitterte; denn der arme Bannière dachte, diese Minuten, während welcher sein Haß sich immer mehr erbitterte, bringe Herr von Mailly bei Olympia zu; dann verband sich von Zeit zu Zeit mit Allem dem ein Gefühl, das, wenn auch weniger erhaben, als die zwei Leidenschaften, mit denen man so viele schöne Tragödien und so viele herrliche Dramen gemacht hat, — die Liebe und der Haß — darum nicht minder heftig war: wir meinen die Angst.

Bannière hatte bange, verfolgt zu werden, Bannière hatte bange, eingeholt zu werden; es geschah zum zweiten Male, daß er so floh; das erste Mal vor den Jesuiten, das zweite Mal vor den Dragonern. Das erste Mal floh er aber mit Olympia, und diesmal floh er allein, abgesehen vom unsichtbaren Mephistopheles, der ihm zuflüsterte:

Digitized by Google

„Hurtig! Bannière, hurtig! und Du wirst Olympia einholen und wirst Herrn von Mailly einholen, und Du wirst den Dragonern entkommen, wie Du den Jesuiten entkommen bist. Hurtig! Bannière, hurtig!“

Und jede Eingebung dieses Gottes, der Bannière stachelte, übersetzte sich in Spornstichen für das arme Roß.

Erschöpft, blieb endlich das Pferd von selbst, ganz zitternd auf seinen Beinen, keuchend, vor Schweiß triefend, stille stehen.

Unser improvisirter Reiter hatte in fünf Stunden fünfzehn Landmeilen wohlgezählt gemacht, was nach der niedrigsten Rechnung immerhin fünf und zwanzig Postmeilen beträgt.

Bannière, als sein Pferd stehen blieb, war in einem so tiefen Gespräche mit seinem Mephistopheles begriffen, daß er nicht einmal bemerkte, wie er in einem großen Flecken angekommen war, dessen Einwohner, auf der Schwelle ihrer Thüren stehend oder auf Bänken sitzend, welche an die Façade ihrer Häuser angefügt waren, mit einer Art von selbstsüchtigem Wohlbehagen, welches zu verbergen sie sich nicht einmal die Mühe nahmen, den von Staub so weißen Reiter, das von Schaum so weiße Pferd, beide völlig abgemattet, betrachteten, während sie, die wackeren Landleute, damit zufrieden, daß sie die Erde sich drehen ließen, ohne sich auf ihrer Oberfläche zu rühren, nicht aufgehört hatten, vollkommen glücklich, ruhig und unbeweglich zu sein und jenes Wohlbehagen zu genießen, das die lateinischen Dichter, außerordentlich träge Leute, bewunderungswürdig begriffen haben.

Als das Pferd stille stand und Bannière seine vom Staube aufgeschwollenen und durch das Blut erschwerten Augen öffnen konnte, sah er zuerst den von uns erwähnten großen Flecken, welcher aus einer Straße bestand, an deren Ende man die Ebene erblickte. Dann, wie das oft geschieht, als er seinen Blick von den entfernten Gegenständen zu den näheren zurückgesenkt hatte, sah er einen Mann von gutem Aeußeren, der den Zaum

Digitized by Google

seines Pferdes hielt, und einen minder blühenden Mann, welcher den Steigbügel auf der linken Seite hielt.

Zu gleicher Zeit sprach eine Stimme, die einen freundlichen Ausdruck affectirte, zu seinen Ohren:

„Guten Morgen, Herr Dragoner!"

„Ho! ho!" versetzte Bannière noch ein wenig betäubt, „spricht man zufällig mit mir?"

Doch ein Augenblick der Ueberlegung genügte ihm, daß er wahrnahm, die Stimme könne nicht die Ankunft irgend eines Andern begrüßen, aus dem doppelten Grunde, weil er allein auf der Straße war, und weil keine Dragoner wahrscheinlich auf zehn Meilen in der Runde existirten.

Er bemerkte auch, daß sein Pferd, als ein mit Instinct, wenn nicht mit Vernunft begabtes Wesen, gerade vor der Thüre von einem der großen Wirthshäuser Halt gemacht hatte, welche die Landstraßen unseres alten Frankreichs besprenkelten und auf eine Meile in der Runde nach Heu für die Vierfüßigen und nach Braten für die Zweifüßigen rochen.

Der Spieß drehte sich: junge Hähne und Rebhühner schmorten, während das duftende Heu durch den Flaschenzug herabkam und ein schöner, schwarzer Hafer unter den Zähnen von dreißig Pferden krachte, welche den Stall bevölkerten.

„Guten Morgen, Herr Dragoner," hatte Jemand gesagt.

„Guten Morgen, meine Herren," antwortete Bannière, indem er seiner Stimme den Ausdruck einer dankbaren Höflichkeit zu geben suchte, als er die zwei Männer sah, die sich um ihn beeiferten.

„Oh! der schöne Dragoner!" sagte eine dritte Person; daß diese dem weiblichen Geschlechte angehöre, erkannte Bannière sogleich an dem sanften Klange ihrer Stimme.

„Teufel! Teufel!" dachte Bannière, während er mit den Augen die Eigenthümerin dieses reizenden Klan-

Digitized by Google

ges suchte, der, obgleich er ihn erschreckte, zugleich sanft seinem Ohre schmeichelte. „Teufel! ich muß mein Costume wechseln; ich bin ein wenig zu sehr Militär für Jedermann in dieser Gegend.“

Er beruhigte sich indessen, als er sah, daß die zwei Männer zwei bürgerliche Röcke und seine Lobrednerin eine junge Frau von zwanzig Jahren waren.

Die zwei bürgerlichen Röcke befanden sich, wie gesagt, der eine am Zaume, der andere an der linken Seite des Pferdes von Bannière. Die hübsche zwanzigjährige Frau stand auf der Schwelle des Gasthauses.

Bannière warf auf Alles, was ihn umgab, einen raschen Blick, und als er wahrnahm, daß nichts in dieser Herberge oder um diese Herberge nach den Gerichten roch, stieg er mit einer ganz euschlossenen Miene ab.

Kaum hatte er sich von seinem Pferde getrennt, als das Thier vom Hausknechte in den Stall geführt wurde, wonach er sich sachte nach dem Speisesaal führen ließ.

Es gibt bekanntlich unwiderstehliche Strömungen, die den Menschen immer dahin führen, wohin er zu gehen wünscht.

Das Thier aber wünschte in den Stall zu gehen und der Mensch in das Speisezimmer: Beide gelangten daher um dieselbe Zeit an das Ziel ihrer Wünsche.

Die zwei Männer mit dem beruhigenden Aussehen begleiteten Bannière, als wollten sie ihm die Honneurs des Hauses machen.

Bannière ließ sie, ziemlich erstaunt über ihre Zuvorkommenheit, gewähren.

Die hübsche Dame war, — Bannière wußte nicht wie, ohne Zweifel mit Hülfe von Sylphidenflügeln, — die hübsche Dame war von der Schwelle des Gasthauses verschwunden, um auf der Schwelle des Speisesaales wiederzuerscheinen.

Zugleich durch das Herz, die Augen und den Ma-

Digitized by Google

gen geführt, gab Bannière dieser dreifachen Anziehungskraft nach.

Und er mußte sogleich einige Fragen aushalten, welche übrigens sehr natürlich bei Leuten, die ihn mit solchen Zuvorkommenheiten überschütteten, Fragen, die sich im Ganzen auch alle in den folgenden zusammenfaßten:

„Wohin gehen Sie, Dragoner?"

„Wohin ich gehe?" antwortete Bannière. „Das ist, bei Gott! ganz einfach; ich gehe nach Paris."

„Verzeihen Sie, Sie könnten anderswohin gehen."

Bannière schaute denjenigen, welcher ihm dies erwiederte, mit erstaunter Miene an. Anderswohin, als wo sich Olympia und Herr von Mailly befanden, das war etwas Unmögliches.

Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Nein, nein, ich gehe nicht anderswohin."

„Es scheint, das ist der Weg des Herrn," sprach Einer von den zwei Männern. „Ich sehe nichts Schlimmes darin, daß der Herr nach Paris geht; ich komme von dort her."

Bannière dachte, es sei Zeit, sich Rechenschaft von den Personen zu geben, die er um sich sah, und während man den Tisch deckte, nahm er, zugleich seine Stiefel mit seinem Sacktuch abstäubend, eine detaillirte Prüfung derselben vor.

Der Eine, derjenige, welcher nicht wollte, daß Bannière nach Paris ging, war ein kleiner Bürgersmann von ungefähr fünfzig Jahren, mit hochrothem Gesichte, rundlich, behäbig; er war bekleidet mit einem grau-braunen Rock, ähnlichen Hosen und grau-blauen Zwickelstrümpfen.

Ziemlich groß, ziemlich mager um die Brust, hatte der Andere, der, trotz seiner bürgerlichen Kleidung, eine Feder auf dem Ohr trug, lange Arme, eine Nase wie die Arme, eine dürre Hand, ein kleines, rundes, ganz schwarzes Auge, und in dieser langen Nase, man erlaube

Digitized by Google

uns, hierauf zurückzukommen, die Sache ist schon der Mühe werth, eine gewisse Abweichung von der geraden Linie, welche die mit dieser Unvollkommenheit behafteten Personen mit der größten Sorgfalt durch die Orthopädie müßten verbessern lassen, in Betracht, daß kein physiognomisches Anzeichen bündiger ist, um die Unregelmäßigkeit der Moralität zu beweisen.

Leider war Lavater, bei dem wir uns über solche Dinge unterrichten, noch nicht geboren, oder, wenn er geboren war, hatte er noch nicht geschrieben; Bannière konnte folglich Lavater nicht gelesen haben.

Er dachte, der Mann mit der langen und schrägen Nase habe die Gewohnheit angenommen, sich von rechts nach links zu schnäuzen, und aus dieser unglücklichen Gewohnheit sei das erwähnte Gebrechen hervorgegangen.

Vielleicht sah er gar nichts, dachte er gar nichts und gab er durchaus nicht, so sehr war er in seinem Innern mit dem hübschen Näschen von Olympia beschäftigt, auf die große, abscheuliche Quernase des Mannes mit der Feder Achtung.

Dieser Mann warf sich übrigens auf eine sehr hoffärtige Art in die Brust und streichelte zugleich seine Hüfte, die er cavaliermäßig vorwärts warf, und den einst vergoldeten Knopf eines langen Degens.

Zuweilen senkte er mit Wohlgefallen sein kleines Auge auf die hübsche Frau, seine Gefährtin, deren Portrait es wohl verdient, daß wir ihm auch ein Dutzend Zeilen widmen.

Wir Romanendichter rechnen übrigens nie mit den hübschen Frauen, und die Frau des Mannes mit der Feder, denn es war sichtbar seine Frau, war, wir wiederholen es, hübsch.

Wir geben also ihr Portrait: man schaue es wohl an.

Klein, blond und frisch; großes, entschieden blaues Auge; fleischiger, fein gezeichneter Mund, oft lächelnd,

Digitized by Google

zuweilen schön thuend und dann das Herz erregend; zierliche Hände, reizend anzuschauen.

Sie sah, daß die Reihe, prüfend betrachtet zu werden, an sie kam, und machte Bannière einen artigen Knix.

Das Gespräch bewegte sich im Allgemeinen, wie dies unter Leuten, die sich nicht kennen, gewöhnlich ist, auf Gemeinplätzen.

Der Weg, das Wetter und das Pferd des Reisenden trugen die Kosten der Unterhaltung.

Bannière war einsylbig in Betreff des ersten Punktes: er hatte alle Arten von Ursachen, nicht zu sagen, woher er kam.

Er war gefällig in Betreff des zweiten; er gestand, es herrsche eine Teufelshitze, gab aber zu, es sei minder heiß, als in den Abruzzen, wie der Mann mit der Feder behauptete.

Warum: Als in den Abruzzen? Wir werden es sogleich sagen.

Doch beim dritten Punkte, bei dem des Pferdes, war er weitschweifig, weitschweifig wie Ovid.

Das läßt sich begreifen; Bannière hatte drei Gründe, um so zu handeln.

Den ersten haben wir genannt: er wollte nicht wissen lassen, woher er kam.

Was den zweiten betrifft, so konnte er nicht verhindern, daß das Wetter war, was es war: sehr heiß. Er konnte jedoch den Grad der Hitze bestreiten und behaupten, es sei so heiß, als in den Abruzzen; er that es nicht, mochte er nun über diesen Punkt der Ansicht seines Gegenredners sein, oder war ihm die Sache gleichgültig.

Sein dritter Grund aber war, daß er sein, wie die Cavalerieperde, mit einer Lilie auf dem Kreuze bezeichnetes und erkennbares, folglich auf dem ganzen Wege gefährdendes Pferd, verkaufen wollte.

Der Mann mit den grau-blauen Strümpfen und

Digitized by Google

der Mann mit der Feder fingen nun an das Pferd zu analysiren.

Der mit der Feder versiegte nicht über seine Schönheit.

„Erlauben Sie, Herr Marquis, daß ich Ihnen widerspreche," sagte der kleine Mann.

„Ho! ho!" dachte Bannière, „ich habe es mit einem Marquis zu thun. Teufel! laß einmal sehen."

Und je mehr er sah, desto mehr fand er, der Liebhaber des Schönen, diese Quernase unangenehm.

„In welcher Hinsicht können Sie dieses Pferd tadeln?" erwiederte der Marquis. „Es ist, was es ist."

„Es ist reh. mein Herr."

„Eil" rief Bannière, „wenn es nicht zu unhöflich wäre, dies Ihnen zu sagen, so würde ich Ihnen antworten, Sie verstehen sich nicht darauf."

„Oh! was das betrifft," entgegnete der Marquis, „ich werde nicht Ihrer Ansicht sein. Ich vertheidige das Thier, das mir ein vortreffliches Thier zu sein scheint, und für das ich eine Sympathie habe; doch sollte ich sagen, der Herr verstehe sich nicht auf Pferde, oh! nein! oh! nein! oh! nein! ich würde das nie sagen."

„Aber . . ." versetzte Bannière.

„Lieber Dragoner," sprach der Mann mit der Feder mit einem kleinen Protectorstone, der für Bannière einen widrigen Klang hatte, „dieser Herr ist ein großer Seidenhändler, der mehr Pferde auf seinen Reisen getödtet hat, als Ihr Regiment und das meinige je im Kriege getödtet haben, und hätten sie den Krieg gegen Prinzen Eugen und Herrn von Malborough mitgemacht."

„Ah! Sie haben ein Regiment?" sagte der Dragoner.

„Das heißt, mein Herr, ich bin Kapitän in einem Regimente," antwortete der Marquis.

„Der Herr Marquis," sagte der kleine Mann mit den blau-grauen Strümpfen Bannière ins Ohr, „der Herr Marquis ist Kapitän beim Regimente der Abruzzen."

Digitized by Google

„Ah!“ versetzte Bannière, „darum bemerkte er vorhin, als ich sagte, es sei heiß auf dem Wege nach Paris: Nicht so heiß als in den Abbruzzen?“

„Ganz richtig.“

„Ich begreife das nun.“

„Ein furchtbarer Cavalier,“ fuhr der Seidenhändler fort, „Sie haben sicherlich von ihm reden hören?“

Bannière verdrehte zugleich das Auge und den Mund, was ein Zeichen ist, daß man sich zu erinnern sucht. Bannière erinnerte sich nicht.

„Wie heißt er?“ fragte er.

„Marquis de la Torra.“

„Nein . . . nein,“ erwiederte Bannière. „Der Marquis de la Torra? Das ist das erste Mal, daß ich diesen Namen aussprechen höre.“

„Nun, Sie wissen, daß er ein Kapitän ist!“

„Und ein Marquis,“ fügte Bannière bei.

„Sie sagen also, das Pferd sei reh?“ fuhr der Marquis fort.

„Ich befürchte es sehr.“

Der Marquis nahm eine Glocke und klingelte. Ein Aufwärter erschien

„Gehen Sie in den Stall und melden Sie mir hernach, was das Pferd des Herrn macht.“

Nach fünf Minuten kam der Aufwärter zurück.

„Nun?“ fragte der Marquis.

„Es frißt,“ antwortete der Aufwärter.

„Sie sehen wohl,“ sagte Bannière.

„Was?“ versetzte der Mann mit den grau-blauen Strümpfen.

„Ein Pferd, das reh ist, frißt nicht.“

„Ei! ei!“ sprach der Marquis, der sich dem Gefühle seines Gefährten nähern zu wollen schien, „wir haben Pferde, welche, obgleich reh, noch ein paar Tage gehen, wenn sie von Race sind, wie es das Pferd des Herrn ist.“

„Oh! was die Race betrifft,“ rief der kleine Mann

Digitized by Google

mit den grau-blauen Strümpfen, „oh! was das betrifft, es ist von Race, das habe ich sogleich gesehen.“

„Sie gehen, sage ich, einige Tage schnaufend,“ fuhr der Marquis de la Torra fort, „dann fallen sie plötzlich.“

„Nun wohl,“ versetzte der kleine Mann, „bemühen Sie sich nur an die Stallthüre, Herr Marquis, und Sie werden das Pferd des Herrn schnaufen sehen.“

„Dragoner,“ sprach der Marquis mit der Gewichtigkeit eines Obern, „was wird man bei Ihrem Regimente sagen, wenn man sieht, in welchen Zustand Sie Ihr Pferd, — ohne Zweifel einer Liebschaft wegen, — versetzt haben? Ich,“ fuhr der Marquis, der ganz Kapitän wurde, fort, „ich lasse meine Soldaten peitschen, wenn sie meine Pferde verderben.“

Die Röthe stieg Bannière zu Gesichte; er fand die Bemerkung unverschämt, besonders in Gegenwart der hübschen Dame.

„In Frankreich, mein Herr, peitscht man die Reiter nicht,“ erwiederte Bannière hochmüthig.

„Nein, es ist wahr, man peitscht sie nicht, aber man steckt sie ins Gefängniß,“ sagte der Seidenhändler.

„Das Pferd gehört mir und nicht dem Regimente,“ sprach Bannière ruhig; „mein Vater hat es mir geschenkt, als ich Dienste nahm. Ich mache also mit meinem Pferde, was ich will.“

„Verzeihen Sie,“ erwiederte höflich der Kaufmann. „Ist Ihnen das Pferd von Ihrem Vater geschenkt worden, wie Sie sagen, so gehört es unstreitig Ihnen, und da es Ihnen gehört, so können Sie damit machen, was Sie wollen.“

„Mein Herr, entschuldigen Sie mich,“ sprach der Marquis; „da ich Sie in Uniform sah, so hielt ich Sie für einen gewöhnlichen Soldaten, obgleich ich mir, als ich Sie reden hörte, sagte: Das ist ein seltsamer Soldat. Und da ich Sie für einen gewöhnlichen Soldaten hielt, so beunruhigte ich mich, Sie begreifen, aus Her-

Digitized by Google

zensgüte, wie ich mich, zum Beispiel, beunruhigen würde, sollten Sie sich ohne Urlaub auf die Landstraßen wagen."

„Ich verlasse den Dienst, mein Herr; ich habe meinen Abschied."

„Ah! desto besser!" rief die junge Frau, welche noch nicht gesprochen hatte.

„Nun, Madame!" sagte der Marquis de la Torra, mit einem Ausdruck voll Würde.

„Nun, was?" fragte die junge Frau mit einem viel einfacheren Tone.

„Ich frage Sie, was geht es Sie an, ob der Herr den Dienst verläßt oder nicht verläßt?"

„Nichts, mein Herr."

„Sie haben aber gesagt: Desto besser."

„Das ist möglich."

„Und Sie haben Unrecht gehabt, Marion; das Handwerk eines Soldaten ist ein herrliches Handwerk."

Und er schüttelte seine Feder.

„Nun wohl! so herrlich es sein mag, ich verlasse es," sprach Bannière; „damit will ich sagen, daß ich mich gern meines Pferdes entäußern würde."

„Wahrhaftig?" versetzte der Kapitän.

„Ich frage, wozu würde es mir nützen?" sagte Bannière mit dem Tone eines Bürgers, der sich von den Geschäften zurückgezogen. „Ein Schlachtroß taugt nur für einen Militär."

„Es ist wahr, es ist, bei meiner Treue! wahr," rief der Marquis de la Torra.

„In der That, wenn der Herr den Dienst verläßt..." bemerkte der Seidenhändler.

„Und Sie würden sich auch Ihres Rockes entäußern?"

„Oh! des Rockes, der Weste, der Hose und der Stiefel, mit größtem Vergnügen," erwiederte Bannière. „Doch was würden Sie mit Allem dem thun?" fügte er lachend bei.

„Oh! ei! ich habe große Lust, diesen Rock als Muster einer Uniform zu nehmen. Ich will es versuchen,

Digitized by Google

die des Regiments ändern zu lassen, und ich bin fest überzeugt, sähe der Oberste Ihren Rock . . ."

„Oh! bei Gott! er ist zu Ihren Diensten, Herr Marquis," sagte Bannière.

„Um wie viel würden Sie ihn verkaufen?"

„Oh! ich würde ihn nicht verkaufen."

„Was sagen Sie? Ich verstehe Sie nicht."

„Ich würde ihn gegen ein bürgerliches Kleid vertauschen. Sie sind groß, ich auch; es ist wahr, Sie sind magerer als ich; doch ich bin gern knapp gekleidet. Sie sehen, daß wir ein Geschäft machen können. Geben Sie mir irgend einen Rock."

„Irgend einen! In der That, Sie sind von einer gefälligen Laune. Irgend einen Rock! Wie ärgerlich ist es, daß mein Gepäcke nicht angekommen; ich hätte Ihnen meinen Rock von leinblüthfarbenem Sammet mit rosa Atlaß gefüttert gegeben."

„Nein, mein Herr, das wäre zu viel gewesen."

„Ah! junger Mann," sprach der Marquis, indem er sich in die Brust warf, „wahrhaftig, es müßte einem Manne wie mir gut anstehen, wenn er mit einem Dragoner einen geraden Tausch machen würde! Ich liebe es, zu verbinden, mein Theurer; das kostet mich hunderttausend Thaler jährlich; doch was wollen Sie, man macht sich nicht anders. Und überdies hat Gott die Edelleute hiezu in die Welt gesetzt; hiezu hat er sie reich und zu Kapitänen von Regimentern gemacht."

„Mein Herr," murmelte Bannière, indem er sich, unterjocht durch so viel Größe, verbeugte.

„Welch ein herrlicher Mann sind Sie!" rief der Kaufmann, als hätte er ganz entzückt vor Bewunderung nicht an sich halten können.

„Wahrhaftig," sagte Bannière.

Die junge Frau betrachtete ein an die Scheiben der Glasthüre geklebtes schlechtes Bild.

„Leider," fuhr der Kapitän fort, „leider sind meine Koffer nicht angekommen."

Digitized by Google

„Nun?“ fragte Bannière.

„Ich habe diese Kleidungsstücke nicht.“

„Aber Sie haben wohl andere,“ versetzte Bannière. „Ein Mann wie Sie ist wegen eines Rockes nicht verlegen.“

„Doch, bei meiner Treue; um leichter zu reisen, habe ich Alles zurückgelassen. Ich habe nur eine sammetene Hausjacke und Hosen von Basin.“

„Teufel! es ist ein Nachtgewand, was Sie mir da anbieten,“ rief Bannière.

„Eil bei meiner Treue, ja, mein lieber Herr.“

Bannière schaute den Marquis mit einem gewissen Erstaunen an. Er fragte sich offenbar, wie sich ein so bedeutender Mann ohne ein anderes Kleid, als das, welches er auf dem Leibe trage, auf die Reise begeben könne; seine Augen schweiften auch vom Kapitän zum Kaufmann über.

Der Kaufmann glaubte, diese Augen befragen ihn über den Zustand seiner Garderobe.

„Bei meiner Treue,“ sagte er, „ich bin wie der Herr Marquis, nicht aus Zufall, sondern aus Gewohnheit. Ich habe nur meinen Rock: nie wechsele ich damit. Man vergißt die armen Anfänge nicht. Sparsamkeit, mein Herr, Sparsamkeit!“

„Mit dieser Sparsamkeit vergrößert man die Vermögen,“ sprach der Kapitän emphatisch. „Hätten Sie übrigens auch zwei Röcke zum Wechseln, so könnte man aus diesen zwei Röcken doch kaum einen für den Herrn machen: er ist um ein Drittel größer als Sie.“

„Lassen Sie hören,“ sagte Bannière, seinen Entschluß fassend, „dieses Nachtgewand ist wohl sehr lächerlich?“

„Wie, lächerlich!“ rief der Mann mit der Feder, indem er die Stirne faltete und Bannière schief anschaute.

„Verzeihen Sie, ich will sagen, sehr lustig.“

„Lustig! lustig!“

Digitized by Google

„Allerdings, mein Herr, man ist immer lustig so costumirt," sagte Bannière mit einer gewissen Ungeduld.

„Ah! sehr gut, sehr gut, ich höre Ihre Gründe," sprach der Marquis sich besänftigend.

„Er ist äußerst empfindlich," flüsterte der Kaufmann Bannière ins Ohr.

Die Sache war Bannière gleichgültig; er wollte sich indessen höflich zeigen.

„Der Herr denkt wohl nicht, ich habe ihm in irgend einer Beziehung unangenehm sein wollen?" sagte er.

„Nein, nein," erwiederte Madame Marion, „seien Sie doch ruhig."

„Ich will die Kleider bringen lassen," sprach der Marquis de la Torra. „Ich sehe, daß es ein gutes Werk ist."

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Marquis," sagte der Kaufmann; „ich gehe selbst in Ihr Zimmer."

Und er entfernte sich.

XXXVII.

Wie, ohne so edel zu sein, als Herr von Grammont, Bonnière die Ehre hatte, dieselbe Partie zu machen, wie er.

Alle diese Artigkeiten gaben Bannière den höchsten Begriff von der Stellung des Herrn Marquis.

Macht sich ein reicher Kaufmann so zum Gefälligen eines Kapitäns, dachte er bei sich, so muß dieser Kapitän ein Millionär sein.

Dann nebenbei, aus Zerstreuung, denn sein Herz und sein Geist liefen immer Olympia nach, lorgnirte er

Digitized by Google

Madame Marion, um dieser eine Höflichkeit im Austausch für ihre Zuvorkommenheiten zu erweisen.

Der Kaufmann ging nur hinauf und kam wieder herab; ohne Zweifel war er vertraut im Zimmer des Marquis. Er brachte die verlangten Kleidungsstücke.

Die Jacke war allerdings von Sammet, und in diesem Punkte hatte der Marquis de la Torra nicht gelogen; aber von einem spiegelnden Sammet, dessen Zustand durchaus nicht mehr an irgend eine Frische erinnerte. Es mußte ein Schlafrock aus der Zeit von Herrn von Roquelaure, dem Zeitgenossen von Tallemand des Réaux, sein, dessen zu sehr abgenutzten oder durch einen Unfall zerstörten Schöße die Amputation erlitten hatten, wodurch das ursprüngliche Kleid in eine Weste mit Aermeln verwandelt worden war.

Der Marquis sah, daß Bannière den Gegenstand, der ihm geboten wurde, in seinen Einzelheiten untersuchte, und daß das Detail nicht zum Vortheil des Gegenstandes war.

„Nun, probiren Sie," sagte er, um die Aufmerksamkeit des Liebhabers abzulenken.

Bannière probirte.

Die Sache mußte, wie es Bannière vorhergesehen, ein wenig lächerlich sein, denn Madame Marion, so wohlwollend sie gewöhnlich gegen ihn war, konnte sich eines ungeheuern Gelächters nicht erwehren, als sie ihn in diesem Kittel sah.

Es ist nicht zu leugnen, eine Mütze, wie man sie damals trug, eine rothe Hose und Stiefel bildeten mit dieser Jacke die possirlichste Vermählung. Bannière hielt auch, während er die Jacke anprobirte, seinen Rock am Aermel fest; endlich war er aber genöthigt, ihn fallen zu lassen, und man hörte den zugleich silbernen und matten Ton einer auf der Platte aufstoßenden, wohl gespickten Börse, deren metallisches Geklirre die Dicke des Stoffes dämpfte.

Da schauten sich, wie von einer Feder berührt, der

Marquis de la Torra und der Kaufmann mit einer Freudigkeit an, deren Bedeutung Bannière sicherlich begriffen hätte, wären die Unannehmlichkeit, sich in einer so abgetragenen Jacke zu sehen, und die übermäßige Länge der Aermel dieser Jacke nicht gewesen.

Madame Marion erröthete und wandte sich gegen das erwähnte Bild an der Glasthüre um, das sie auf's Neue betrachtete.

Zuvor stolz, beeiferte sich der Marquis alsbald, zu gefallen. Die Schwere der Börse, nach dem Geräusche berechnet, das sie beim Fallen machte, bewies ohne Zweifel dem Marquis, daß er es nicht mit einem gewöhnlichem Dragoner zu thun hatte.

Die Sache war in der That vollkommen möglich. Bei den Dragonern, einem bevorzugten Corps, nahmen viele junge Leute von guter Herkunft Dienste, und jeder junge Mann von guter Herkunft ist ehrenwerth für die Kapitäne, hat er eine so wohl gespickte Börse, wie die von Bannière zu sein schien.

Man ließ Bannière, durch dasselbe Verfahren, die Hose von weißem Basin anprobiren; dann gab man ihm Pantoffeln, so abgenutzt als alles Uebrige, mehr als alles Uebrige. In dem Augenblick aber, wo man sie ihm übergab, sagte der Kapitän zum Kaufmann:

„Eine Minute, eine Minute, was Teufels! Wie rasch gehen Sie zu Werke, mein Lieber! meine Jacke gut; meine Hose, auch gut; das sind Gegenstände ohne relativen Werth, und ich will diesen jungen Mann wohl verbinden." Und während er so sprach, schaute der Marquis Bannière väterlich an. „Was aber die Pantoffeln betrifft, nein, nein, nein! Die Pantoffeln kann ich nicht geben: sie sind von Marion gestickt, und ich lege einen großen Werth darauf."

Bei diesen Worten des Kapitäns warf Marion dem Dragoner einen so seltsamen Blick zu, daß der Dragoner, Olympia einen Moment vergessend, tiefer in

Digitized by Google

die Pantoffeln hineinschlüpfte und mit einem kostbaren Lächeln ausrief:

„Sie haben mir eine Secunde gehört, sie haben keinen Werth mehr für Sie, Herr Marquis; ich appellire an Madame selbst."

„Es ist nicht möglich, besser zu sprechen," rief der Seidenhändler. „Nein, Herr Marquis, nein, Frau Marquise, Sie werden nicht die Grausamkeit haben, diesen wackern Edelmann dadurch zu verletzen, daß Sie ihm seine Pantoffeln wieder von den Füßen ziehen .... Halten Sie fest, junger Mann, und Sie werden die Pantoffeln haben," fügte der Kaufmann leise bei.

Der Marquis verbeugte sich höflich, Marion lächelte anmuthig, und die Pantoffeln blieben das Eigenthum von Bannière.

Um sich eine Idee von der Meinung zu machen, die er von sich selbst hatte, mußte man Bannière sich mit diesem seltsamen Costume bekleidet in dem kleinen zersprungenen Spiegel der Wirthsstube beschauen sehen.

Von allen mehr oder minder seltsamen Costumen, welche Bannière nach einander angezogen, hatte in der That keines seine natürliche Grazie so schlecht bedient.

Er seufzte auch viel.

Der Marquis beurtheilte die Sachlage als ein vollendeter Politiker und beeilte sich, ihn durch folgende Worte zu trösten:

„Ja, ich begreife, mein schöner Soldat, Sie finden sich ein wenig geopfert unter dieser Kleidung; doch glauben Sie mir, die militärische Tracht ist zuweilen lästig. Wir haben sehr viele Officiere im Canton; Einige von diesen Officieren sind über die Maßen neugierig. Wenn es Einem von diesen Officieren einfiele, Ihre Papiere untersuchen zu wollen, und Ihre Papiere wären nicht in Ordnung ... hm! das gäbe eine schöne Geschichte mit Ihrer Dragoner-Uniform! Wahrlich! Sie wären viel ruhiger unter meiner abgetragenen Sammetjacke!"

Digitized by Google

Das war im Grunde die Anſicht von Bannière.

Die naive Art, wie er in das Garn ging, das heißt, das Stillſchweigen, das er bei dieſer Bemerkung des Marquis zu beobachten für zuträglich hielt, überzeugte die zwei Fremden völlig von dem Dienſte, den ſie dieſem auf den Landſtraßen umherirrenden Dragoner geleiſtet hatten.

Sie betrachteten ihn daher fortan als ihr Eigenthum, und als mittlerweile die Suppe aufgetragen wurde, ließen ſie ihn neben ſich zu Tiſche ſitzen.

Neben ſich iſt nicht ganz genau, denn die Frau Marquiſe de la Torra wurde auf die linke Seite der von ihr geſtickten Pantoffeln geſetzt.

Bannière hatte Hunger, das Mittageſſen war ſchmackhaft; das gaſtronomiſche Quartett widmete die erſten Augenblicke der Würdigung der Gerichte und Weine.

Bannière, der ſich Anfangs des Coſtume ſchämte, mit dem man ihn aufgeputzt hatte, ermannte ſich ſtellenweiſe und brachte geiſtreiche Worte vermiſcht mit Seufzern an.

Die geiſtreichen Worte waren für Marion; die Seufzer waren für Olympia.

Doch man weiß, Bannière war zu ſehr verliebt, um beſtändig Geiſt zu haben.

Wenn ſich ſeine Augen auf die Marquiſe hefteten, ging eine eigenthümliche Wirkung in ihm vor: die Erinnerungen an Olympia gemiſcht mit den Erinnerungen an die Catalane kehrten in Menge in ihm zurück, — Erinnerungen der Liebe, Erinnerungen des Haſſes, roſige Wolken, düſtere Wolken.

Durch eine ſeltſame Combination des Zufalls hatte die Marquiſe Marion in der That die Lippen der Catalane und die Haare von Olympia. Daraus ging hervor, daß durch vieles Anſchauen der Marquiſe der arme Bannière ſich mit vergangenen Chimären anſchwellte, was die unwürdigſte Nahrung für die Geiſter, welche

Digitized by Google

ſich wohl befinden, und um ſo mehr für die krankhaften Geiſter iſt.

Dieſe chimäriſchen Gedanken verhinderten ihn Anfangs, zu bemerken, wie ſehr er durch einen Fuß des Tiſches beengt war, durch einen hartnäckigen Fuß, der ſich immer durch ſein Reiben widerſetzte, wenn er von ſeinen Pantoffeln Gebrauch machen wollte. Er beſchloß, zwiſchen ſeine Füße dieſen unglücklichen Fuß zu nehmen, und, ſonderbares Erſtaunen! er fühlte, daß dieſer Fuß, den er, ehe man das Tiſchtuch gelegt, für viereckig gehalten, rund war, und daß er zwiſchen ſeinen Knöcheln entſchlüpfte, wie ein Häschen, das aus ſeinem Lager ſpringt. Ganz erſtaunt, bemerkte Bannière an der Röthe der Marquiſe, daß dieſer Fuß nichts Anderes war, als der der Marquiſe Marion.

Bannière war nicht mehr geneigt, geckenhaft zu ſein, — das iſt ein Fehler, den man verliert, wenn man die Liebe gewinnt, — er wollte lieber, — überdies war dies eher gethan, — glauben, die junge Dame habe es gemacht wie er und einen Fuß von lebendigem Fleiſch für einen Fuß von todtem Holze gehalten.

Er beeilte ſich daher, ſich anmuthig gegen Marion unter vielen Entſchuldigungen zu verbeugen, und Marion, ſagen wir es zu ihrem Lobe, erröthete nur um ſo ſtärker.

Das Mittagsbrod endigte heiter auf Seiten des Marquis und des Kaufmanns mit den grau-blauen Strümpfen, für welche das, was unter dem Tiſche vorgegangen war, nichts Zweideutiges gehabt hatte.

Der Fuß von Marion hatte Bannière an den von Olympia erinnert. Bei dieſer Erinnerung hatte der arme Wahnſinnige Alles vergeſſen, was nicht dieſe Erinnerung ſelbſt war, die Marquiſe und ſeine Irrungen, und ſeine zwei Tiſchgenoſſen; er hatte den Wein getrunken und den Wein vergeſſen; er hatte ſeinen Dragonerrock verkauft und nicht nur den Rock vergeſſen, ſondern auch die Werbung, die ihm dieſen Rock auf den Rücken ge-

Digitized by Google

bracht. Ueber dem gerötheten Tischtuche, unter den angezündeten Wachskerzen, schwebte ein reizendes Phantom, das sich zuweilen in den dunkeln Ecken des Zimmers verlor, dann unversehens wieder erschien und Alles zu einem geheimnißvollen Leben anfachte. Im Feuer, im Wein, in der Liebe, in der Zukunft sah Bannière nur Olympia.

Er wurde seiner Träumerei durch einen schweren Seufzer der Marquise Marion entzogen.

Doch er versank beinahe im Augenblick wieder darein.

Dann durch einen Ausruf des Marquis:

„Gottes Blut! unser junger Mann hat keine Stiefel mehr!“

„Nein,“ versetzte der Kaufmann, „da er sie gegen Ihre Pantoffeln vertauscht hat.“

„Dann wird er nicht mehr reiten können.“

„Das ist auch wahr,“ sagte der Kaufmann.

„Das ist wahr,“ sprach Bannière.

„Keine Stiefel mehr, das ist wahr,“ bemerkte die Marquise, „doch Mittel, um zu kaufen.“

Und sie schoß an die Adresse von Bannière einen Blick ab, der unter Weges blieb oder, wenn er ankam, nicht mit seiner wahren Bedeutung aufgenommen wurde.

„Oh! dem Herrn Dragoner, davon bin ich fest überzeugt,“ sagte der Marquis mit demselben Blicke, der Bannière schon einmal bestimmt hatte, „dem Herrn Dragoner liegt nicht mehr an seinem Pferde, als an seiner Uniform.“

Bannière bebte.

„Er hat sehr Recht,“ fügte der Marquis mit einem ausdrucksvollen Tone bei.

„Leider ist das Pferd reh,“ sagte der Kaufmann, „ich hätte mich dazu bequemt. Es hat in der That Ansehen.“

„Gut!“ sprach Bannière, „kaufen Sie es immer-

Digitized by Google

hin, und mit ein wenig Sorgfalt werden Sie es wiederherstellen, dafür bürge ich Ihnen."

„Unmöglich!"

„Warum?"

„Ist es nicht überdies mit dem Zeichen des Regiments oder der Lilie des Königs marquirt?"

„Es ist mit der Lilie des Königs marquirt, wie jedes ausgemusterte Pferd."

„Ah! Sie gestehen, daß es ein ausgemustertes Pferd ist!"

„Bah!" versetzte Bannière, „was macht die Marque? Man sieht die Marque nicht, wenn man es auf eine gewisse Art equipirt."

„Wohl! equipiren Sie es so, junger Mann. Für mich, begreifen Sie, ist eine Marque ein Tadel; sprechen wir übrigens nicht mehr von einem rehen Pferde .... nein! nein!"

„Ich wäre indessen hinsichtlich des Preises leicht zu befriedigen gewesen," sagte Bannière unkluger Weise.

„So wenig theuer Sie es verkaufen mögen, so wird es immer noch zu theuer sein," erwiederte der Kaufmann.

„Eine Sache, welche zu nichts nützt, ist immer zu theuer," sprach sentenzlös der Marquis.

„Aber, Kapitain!"

„Machen Sie es, wie Sie wollen," sagte der Marquis, „lassen Sie mich aber schlafen: ich falle vor Schlaf um."

Und er machte es sich bequem in einem Lehnstuhle beim Kamin, wobei er darauf bedacht war, Bannière und Marion den Rücken zuzuwenden.

Fünf Minuten nachher schnarchte der Herr Marquis de la Torra wie ein Herzog.

Digitized by Google

XXXVIII.

Wer gespielt hat, wird spielen.

Diese unerwartete Schlaftrunkenheit war Bannière sehr ärgerlich. Es lag ihm viel daran, sein Pferd anzubringen, und sollte er es nicht vortheilhafter anbringen, als dies bei seiner Uniform der Fall gewesen war.

Der Kaufmann schien auch sehr ärgerlich.

„Ha!“ rief er, „Der Herr Marquis ist eingeschlafen, ohne mir meine Revanche zu geben.“

„Welche Revanche?“ fragte Bannière.

„Oh! nichts, Revanche von einer Partie Piquet, was wir beinahe alle Abende seit unserer Reise spielen.“

„Der Herr spielt nicht,“ sagte rasch Marion, welche sich Bannière immer angenehmer zu machen suchte und zu diesem Ende die Schlaftrunkenheit des Kapitäns benützte.

Die Worte: „Der Herr spielt nicht,“ klangen in den Ohren von Bonnière wie ein Echo von geschüttelten Gold, von umgeworfenen Stößen Silber, von Würfeln, die auf den Tisch fallen, von einer Kugel, die sich in einer Roulette dreht.

„Selten, Madame,“ antwortete der Dragoner stammelnd.

„Selten ist nicht nie,“ sprach der Kaufmann, „und dann ist ein Unterschied im Spielen: spielen, um sich zu unterhalten, heißt nicht spielen.“

„Allerdings,“ erwiederte Bannière.

„Hören Sie,“ sagte der Kaufmann, die Stimme dämpfend, als wäre er den Marquis nicht aufzuwecken bemüht, „hören Sie, Ihr unglückliches Pferd ist keine fünf Pistolen werth!“

„Hol hol“ machte Bannière.

Digitized by Google

„Nein, es ist nicht so viel werth. Nun, ich spiele mit Ihnen darum, gegen . . . gegen was?"

Und der Kaufmann schaute umher, als suchte er, gegen was er um das Pferd von Bannière spielen sollte.

Der Marquis hörte auf zu schnarchen, öffnete die Augen und rief in der Secunde, wo Bannière antworten wollte:

„Wer spricht vom Spielen? wieder dieser verdammte Kaufmann. Welch ein schlimmer Gast! Dieser Teufelsmensch ist das eingefleischte Spiel!"

Der Kaufmann, der in der That ein starker Spieler zu sein schien, versuchte es, zu streiten.

„Aber, Herr Marquis . . ." sagte er.

„Gottes Blut! lassen Sie uns in Ruhe! Wie, dieser Junge hat vielleicht nicht genug mit seinem Gelde, mit seinem armseligen Gelde, und Sie wollen ihm noch davon abnehmen! Oh! das ist eine Schande! Man sieht wohl, daß Sie vom Bürgerstande sind, mein Lieber. Lassen Sie ihn seines Weges gehen, und wenn er Gold hat, so soll er es behalten. Das Gold wächst nicht zwischen den Pflastersteinen."

„Aber Herr Kapitän," wiederholte der Kaufmann.

„Schweigen Sie!" entgegnete ungeschlacht der Marquis; „was Sie da machen, ist häßlich. Glauben Sie denn, Jedermann schöpfe aus einem Fonds von hundert tausend Pistolen?"

„Oh! der Herr Marquis übertreibt!" erwiederte sich verbeugend der Mann mit den grau-blauen Strümpfen.

„Ei nein! ich übertreibe nicht, Sie haben so viel; mögen Sie es nun in Thalern, oder in Stoffen haben, Sie haben es immerhin. Man soll nicht immer so spielen. Am Ende würde er mich noch zum Spieler machen, mich, der ich die Würfel hasse und die Karten nicht riechen kann."

Ohne auf die Blicke des Verständnisses Acht zu

Digitized by Google

geben, welche ihm Madame Marion zuschleuderte, legte Bannière Fürsprache für den guten Kaufmann ein, den der Verweis ganz roth gemacht hatte.

„Ich betheuere Ihnen, Herr Kapitän, daß dieser ehrliche Bürger, den Sie mißhandeln, mir keine Gewalt angethan hat," sagte er.

„Doch! doch! er wollte Sie zwingen, zu spielen; was Teufels! er sprach von Ihrem Pferde! mich dünkt, ich habe es wohl gehört."

Der Kaufmann schien sich gegen die Autorität des Marquis zu empören.

„Und wenn ich davon gesprochen hätte," sagte er mit einer gewissen Festigkeit, welche Bannière edel fand, „sollte man nicht glauben, man sei deshalb lasterhaft?" „Spielen Sie denn nie, Sie, Herr Marquis?"

„Doch, alle Teufel! ich spiele, und ich will sogar spielen, aber um zu verlieren. Erfahren Sie, mein Herr, daß ich, glaubte ich zu gewinnen, nie spielen würde. Ich denke, Sie werden, so reich Sie auch sind, Ihr Vermögen nicht mit dem meinigen vergleichen. Sollte ich ein Jahr unaufhörlich spielen und jeden Tag zehn tausend Livres verlieren, so wäre mein Gut la Torra am Ende des Jahres nicht minder rund."

„Was für zartfühlende Personen!" sagte Bannière zu sich selbst.

„Man weiß es, mein Gott! man weiß es," rief der Kaufmann, „doch sobald ich nichts von Ihnen auf Ihr Gut entlehne..."

„Ei!" fuhr der Marquis fort, „da Sie sich in diesem Tone gegen mich benehmen, so will ich Ihnen etwas zeigen! Ah! Du willst spielen, Bursche: ah! Du willst Deine Thaler setzen, Gevatter. Gut, es sei! setze Sie auf den Teppich, Deine Thaler, laß sie den Tag sehen; sie sterben vor Begierde, Luft zu schöpfen."

„Aber, Herr Marquis," sagte der Kaufmann, dessen Gesicht eine lebhafte Unruhe auszudrücken anfing,

Digitized by Google

„ich bin kein Wüthender, wie Sie glauben; ich spiele ohne Leidenschaft.“

„Und ich! rief der Marquis, „sehen Sie doch, ob ich mich ängstige! bin ich ruhig oder nicht? Ich schlief, da ist ein junger Mann, der es bestätigen kann. Sie haben mich aufgeweckt, mein Lieber; nun denn! ich will heute Abend hundert tausend Thaler verlieren oder Sie zu Grunde richten; steht das Ihnen an?“

„Wahrhaftig, Sie erschrecken mich, Herr Marquis.“

„Auf, auf, Herr Spieler!“

„Es ist kein Spiel, was Sie mir anbieten, sondern ein Duell.“

„Wie viel haben Sie?“

„Bei mir?“

„Bei sich oder im Portefeuille.“

„Aber, Herr Marquis . . .“

„Vorwärts!“

„Was?“

„Auf den Tisch, auf den Tisch, geschwinde!“

„Aber, Kapitän . . .“

„Ah! er weicht zurück. Ja, ich begreife, muthig, wenn er es mit der armseligen Börse unseres kleinen Dragoners zu thun hat, weicht mein Kompan zurück, da es sich darum handelt, der Kasse von la Torra Stand zu halten. Lassen Sie sehen, haben Sie Herz? Ja? Wohlan, heraus mit den großen Thalern und den Louis d'or, und mit den Kassenbillets, wenn weder große Thaler, noch Louis d'or mehr vorhanden sind; ein Schafskopf, wer hierauf verzichtet.“

„Gut also, da Sie es wollen,“ sagte der Kaufmann.

„Ob ich es will? ich glaube wohl.“

„Durchaus?“

„Durchaus.“

Hier wandte sich der Kaufmann gegen Bannière um und murmelte:

„Dieser Teufelsmensch hat das Herz eines Königs.

Digitized by Google

Beklagen Sie mich, Dragoner, ich bin ein ruinirter Mann."

Und mit einem Seufzer nahm der Kaufmann Platz. In einem Augenblick war das Spiel gemacht.

Der Marquis legte Kassenbillets in einem Haufen aus, der einen Bereicherten vom Mississipi zittern zu machen im Stande gewesen wäre.

Der Kaufmann aber, welcher zwanzigmal in seiner Tasche störte und einen nach dem andern herauszog, pontirte bescheiden etwa fünfzehn Louis d'or, welche unter bleichen Silberthalern funkelten.

Bannière fühlte beim Anblick der Louis d'or und den Kassenbillets im Grunde seiner Seele alle Spielerinstincte erwachen, während seine Hand krampfhaft in seiner Tasche die fünfzig bis sechzig Louis d'or, die ihm blieben, marterte; das Kinn in der Hand, das Auge glühend, die Lippen zusammengepreßt, stützte er sich sodann mit den Ellenbogen auf den Tisch und schaute zu.

Die Marquise Marion aber stützte sich, indeß sie Zuckerwerk knaupelte, halb auf einen Lehnstuhl, halb auf die Schulter von Bannière.

Nur war es offenbar, daß die Gemüthsbewegung von Bannière nicht bis zu ihr aufstieg. Sie mußte an dieses Schauspiel gewöhnt sein.

Die Coups folgten sich wüthend; die Partie glich, wie es der Kaufmann gesagt hatte, nicht einem Spiele, sondern einem Kampfe!

Der Marquis war Anfangs im Vortheil und verspottete sehr angenehm seinen Gegner.

Alle Louis d'or des Kaufmanns machten, einen ausgenommen, Bekanntschaft mit den Kassenbillets des Marquis.

Doch bei diesem letzten Louis d'or wandte sich das Glück und der Kaufmann fing an zu gewinnen, aber dergestalt und mit einer solchen Heftigkeit, daß nun der Haufen Billets wie Butter schmolz und nach und nach zur Rechten des Kaufmanns wanderte.

Digitized by Google

Bannière verharrte in Bewunderung. Man konnte unmöglich mit mehr Anmuth und Leichtigkeit verlieren, als der edle Marquis.

Obgleich nur einfacher Zuschauer, fühlte Bannière den Schweiß von seiner Stirne fließen. Ist man wahrhaft Spieler, so hat man nicht nöthig, zu spielen, um Gemüthsbewegungen zu erleiden: es genügt, spielen zu sehen.

Die vom Haufen der Billets verschwundenen Summen mußten ungeheuer sein.

Der arme Kaufmann sah immer mehr verlegen aus. Er schämte sich seines Glückes.

Es war ein wahrer Sturm von Größe auf der einen Seite, von Ehrlichkeit auf der andern.

Bannière hatte Thränen in den Augen. Er fühlte sich unfähig, so zu gewinnen oder zu verlieren.

„Ah! mein Herr," sagte der Kaufmann, „ah! Herr Marquis, ich bitte Sie inständig, lassen Sie uns inhalten. Sie sind im Unglück."

„Gut!" erwiederte der Kapitän, „wegen fünfzig tausend Livres vielleicht; das ist wohl der Rede werth! Fahren wir fort!"

„Frau Marquise," rief der Kaufmann, die Hände faltend, „flehen Sie den Herrn Kapitän an, daß er aufhört."

„Bah! meine Frau wird zwei Diamanten weniger in dem Schmuckkästchen haben, das ich ihr an ihrem Namenstage zu geben gedenke, und sie wird darum ihrem Manne kein schlimmeres Gesicht machen; nicht wahr, Marion?"

Die Marquise zuckte die Achseln.

„Mein Glück ist allerdings erstaunlich, nicht wahr, Dragoner?" sagte der Kaufmann.

„In der That, erstaunlich," erwiederte Bannière, „ich habe nichts Aehnliches gesehen. Der Herr Marquis könnte heute Abend Alles verlieren, was er besitzt."

Bannière hatte kaum diese Worte gesprochen, als

Digitized by Google

eine Combination von Affen dem Marquis abermals zehn tausend Livres raubte.

„Oh! das ist zu stark!" rief der Kaufmann; „ich verzichte auf das Spiel, ich würde zu viel gewinnen."

Und er warf die Karten weg, als wäre er seines Glückes überdrüssig.

„Oh! mein Lieber," sagte der Marquis, „einen letzten Coup von zehn tausend Livres."

„Ah! Herr Marquis, bedenken Sie."

„Was?"

„Bedenken Sie, daß Sie im Unglück sind, und daß Sie diese zehn tausend Livres verlieren werden."

„Nein; ich habe eine Idee."

„Welche?"

„Bei diesem Coup werde ich wieder zu meinem Gelde kommen."

Der Kaufmann schüttelte den Kopf.

„Auf, auf, einen letzten Coup!" sagte Bannière, lebhaft interessirt.

„Es sei, da Sie es wollen," sprach der Kaufmann. „Doch wie werden wir um diese zehn tausend Livres spielen?"

„In einer Tour, auf den schönsten Rummel."

„Gehalten."

Man machte das Spiel.

Der Marquis hatte sechs Karten in Carreau, doch der Kaufmann hatte sieben in Herz.

Er strich die zehn tausend Livres ein; dann stand er auf und sagte:

„Wahrhaftig, Herr Marquis, ich bin ganz verlegen, und ich hoffe, Sie werden sich erinnern, daß Sie mich zu spielen gezwungen haben."

„Gut, gut," erwiederte lächelnd der Marquis „von zwei Männern, welche gegen einander spielen, muß durchaus immer Einer verlieren. Nur bitte ich Sie um das schöne Damastkleid, das Sie für die Prin-

Digitized by Google

zeſſin von Beautremont beſtimmt hatten; geben Sie es meiner Frau."

„Ei! Madame, dieſes und noch zwei andere, wenn ſie Ihnen angenehm ſind."

Bannière wiſchte ſich mit ſeinem Taſchentuch die Stirne ab.

„Nie habe ich eine ſolche Partie und ſolche Spieler geſehen," ſprach er laut.

„Wie traurig iſt das!" rief der Marquis philoſophiſch, die Augen zum Himmel aufſchlagend, „und wie blind iſt das Glück! Ich laſſe ſechzig tauſend Livres einen Millionär gewinnen, während ich vor mir einen jungen Herrn habe, den das Drittel dieſer Summe vielleicht glücklich machen würde."

„Oh! zwanzig tauſend Livres! Ja, zwanzig tauſend Livres würden mich ſehr glücklich machen," murmelte Bannière, bedenkend, er würde von dieſen zwanzig tauſend Livres fünfzehn ausgeben, um Olympia wieder aufzufinden, und es müßte ſehr unglücklich gehen, wenn er ſie mit dieſen fünfzehn tauſend Livres nicht fände.

„Und was brauchte es hiezu?" fuhr la Torra fort, der ſich in ſeine immer mehr philoſophiſchen Träume vertiefte; „was brauchte es? Daß der Herr," und er deutete auf Bannière, „daß der Herr da ſaß, wo dieſer Dummkopf von einem Kaufmann iſt, und daß dieſer Dummkopf von einem Kaufmann ſaß, wo der Herr iſt."

„Ah! was wollen Sie, Herr Marquis? das iſt das Geſchick," ſagte der Gewinnende.

„Nein, das Glück. An Ihrem Platze hätte der Dragoner vielleicht nicht gewonnen."

„Doch," entgegnete der Kaufmann mit Ueberzeugung.

„Bah! und warum?" fragte Bannière.

„Mein Herr, weil das Glück dem Platze gehört und nicht dem Spieler," antwortete ſentenziös der Mann mit den grau-blauen Strümpfen.

„Glauben Sie?" verſetzte Bannière.

Digitized by Google

„Er hat Recht," ſagte der Kapitän, „er hat bei meiner Treue Recht."

„Sie treten alſo der Anſicht des Herrn bei?" fragte Bannière.

„Oh! vollkommen; ich bin nicht halsſtarrig."

„Setzen Sie ſich alſo ein wenig hierher, Herr Dragoner," ſagte der Kaufmann, indem er Bannière an ſeinen Platz ſchob, „und verſuchen Sie es."

„Oh! bei meiner Treue! nein!" rief der Marquis; „genug des Spieles! meine Hände ſind krank vom Bewegen der Karten."

„Vorwärts!" rief der Kaufmann.

„Nein, die Chancen würden nicht fortdauern; ſie folgen dem Gelde auf dem Teppich und nicht der Idee des Spielers in ſeinem Gehirne."

„Nun!" ſagte Bannière, „man kann es mit einigen Thalern verſuchen."

„Mit einem einzigen Thaler, aus Neugierde, gut," ſprach der Marquis.

„Unmöglich," entgegnete Bannière mit ſeinem ariſtokratiſchſten Tone.

„Und warum?"

„Weil ich nur Gold habe."

„Gut!" ſprach gleichgültig der Marquis; „risquiren Sie einen Louis d'or, da Sie es durchaus wollen."

Und er ſetzte ſich wieder mit einer gewiſſen Nachläßigkeit und miſchte die Karten, wie ein Mann, der gar nicht gewohnt iſt, ſich die Mühe zu geben, die er ſich wegen eines ſo kleinen Spieles gab.

Bannière hob ab, der Marquis gab die Karten.

Bannière nahm ſein Spiel auf.

Es fanden ſich darin drei Aſſe, drei Könige, drei Damen und ein Rummel von ſechs Knoten.

Bannière warf zwei Damen und einen König weg, denn er war in der Hinterhand.

Er hob ein Aß und die zwei letzten Karten ſeines Rummels auf.

Digitized by Google

Er legte sein Spiel auf und hatte gewonnen.

Der Marquis warf ihm einen Louis d'or zu, indem er sich vor Lachen krümmte.

„Ah! das ist unendlich interessant," sagte der Marquis, „fahren Sie doch fort."

Man fing wieder an. Bannière gewann abermals.

Man machte eine dritte Partie. Bannière gewann immer.

Da schlug der Kaufmann vor, zu verdoppeln, um zu sehen, welche Summe Bannière mit einem solchen Glücke gewinnen könne.

Der Dämon des Spiels war in ihm und brüllte in der Tiefe seines Herzens:

„Gold! Gold! Gold!"

Er nahm den Vorschlag an. In einer halben Stunde gewann er zweitausend Louis d'or in Kassenbillets.

Da wandte sich die Chance. Ohne Zweifel war das Glück erschöpft.

Bannière fing an zu verlieren und war darüber entzückt. Wie der Kaufmann, schämte er sich seines Glücks.

Doch er fuhr fort, mit einem solchen Unglück zu verlieren, daß sein Entzücken aufhörte.

Bannière hatte indessen nur das verloren, was er gewonnen; er konnte die gemachten Partien als einen Versuch betrachten, hiebei stehen bleiben und seine Louis d'or nicht angreifen.

Bannière war ein ächter Spieler: er hatte diesen Muth nicht.

Er griff seine Louis d'or an.

Sobald sie angegriffen waren, defilirten die Louis d'or zu zwei und zwei, zu vier und vier, zu sechs und sechs. Bannière hatte sechzig Louis d'or: das war im Ganzen die Sache von einer halben Stunde.

Sechzig Louis d'or, das heißt mehr, als er brauchte, um nach Paris zu gehen und Olympia aufzusuchen.

Digitized by Google

Kalt und ohne ein sichtbares Vergnügen, verbeugte sich nun der Marquis und steckte die sechzig Louis d'or von Bannière ein.

Bannière wollte zwei Louis d'or entlehnen, um das Glück wiederzuerringen. Zwei Louis d'or, das war sehr wenig für einen so reichen Marquis.

Doch zu seinem großen Erstaunen schüttelte der Kapitän den Kopf und sagte:

„Mein Grundsatz, ein Grundsatz, von dem ich nie abgehen werde, in Betracht, daß er auf der Moral beruht, ist, die Jugend nicht dazu zu ermuthigen, daß sie sich ruinirt. Bleiben wir also hiebei, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr Dragoner."

Bannière war wohl ein wenig verblüfft, aber bei dem Worte Moral mußte er anerkennen, daß der Marquis über ihm erhaben, der Marquis, der ohne sein Gesicht zu verändern, sechzig tausend Livres verloren hatte. Er ließ also den Kopf hängen wie ein Schüler.

Da neigte sich der Kaufmann freundschaftlich zu ihm und sprach:

„Auf, junger Mann, es bleibt Ihnen das Pferd. Was Teufels! lassen Sie den Marquis Ihr Gold wieder herausgeben. Das Pferd gegen zehn Pistolen."

„Wie?" versetzte de la Torra.

„Ich sage, das Pferd gegen zehn Pistolen," wiederholte der Kaufmann.

Dann flüsterte er Bannière zu:

„Bei Gott! wenn Sie verlieren, verlieren Sie nicht viel."

Es war am Marquis, die Karten zu mischen.

Er hatte in seinem Spiele beim letzten Coup gerade das, was Bannière beim ersten in dem seinigen gehabt hatte.

Das war außerordentlich.

So viel Zähigkeit im Gewinnen setzte Bannière, der unwillkürlich düster zu werden anfing, in Erstaunen.

Digitized by Google

Es blieb ihm nicht einmal mehr etwas, um seine Rechnung dem Wirthe zu bezahlen.

Er äußerte dies lachend. Allerdings lachte er mit dem Ende der Lippen.

Doch statt als vornehmer Mann zu handeln und ihm seine Dienste anzubieten, pirouettirte der Marquis, zur großen Verwunderung von Bannière, auf dem Absatz und eilte nach der Thüre.

Der Kaufmann war schon verschwunden.

Bannière war vernichtet; der Gedanke, daß er jedes Mittel verloren, Olympia einzuholen und wiederzubekommen, entriß seinem Busen einen Seufzer und seinen Augen zwei große Thränen.

Marion war im Begriff, hinter dem Marquis de la Torra aus dem Zimmer wegzugehen.

Sie wandte sich um, als sie den Seufzer hörte, und sah die zwei großen Thränen.

Und sie war offenbar gerührt, denn sie hob ihren rosigen Finger bis zu ihren Lippen empor und blinzelte mit den Augen auf eine bezeichnende Art gegen Bannière.

Bannière verstand, daß dies besagen wollte: „Warten Sie," und folglich: „Hoffen Sie." Er hoffte nicht viel, doch er wartete.

Es waren nicht zwanzig Minuten verlaufen, als Marion am Fenster des Erdgeschoßes, an dessen Scheiben sie mit dem Ende ihrer rosigen Nägel klopfte, wiedererschien.

Bannière öffnete hastig.

„Mein Herr," sagte sie leise, „Sie sind bestohlen worden."

Und sie entfloh eilig, oder sie entflog vielmehr wie ein Vogel, ohne nur zu warten, bis Bannière die hübschen Finger geküßt, welche so anmuthig auf den Scheiben getrommelt hatten.

Digitized by Google

XXXIX.

Wo Bannière ſeine Revanche nimmt.

Bannière blieb einen Augenblick ohne Stimme und ohne Bewegung. Er war ganz einfach erſtaunt über das, was er vernommen. Alles war in ihm verletzt: ſeine Liebe und ſeine Eitelkeit.

Nach einem Augenblick kam ihm die Sprache wieder.

„Beſtohlen!“ murmelte er, während ein Schauer ſeinen ganzen Leib durchlief. „Wie! der Marquis de la Torra, Kapitän beim Regimente der Abruzzen, wie! dieſer würdige Kaufmann, ein Millionär, haben ſich verbunden, um mich zu beſtehlen!

„Unmöglich!“

Dieſe Reflexionen wurden raſch gemacht, ſo raſch, daß ſie völlig im Geiſte von Bannière gebildet waren, als ſich Marion noch nicht in der Mitte des Hofes der Stallungen befand, und ſie war doch ſehr leicht, die anmuthige kleine Frau.

Bannière war aber auch ſehr leicht, wenn ihn eine heftige Leidenſchaft antrieb. Mit einem erſten Sprunge war er im Saale, mit einem zweiten war er im Hofe, mit dem dritten Sprunge erreichte er ſie und umfing ſie zugleich mit ſeinen beiden Armen.

„Meine liebe Marion,“ flüſterte Bannière der jungen Frau ins Ohr, „was haben Sie mir denn ſagen wollen, als Sie mir ſagten, ich ſei beſtohlen worden?“

„Ich wollte Ihnen ſagen, was ich Ihnen geſagt habe, und nichts Anderes.“

„Beſtohlen!“

„Ja. Wiſſen Sie, was ein Grieche iſt?“

„Ein Grieche?“ verſetzte Bannière erſtaunt. „Gewiß, ich habe es in der Schule gelernt: das iſt ein Menſch, der in Griechenland geboren iſt.“

Digitized by Google

„Ei nein! mein lieber Herr.“

„Was ist es denn?“

„Die Griechen sind gewandte Leute, welche durch ihre Geschicklichkeit die Launen des Glückes verbessern.“

„Gauner also?“

„Gauner, das ist sehr hart; Griechen, das ist artiger.“

„Der Kaufmann ist also ein Grieche?“

„Allerdings.“

„Der Marquis ist also ein Grieche? Also Ihr Gemahl, der Kapitän . . .“

„Ei! mein Herr, er ist nicht Kapitän; er ist nicht mein Gemahl.“

„In jedem Falle, wenn er das nicht ist, sind Sie ein Engel . . . Doch noch ein Wort, meine kleine Marion. Wie hat mich der Marquis . . . Ich nenne ihn Marquis, weil ich ihn auf irgend eine Art nennen muß . . .“

„Er hat Sie im Einverständniß mit dem Kaufmann bestohlen.“

„Aber all dieses Geld, und all diese Kassenbillets, die sie vor mir ausgebreitet haben, das war doch wohl Geld, das waren doch wohl Kassenbillets?“

„Das Geld war ächt, und das war der Grund der Kasse unserer vorgeblichen Millionäre; die Billets waren falsch, und hätten Sie dieselben in der Nähe betrachtet, so würden Sie es leicht erkannt haben.“

Sie waren so weit in ihrem Gespräche, als ein Fenster im ersten Stocke geöffnet wurde und man die Stimme des Kapitäns rufen hörte:

„Marquise Marion! Marquise Marion! Nun, wenn's beliebt, wo sind Sie?“

„Er ruft mich, hören Sie?“ sagte die junge Frau, „er ruft mich. Oh! mein Herr, lassen Sie mich los, er würde mich umbringen.“

Und sie machte sich frei und verschwand in der Dunkelheit.

Digitized by Google

Bannière blieb allein mitten im finſtern Hofe.

Da kam ihm Alles, was er von den geſchickten Gauklern hatte ſagen hören, welche die Volte vor den Augen ihres Gegners ſchlagen, ohne daß dieſer etwas davon ſieht, ins Gedächtniß. Er erinnerte ſich, daß er während aller Partien, die er mit dem vorgeblichen Marquis gemacht, im Spiele beinahe beſtändig eine Karte, welche länger als die anderen, geſehen, gefühlt, errathen hatte, wie man ſagen will, und daß er es beim Miſchen der Karten mehrere Male maſchinenmäßig verſucht, dieſe Karte in das Niveau, das ſie überſchritt, zurückzudrücken.

Er erinnerte ſich auch, daß der edle Marquis beim Abheben dieſe Karte immer unten ließ, ſo daß ſie den Talon für den, welcher in der Vorderhand war, bildete.

„Marion hat Recht, ich weiß, was ich zu wiſſen brauche," ſagte er. „Wohlan, Bannière, es handelt ſich darum, ſo fein zu ſein, als dieſe Herren. Auf einen Griechen anderthalb!"

Und er fing an zu überlegen, und wenn es Tag geweſen wäre, hätte man können ſein Geſicht ſtufenweiſe ſich im Strahle der inneren Flamme, die man den Geiſt nennt, aufklären ſehen.

Nach Verlauf von fünf Minuten ſchien die Phyſiognomie von Bannière völlig erheitert: er hatte ſeinen Entſchluß gefaßt.

„Ich habe meine Sache," ſagte er.

Und auf der Stelle langte er, indem er ſich nach dem erleuchteten Fenſter richtete, das ihm als Leuchtthurm diente, bei dem falſchen Marquis de la Torra an, der mit dem falſchen Kaufmann den Kaffee zu ſich nahm, den doppelten Kaffee, mit mehr oder weniger für das Geſicht und den Geruch angenehmen Liqueurs.

Marion, das arme Kind, war ganz roth und ganz athemlos zurückgekommen.

Sie hielt eine kleine Anſchnauzung aus, welche Bannière dadurch unterbrach, daß er an die Thüre klopfte.

Digitized by Google

„Herein!“ antwortete man ihm ohne zu großes Zögern.

Bannière trat ein. Er war rosenfarben, artig, freundlich; Alles in seiner Haltung offenbarte eine vollkommene Höflichkeit.

Der Schauspieler hatte dem Spieler wieder ein Gesicht gemacht.

„Herr Marquis,“ sagte er, „ich habe Ihnen ein kleines Geheimniß mitzutheilen.“

Der Kaufmann stand auf.

Das war ein sehr discreter Mann. Er wollte sich entfernen, um Bannière und den Marquis allein und frei zu lassen.

Bannière errieth aber seine Absicht und hielt ihn mit Dringlichkeit zurück.

„Eil mein Herr, ich bitte Sie inständig, bleiben Sie. Sind nicht bei einem biedern Manne wie Sie alle Geheimnisse in Sicherheit?“

Der Marquis fühlte sich, trotz dieser höflichen Miene, nicht ganz behaglich.

„Was ist es, mein Lieber,“ sagte er, indem er wieder sein vornehmes Wesen annahm, „und was wollen Sie von mir?“

„Mein Herr,“ erwiederte Bannière, „ich weiß wohl, daß es schwer zu sagen ist, doch ich muß am Ende meinen Entschluß fassen.“

„Sprechen Sie, Dragoner.“

„Nun also, mein Herr . . .“

„Ich höre.“

„Mein Herr, ich habe nicht meinen Abschied vom Regiment genommen: ich desertire.“

„Ei! wir vermutheten es wohl,“ erwiederte mit hartem Tone der Kapitän. „Doch nehmen Sie sich in Acht, junger Mann, das sind keine Geheimnisse, denen der Marquis de la Torra, Kapitän im Regimente der Abruzzen, seine Billigung gewähren kann.“

„Ah! es ist wahr, mein Herr, ich hoffe aber, daß

Digitized by Google

Sie Nachsicht mit einem armen jungen Mann haben und mir einen Dienst leisten werden."

Der Marquis de la Torra glaubte, es handle sich um die Eröffnung eines Anlehens, und nahm das Gesicht eines Banquier an, der seine Kasse schließt.

Er wollte Bannière unterbrechen, als dieser ihn selbst unterbrach.

„Stille! hören Sie," sagte Bannière geheimnißvoll.

Instinctartig näherten sich die zwei Männer; sie fingen an etwas Unbekanntes zu wittern.

„Meine Börse," fuhr Bannière sehr leise fort, „meine Börse war nicht die einzige Quelle, die ich besaß, als ich hierher kam. Ich hatte noch . . ."

Er schaute umher.

„Was, was hatten Sie?" fragten die zwei Männer.

„Ich hatte noch einen großen Sack mit Silber."

„Ah," machten einstimmig der Kapitän und der Kaufmann, durch diese vertrauliche Mittheilung zu einem wirklichen Interesse zurückgeführt. Einen Sack!"

„Ja."

„Einen großen Sack?"

„Zehn tausend Livres enthaltend."

„Zehn tausend Livres!" riefen die zwei Männer.

Und sie strichen mit der Zunge über die Lippen und schauten sich von der Seite an.

„Was haben Sie mit diesem kostbaren Sack gemacht, Dragoner?" fragte väterlich der Marquis; „sprechen Sie."

„Ich glaubte mich verfolgt, ungefähr eine Viertelmeile von hier, als ich auf die Markung dieses Fleckens kam, und da mein Pferd furchtbar ermüdet war und der unglückliche Sack ein zu großes Gewicht hatte, so warf ich ihn in einen Graben, unter Weiden, indem ich mir ganz genau die Stelle merkte, wo ich ihn ließ, um in der Nacht zurückzukommen und ihn zu holen."

„Ho! ho!" machten die zwei Männer.

„So, daß ich nun, da es Nacht geworden ist..."

Digitized by Google

Bannière machte den zwei Griechen ein Zeichen des Verständnisses, diese schauten sich aber ganz erstaunt an. Sie hatten nie eine Dummheit wie die des Dragoners gesehen, der, schon einmal geplündert, so große Eile hatte, sich noch einmal plündern zu lassen.

„Sie begreifen nun?“ sagte Bannière.

„Nein, nicht vollkommen,“ antwortete der Marquis.

„Und wenn der Herr Marquis nicht vollkommen begreift,“ fügte der Kaufmann bei, „so begreifen Sie, daß ich gar nicht begreife.“

„Nun wohl, Sie werden mich begleiten.“

„Gern.“

„Mit einer Laterne.“

„Ja. Doch warum Sie begleiten?“

„Ah! einmal, weil Sie die Gegend besser kennen, als ich, und mir helfen werden, daß ich mich zurecht finden; sodann, weil ich es bei Nacht nicht sehr liebe, allein auszugehen; endlich, weil der Wirth, sähe er mich bei Nacht allein aus seinem Gasthause mit einer Laterne weggehen, sich beunruhigen und Verdacht schöpfen könnte. Er hat schon genug darüber erstaunt geschienen, daß ich vom Dragoner das geworden bin, was ich bin.“

„Gut! gut! gut!“ riefen die zwei Männer, „zu Ihren Befehlen.“

„Dann nehmen Sie einen Stock,“ sagte Bannière zum Kaufmann; „Sie, Herr Marquis, werden Ihren Degen nehmen; ich nehme meinen Säbel.“

„Wozu Alles dies?“

„Aus Furcht vor Räubern. Ein Sack von zehn tausend Livres ist wohl werth, daß man ihn vertheidigt.“

„Das ist richtig,“ sprachen die zwei Männer.

„Und ich,“ fragte Marion, „ich werde also nichts tragen?“

„Sie, Frau Marquise,“ erwiederte Bannière halb galant, halb einfältig, „Sie werden die Laterne tragen und uns leuchten.“

Digitized by Google

Jeder that, wie es verabredet war: Marion nahm die Laterne, der Kaufmann bewaffnete sich mit einem Stock, der Marquis schnallte seinen Degen um, den er auf einen Schrank gelegt hatte, um den Kaffee behaglicher zu schlürfen, und Bannière, der ohne Zweifel die Scheide und die Kuppel für unnöthig hielt, nahm seinen Degen bloß unter den Arm. Die ganze Karavane verließ das Gasthaus mit leichtem Fuße, das Ohr auf der Lauer und die Nase im Winde.

Unruhig, voll Bewunderung für die Kaltblütigkeit von Bannière, brennend vor Neugierde in Betreff der Entwickelung, ging Marion an der Spitze und versah mit ihrer Laterne den Dienst des Irrlichtes.

Bannière regelte den Marsch, und Bannière ging geschwinde; man war auch bald außer dem Flecken.

Es schlug eilf Uhr; die Landschaft war finster, einsam und ruhig. Man sah nur am Horizont irgend ein verspätetes Licht, einem Sterne ähnlich, glänzen und hörte von Zeit zu Zeit in der Ferne das Gebelle eines Hofhundes.

Auf der Rechten des Weges, dem man folgte, erstreckte sich der erwähnte Graben; er war mit Weiden besetzt und lief auf der einen Seite längs diesem Wege und auf der andern an einer Wiese hin, deren weichen Teppich man beim Scheine der Laterne wie einen Smaragd grün schimmern sah.

Man machte so ungefähr eine Viertelmeile.

Bannière blieb stehen und schien sich zu orientiren.

„Es ist hier," sagte er, „Frau Marquise, geben Sie mir die Hand und springen Sie über den Graben."

Der Marquis de la Torra öffnete den Zirkel seiner großen Beine und war sogleich auf der andern Seite.

Der Kaufmann machte einen kleinen, kurzen Sprung, zu kurz, denn er fiel auf die Böschung und glitt auf dem Bauch bis in die Tiefe des Grabens. Weder der Marquis, noch Bannière bekümmerten sich um ihn, und er war genöthigt, sich allein aus der Patsche zu ziehen.

Digitized by Google

wozu er gelangte, ohne einen andern Verluſt, als den ſeines Stockes, welcher, da er ihn beim Fallen losgelaſſen hatte, vom Waſſer fortgezogen worden war.

Mittlerweile war Bannière ſtehen geblieben, und der Marquis und Marion bildeten mit ihm eine Gruppe, zu der der Kaufmann, ganz triefend vom Gürtel bis zur Fußſohle, hinzukam.

„Nun?“ fragte der Marquis, als die Gruppe vollſtändig war.

„Nun?“ verſetzte Bannière.

„Wo iſt denn das, was wir ſuchen?“ ſagte der Marquis.

„Das, was wir ſuchen?“

„Ja, das, was Sie verloren haben?“

„Was ich verloren habe, iſt da,“ erwiederte Bannière, „da, in Ihrer Taſche, und Sie werden es mir auf der Stelle zurückgeben.“

„Wie beliebt?“ rief der Marquis erſtaunt.

„Ho!“ machte der Kaufmann.

„Kein Geſchrei,“ fuhr Bannière fort; „Sie ſind nicht Marquis; Sie ſind nicht Kapitän; Sie heißen nicht de la Torra: Sie ſind ein Grieche, ein Gauner, ein Dieb.“

„Ich?“

„Ja, Sie. Ich habe Sie den ganzen Abend mich im Spiele betrügen ſehen.“

„Burſche!“

„Vorwärts, keine Worte; Sie haben einen Degen, ich habe einen Säbel, ziehen wir vom Leder, und zwar geſchwinde, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie tödte, ohne daß ſie vom Leder ziehen, was mir ganz gleichgültig iſt, wenn ich Sie nur tödte.“

Der Kaufmann wollte ſeinem Gefährten zu Hülfe kommen, und in Ermangelung des ſchwimmenden Stockes, der ganz allein nach dem Dorfe ging, zog er ein Meſſer aus der Taſche; doch Bannière fuchtelte, und

Digitized by Google

bei dieſem Fuchteln verſetzte er ihm einen heftigen Schlag mit dem flachen Säbel.

Der Kaufmann verlangte den Reſt ſeiner Rechnung nicht; er entfloh im Gegentheil ſtöhnend.

Bleich und zitternd, ſchien der Marquis Wurzel gefaßt zu haben; er dachte nicht einmal daran, ſeinen Degen zu ziehen.

„Auf, auf,“ rief Bannière, „ergeben wir uns. Da wir uns nicht ſchlagen, ſo leeren wir die Taſchen.“

Marion wohnte, ganz erſchrocken und zugleich ganz entzückt, dieſem Siege des Dragoners über den Kapitän bei; ſie lächelte, ſie ſchrie, ſie ſtampfte.

Es iſt unglaublich, wie ſehr die Frau immer den Mann, den ſie vom vorhergehenden Tage kennt, dem Manne, den ſie ſeit langer Zeit kennt, vorzieht.

Will dies beſagen, daß die Frau veränderlich ſei, oder daß der Mann bei längerer Bekanntſchaft nicht gewinne?

Auf das Aeußerſte gebracht durch die Schmähungen von Bannière und das Geſchrei von Marion, nahm der Kapitän endlich den Degen in die Hand.

Doch dieſe zitternde Hand war ſehr wenig feſt; mit der ſtarken Klinge ſeines Säbels band Bannière das Eiſen und machte den Degen des Marquis in die Luft fliegen.

Der Marquis hielt ſich für todt und fiel auf die Kniee.

Bannière war aber barmherzigen Gemüths; er begnügte ſich damit, daß er den Marquis mit dem flachen Säbel durchbläute; dann ging er zur Hauptſache, zur Unterſuchung der Taſchen, über.

Er mochte jedoch die unglücklichen Taſchen immerhin um und umwenden, er fand von den ſechzig Louis d'or, um die ihn der Marquis im Spiele betrogen, mit großer Mühe nur zwei bis drei.

„Ah!“ rief Marion mit Schmerz, „wenn ich gewußt hätte, daß Sie hier ſuchten?“

Digitized by Google

„Nun?“ fragte Bannière, während er, obwohl vergebens, den Kapitän zu durchstören fortfuhr.

„Ich hätte Ihnen gesagt, der Kaufmann habe die Kasse.“

„Ah!“ rief Bannière voll Wuth.

Dann, da er ein Junge war, der rasch seinen Entschluß faßte, sagte er:

„Laufen wir, laufen wir, wir werden ihn vielleicht einholen, ehe er im Wirthshause ankommt.“

„Ja, laufen wir,“ rief Marion, die auch ihren Entschluß gefaßt hatte und gemeinschaftliche Sache mit Bannière machte; „laufen wir, wir werden ihn vielleicht einholen.“

Und Bannière, nachdem er dem Marquis noch ein Postscriptum von ein paar Hieben mit dem flachen Säbel gegeben hatte um das Maß gut zu machen, nahm wieder seinen Lauf nach dem Gasthause.

Marion hing sich an seinen Arm und lief an seiner Seite, leicht wie Attalante.

Der Marquis war ganz betäubt vor Schmerz und Scham, da er Marion in diesem Grade glücklich und als Genossin eines Unbekannten sah.

Der Schrei, den er ausstieß, glich sehr einem Gebrülle. Er versuchte es, den Flüchtigen nachzulaufen, aber Bannière drehte sich um, und der Marquis blieb auf der Stelle.

Als Bannière dies sah, machte er einen Schritt gegen den Marquis.

Der Marquis gab Fersengeld und entfloh.

Bannière setzte seinen Lauf fort; er rechnete auf die kleinen Beine des Kaufmanns, um ihn einzuholen; doch die Angst hatte sie ihm verlängert, und Bannière konnte ihn nicht nur nicht wiedererwischen, sondern der Flüchtling hatte sogar, als Bannière nach dem Gasthause kam, Zeit gehabt, das Haus rein zu machen.

Wie Bildoquet, hatte er seine Kasse gerettet.

Digitized by Google

Bannière lief in den Stall, in der Hoffnung, er habe wenigstens das Pferd vergessen.

Doch der Kaufmann besaß ein gutes Gedächtniß, und trotz seiner Mängel und Fehler hatte er dem Thiere den Sattel auf den Rücken, den Zaum um den Hals gelegt, und war in starkem Galopp weggeritten.

Es blieb folglich Bannière durchaus nichts mehr, als zwei Louisd'or und Marion.

Der arme Junge gerieth in eine große Verzweiflung, als er sich von diesem Mißgeschick überzeugt hatte; aber sein Verlust war unwiederbringlich; er durfte im Unglück nicht verzagen. Bannière rief den Wirth und fing an ihm seine Geschichte zu erzählen; eine Folge hievon war, daß ihn der Wirth auf der Stelle sein Mittagsbrod und das der drei anderen Gäste bezahlen ließ, eine Forderung, in welche sich Bannière ohne viele Erörterungen fügte, da er durchaus nicht darauf bedacht war, Streitigkeiten mit den Behörden des Ortes zu haben.

Von den zwei Louis d'or blieben acht Thaler und Marion, Marion, welche unter allen Umständen, und wenn Bannière Olympia vergessen gehabt hätte, ein genügender Trost gewesen wäre.

Bannière hatte aber nur ein Herz für die Liebe; als er das schöne Kind ihn anschauend weinen und mit gefalteten Händen flehen sah, sagte er weich:

„Ah! meine Reizende, Sie haben es unglücklicher Weise mit einem an Herz und Börse zu Grunde gerichteten Manne zu thun. Nie werde ich Ihre Freundlichkeit vergessen, ich werde Sie aber auch nicht dadurch beleidigen, daß ich Ihnen weniger anbiete, als Sie werth sind. Hören Sie, sie sind schön genug, um zu wissen, was die Liebe ist. Nun denn! ich liebe wahnsinnig eine Frau, der ich nachlaufe, die mich schon zweimal desertiren gemacht hat: das erste Mal von den Jesuiten, das zweite Mal von den Dragonern. Ich weiß wohl, daß Sie meinetwegen diesen schurkischen

Digitized by Google

Marquis und eine Lebensstellung verlassen haben; vielleicht habe ich Ihnen aber, im Ganzen genommen, einen Dienst geleistet; er hätte sie eines Tags in Gefahr gesetzt, und Sie wären gehenkt oder wenigstens eingekerkert worden. Trennen wir uns also hier, wenn es Ihnen gefällig ist, meine liebe Marion."

Marion stieß einen schweren Seufzer aus und schaute Bannière an.

„Wie!" sagte sie, „mitten in der Nacht, ohne Geld, ohne Zufluchtsort!"

Und sie sprach diese Worte mit einem so sanften Tone, daß Bannière davon ganz bewegt war.

Er schaute sie an und schüttelte traurig den Kopf. Er fühlte, daß ihm die Thränen in die Augen treten mußten.

„Ich habe acht Thaler," sagte er. „Hier sind sechs davon."

„Aber da das Lager bezahlt ist," versetzte Marion, „warum sollten wir nicht davon Gebrauch machen, mein Herr?"

Diese Frau war eine große Sirene und hatte in ihrer Stimme Klänge, welche den weisen Ulysses gerührt haben müßten, um so vielmehr Bannière, der nie die Prätension gehabt hatte, an Weisheit mit dem König von Ithaka zu wetteifern. Und dennoch sagt die Geschichte nicht, Bannière habe den Rath angenommen. Marion blieb allein im Gasthause. Sie verdiente ein milderes Loos, die arme Frau. Gewisse Frauen, wären sie zu rechter Zeit angekommen, würden die Engel eines Lebens gewesen sein, dessen ganzer Platz rein war, als ihre Liebe sich bot.

Digitized by Google

XXXX.

Bannière in Paris.

Bannière, in chocoladefarbener Sammetjacke, in Hoſen von Baſin und in Pantoffeln, war, wie man leicht begreift, beſtimmt, das größte Aufſehen auf den Landſtraßen zu erregen, wo er wanderte. Jeder blieb auch ſtehen, um ihn vorübergehen zu ſehen, und verfolgte ſeinen Weg erſt wieder, wenn Bannière fern war.

Bannière hielt die Leute auf, die ihn vorübergehen ſahen, aber nichts hielt Bannière auf.

Es blieben Bannière nur noch drei Thaler, um eine Reiſe von hundert Meilen zu machen; wir ſagen drei Thaler, weil ihn die arme Marion genöthigt, drei von acht zu behalten, und weil ſie durchaus nur fünf hatte nehmen wollen.

Und dabei hatte er noch ſtreiten müſſen. Vier Thaler von acht nehmen heiße ſchon viel nehmen, ſagte ſie. Bannière habe einen weiteren Weg zu machen, als ſie. Und dann ſei eine hübſche Frau ohne Geld nie ſo ſehr in Verlegenheit, als ein Mann ohne Geld, und wäre dieſer Mann für ſich allein ſo ſchön, als Endymion und Adonis.

Nun wohl! mit dieſen drei Thalern, — es iſt unglaublich, doch ich habe Hoffnung, unſer Leſer wird es glauben, ſobald ich es ihm ſage, — wußte Bannière noch Erſparniſſe zu machen und ein Paar Schuhe zu kaufen.

Die Pantoffeln der armen Marion hatten Alles gethan, was wackere Pantoffeln thun können: ſie hatten zwanzig Meilen gehalten, wonach die Quartiere auf eine Seite und die Sohlen auf die andere gegangen waren.

Digitized by Google

Die Nahrung war das, was Bannière am wenigsten beunruhigte. Er lebte auf Kosten der Weinreben, der Nußbäume und der Haselstauden; dann, da zu jedem guten Mahle Gemüse gehört, zog er aus dem ersten dem besten Felde eine Rübe oder eine Zwiebel, worüber die Bauern oft ein gewaltiges Geschrei erhoben; wenn er aber den Bauern und besonders den Bäuerinnen sagte, es hungere ihn, und um zu essen, habe er diesen armseligen Diebstahl begangen, so endigte oft derjenige oder diejenige, welche mit dem Schreien angefangen hatte, damit, daß sie ihr Brod mit ihm theilte.

Er lebte so Gastfreundschaft in den Ställen und in den Speichern fordernd, und wenn man sie ihm verweigerte, unter dem freien Himmel, in einem Heuschober oder unter einem reich belaubten Baume schlafend.

Das war das einzige Mittel, welches Bannière gefunden hatte, um die Abenteuer zu vermeiden und der Liebe der Frauen zu entgehen.

Denn man mußte das bemerken: sobald der Unglückliche sich zeigte, erregte er eine Leidenschaft.

„Ah!“ sagte er, während er seine ländlichen Mahle verzehrte, „warum habe ich nicht, statt des Magnets, der die Herzen anzieht, den Magnet, der das Eisen anzieht; ich wäre schon reicher, als ich sein müßte, um Olympia loszukaufen, und sollte sie im Serail des Großsultan sein und dieser als Lösegeld für sie verlangen, was Amurat vom Herzog von Burgund für den Grafen von Nevers verlangt hat.“

Von Zeit zu Zeit belehrte sich Bannière, ohne es zu wollen. Das war eines von den Producten der ursprünglichen Erziehung, welche Bannière im Jesuiten-Kloster erhalten hatte.

Nach acht Tagen eines rastlosen Marsches bemerkte Bannière, als er sich, wie Narcissus, im Spiegel einer klaren Quelle betrachtete, daß sein Bart sehr dem von Polyphem glich.

Der Reisende war genöthigt, sich rasiren zu lassen.

Digitized by Google

Nachdem er sein frugales Frühstück mit mehreren Schlücken von einem durchsichtigen Wasser befeuchtet hatte, wanderte er nach dem ersten Dorfe, trat bei einem Barbier ein und ließ sich rasiren.

Dann, während man ihn rasirte, fragte Bannière, um etwas zu sagen:

„In welchem Dorfe bin ich, mein Freund?"

Der Barbier schnitt ihn und antwortete:

„Im Dorfe des Vertus, mein Herr."

„Wie viel Meilen von Paris?" fragte Bannière, während er aus dem Augenwinkel, was schwierig ist, den Blutstropfen zu sehen suchte, der an seinem Kinn perlte.

„Zwei kleine Meilen, mein Herr."

Der Barbier sagte zwei kleine Meilen, weil er, da er Bannière geschnitten hatte, diesem eine Entschädigung schuldig zu sein glaubte.

Bannière hüpfte vor Freude. Er war weit entfernt, sich so nahe bei Paris zu glauben, das er wegen des Morgennebels nicht hatte erblicken können.

Paris ist sehr schön für die reichen Leute, aber, sollte man uns auch als Parodoxenmacher behandeln, wir werden behaupten, daß es noch viel schöner für die armen Leute ist. Doch besonders hat Paris unvergleichliche Schönheiten für den Menschen, der, wie Bannière, ein verwegener Fischer das Netz in diesem grundlosen Meere auswirft, um darin eine Perle und einen Schatz zu finden.

Bannière hatte gerade einen Thaler, als er in die Hauptstadt eintrat; leider hatte er auch die Sammetjacke und die Basinhose. Für die nachdenkenden Geister wird es vielleicht interessant sein, zu erfahren, wie er sich eines solchen Putzes entledigte, und diejenigen, welche ihn haben sich ankleiden sehen, müssen wahrhaft besorgt sein, die Art zu sehen, wie er sich entkleidete.

Der Dragoner, man muß es sagen, wurde in den Vorstädten wenig bemerkt. Paris wimmelt von excentri-

Digitized by Google

schen Erscheinungen. Vor Allem kam Bannière, wie gesagt, am Morgen an; am Morgen aber gehen viele arme Bedienstete des Königs oder Angestellte bei den Kaufleuten in Demuth Proviant für das Frühstück holen und zeigen sich ohne Umstände ihren Mitbürgern in einem äußerst einfachen Aufzug.

Alles ging also gut im Faubourg Saint-Marcel; doch der Dragoner war nicht sobald durch die Rue de la Harpe und über der Pont Saint-Michel in der Rue Saint-Denis eingedrungen, als er begriff, in welchem Grade eine anständige Kleidung nothwendig wäre, um die Pläne auszuführen, die er in seinem Gehirne umherwälzte.

Sich anständig kleiden war aber die Sache von mindestens sechs Thalern, gerade so viel, als er Marion hatte lassen wollen, und das Doppelte von dem, was Marion *ihm* gelassen hatte.

Bannière konnte es also nicht machen, da er durchaus nur einen Thaler hatte.

Das hielt ihn nicht ab, an dem Haken eines Trödlers einen Rock von Berkan zu erschauen.

Bekanntlich heischt das Gesetz jedes Trödels, daß der Käufer eine Differenz bezahlt, mag er Gutes gegen Schlechtes, Mittelmäßiges gegen Schlechteres tauschen. Das war nun nicht der Fall. Die Jacke des Marquis de la Torra zählte unter dem Schlechteren. Doch Bannière war ein Glückskind. Bannière, der sich entschlossen hätte, einen Menschen zu tödten, um seine Verlassenschaft zu bekommen, Bannière hatte das Glück, sich gerade an eine Frau zu wenden.

Ganz der Negerin des Kapitän Pamphile entgegengesetzt, welche eine männliche Negerin war, war der Trödler von Bannière eine Trödlerin.

Bannière erschien sehr galant; das Theater hatte ihn an ein glänzendes Auftreten gewöhnt. Die Händlerin mochte etwa dreißig Jahre alt sein, das heißt, sie

Digitized by Google

war noch jung; die Händlerin war beinahe hübsch. Sie sah diesen schönen Jungen und lächelte ihm zu.

Bannière setzte ihr sein Gesuch auseinander und bot ihr, halb lachend, halb bittend, seinen Thaler für den Rock von Berkan.

Die Trödlerin schaute ihn abermals an, lächelte ihm abermals zu, nahm den Rock, ohne eine Bemerkung zu machen, von seinem Haken und reichte ihn Bannière.

Bannière hatte aber in seiner Weisheit beschlossen, auf dieses Lächeln nicht Acht zu geben.

Bannière ging in die Hinterbude und kam nach zwei Secunden wieder heraus, mit der Befriedigung, sich in einem zarten Sommerkleide zu sehen, obgleich die Jahreszeit wie Bannière fortgeschritten war und, wie er Paris erreicht, den Herbst erreicht hatte; doch er hatte den Berkan gewählt, weil er sich leichter mit dem Basin vermählen ließ, als dies bei Tuch oder Sammet der Fall gewesen wäre.

Die Trödlerin lächelte Bannière zum dritten und letzten Male zu, Bannière ging jedoch trotz dieses Lächelns hinaus. Und er sprach also zu sich selbst:

„Ich habe nichts mehr, um zu essen, nicht einen Sou, nicht einen Denier, nicht einen Obol mehr, aber ich werde nicht mehr lächerlich sein. Bleibe ich nüchtern, was seltsam in einer Stadt wäre, welche achtmalhunderttausend Seelen nährt, desto schlimmer für meinen Magen, das geht ihn an; desto schlimmer besonders für meinen Geist, es bewiese, daß er nicht fruchtbar an Auskunftsmitteln ist."

Dieser Monolog verhinderte Bannière nicht, von ganzem Herzen der anmuthigen Trödlerin zu danken, die ihm mit ihrem freundlichen Auge folgte. Er wandte sich auch mehrere Male um, sowohl um sie mit der Geberde zu beomplimentiren, als um zu sehen, ob die Vorübergehenden sich auch umwandten.

Niemand war auf Bannière aufmerksam, was ihn

Digitized by Google

sehr erfreute, denn es diente ihm als Beweis, daß er grotesk zu sein aufgehört hatte.

Diese Seelenruhe erlaubte ihm, das Boulevard zu erreichen. Er setzte sich zwischen zwei Weichsteine, indem er sich auf jeden mit dem Ellenbogen stützte, wie er es in einem Lehnstuhle mit Armen gethan hätte, und beschäftigte sich damit, daß er die Hunde betrachtete, welche, glücklicher als er, ihr erstes Mahl verzehrten.

Es war aber etwas ganz Anderes, als die gescheiten Hunde, die er seinem Aussehen nach betrachtete, und das erste Mahl, das ihn zu beschäftigen schien, was das Auge von Bannière starr und seinen Geist wach erhielt: es war im Grunde die Sorge, zu wissen, wie er bei dem Zustande der Entblößung, in welchem er sich befand, die nothwendigen Schritte, um Olympia aufzufinden, machen sollte.

„Sie ist mit Herrn von Mailly entflohen," sagte er zu sich selbst; „Herr von Mailly hatte sie einst verlassen, um sich zu verheirathen; da Herr von Mailly eine Frau hat, so hat er Olympia sicherlich nicht in sein Haus geführt. Nein! doch er wird sie in ein kleines Haus einquartirt haben. Man müßte also wissen, wo die geheimen Häuser der Reichen sind."

Da er nun einen Burschen erblickte, der ein duftendes Billetchen in der Hand hielt, so sagte er zu ihm:

„Mein Freund, wo findet man in Paris die Frauen, welche sich verirren?"

Der Auvergnat, es war Einer, lachte und ging, ohne zu antworten, seines Weges. Bannière schloß aus diesem Stillschweigen, die Frage sei zu geistreich oder zu dumm gewesen, und der Auvergnat habe sie nicht verstanden. Das entsprach der Wahrheit.

Dieser falsche Schritt brachte ein gewisses Mißtrauen in den Geist von Bannière. „Wenn ich mich so verwirre," sagte er, „so bin ich im Stande, nur Albernheiten zu machen. Ich weiß nicht, wie das zugeht, aber alle meine Initiativen ermangeln der Reife. Warum

Digitized by Google

bin ich ein Dummkopf in Paris und hatte ich Geist in der Provinz? Weil ich Hunger und ein mageres Kleid habe; je mehr aber Stunden verlaufen, desto mehr werde ich Hunger haben; je mehr Tage verlaufen, desto magerer wird mein Kleid sein.

„Was machen ohne einen Sou?"

Diese letzte Frage, das ewige Problem der Armen und der Ehrgeizigen, stellte Bannière an sich, während er den Berkanrock auf seinen in seine Taschen vertieften Händen drapirte.

„Was machen ohne einen Sou?" wiederholte Bannière.

Dann gab er plötzlich einen Schrei von sich. und seine rechte Hand bewegte sich lebhaft in seiner Tasche.

O Glück! er hatte etwas Kaltes am Ende seiner Finger gefühlt, und er hatte die Berührung eines Geldstückes erkannt.

Befühlen, herausziehen, sehen, springen, Alles dies geschah in einer Secunde.

Die Trödlerin hatte begriffen, wie sehr Bannière seines Thalers bedurfte, und ihn wieder in die Tasche des Berkanrockes gesteckt.

Bannière hatte also immer einen Thaler, Bannière war also fünf und zwanzigmal reicher, als der ewige Jude.

Er hatte zuerst den Gedanken, nach dem Magazine zurückzulaufen und der Trödlerin den Thaler wiederzugeben. Doch er bedachte, zu welchen Extremitäten ihn ein solcher Schritt führen konnte. Er beschloß daher, es zu unterlassen und ihr ganz einfach dadurch Ehre anzuthun, daß er seine Ideen durch eine gesunde und reichliche Nahrung wiederherstelle.

Dem zu Folge trat er bei einem Garkoch der Rue du Ponceau ein.

Digitized by Google

XLI.

Wie Vanniere bei dem Garkoch der Rue du Ponceau frühstückte, und von dem, was daraus erfolgte.

Seit der sehr entfernten Zeit, wo diese Geschichte sich ereignet, geben sich die Menschen unseres Landes, das heißt, des einzigen Landes, wo man ißt, den Anschein, als äßen sie mehr, als man einst aß, und essen in Wirklichkeit viel weniger: hundert Traiteurs von heute sind vor dem Magen nicht so viel werth, als ein einziger Garkoch der Rue de la Huchette.

Die Bude des Garkochs von damals war eine Welt, etwas, wovon der Kosmos von Herrn von Humboldt allein einen Begriff geben kann. Der Garkoch, das war das vielfache Wesen; es war der Obsthändler, der Eßwaarenhändler, der Specereihändler, der Traiteur, der Pastetenbäcker. Er war Alles, den Weinhändler ausgenommen, der, gegen alle Garköche der Welt, seine Specialität bewahrte. Von der Brühe seines Geflügels (wohl verstanden, wir sprechen vom Garkoch), von der Brühe seines Geflügels machte er ausgezeichnete Suppen; von seinem Geflügel gewisse Fricassées, deren Geheimniß die Garköche allein besaßen. Er hatte Salat, Eier und Wildpret von allen Arten und widmete sich sogar dem Backen von Fischen für gewisse Kunden.

Ueberdies ließ der Garkoch, wie wir erwähnt, ein Nebenbuhler des Pastetenbäckers, im Ofen viele Phantasiespeisen kochen, während der riesige Spieß, der sich ächzend vor seinem Kamin drehte, Schmalze hervorbrachte, welche in allen Küchen des Quartiers beliebt waren.

Digitized by Google

Ein Hungeriger, wenn er bei einem von dieſen Garköchen eintrat, konnte nicht weggehen, wie er eingetreten war, ſo beſcheiden auch ſeine Börſe ſein mochte; er fand in dieſer Arche gebratene Fleiſche, mit denen er ſich voll Wonne ſättigen konnte.

Von der gemeinen Lerche für drei Sous bis zur Poularde für drei Franken, von der demüthigen Taube bis zum glänzenden, goldgelben Faſan bot der Garkoch den Conſumenten das ganze Thierreich.

Dampfende Kaninchen, Haſen mit geſpickten Lenden, Nierenbraten, Schöpſenkeulen, Büge, Alles detaillirte der Garkoch, Zweifüßiges und Vierfüßiges, einen ganzen Ochſen, wenn man es verlangt hätte; überdies trug der Garkoch in die Stadt, und mit ſeiner Hülfe machte man zu Hauſe um wenig, wenn man wollte, die reellſten und die köſtlichſten Mahle.

Die natürliche Küche iſt ſeit dem Tage verſchwunden, wo die Garköche unterlagen. Sie werden ſich eines Tags wiedererheben, als eine Nothwendigkeit der kommenden Geſellſchaft, das wollen wir nicht bezweifeln.

Uns hat nie ein Homeriſcher Schmaus, nie penguis ferma von Virgil den Gaumen und den Geruchſinn ſo in den Tagen unſerer großen Appetite gekitzelt, wie die dampfenden Braten, die wir in der Phantaſie über der Bratpfanne des Garkochs im achtzehnten Jahrhundert ſich haben drehen ſehen.

Bannière trat alſo bei dem Garkoch ein.

Er wählte ein Huhn und einen Salat, was er ſich in die nächſte Schenke bringen ließ.

In dieſer Schenke, eine Seltſamkeit, welche auf hundert und dreißig Jahre zurückgeht, in dieſer Schenke verkaufte man Wein, ächten Wein, wahren Wein, Traubenſaft.

Bannière beſtellte zwei Dutzend Auſtern und zwei Flaſchen Burgunder.

Durch eine Willensmacht, die ſich in jedem gut

Digitized by Google

organisirten Geiste wiederfindet, brach er sodann unmittelbar mit allem Kummer und setzte sich in eine Ecke, entschlossen als ein Mann von Herz, eine gewaltige Schlacht dem Vampyr, der sich Langweile, dem Dämon, der sich Schwermuth nennt, diesen zwei ruchlosen Söhnen der Liebe und der Abwesenheit, zu liefern. Er aß.

Hier betheuern wir unsere Achtung vor dem Publikum und unsern Geschmack für die physischen und moralischen Delicatessen. Niemand liebt es so sehr, wie wir, einen Romanhelden auf jedem Schnitte zu vergolden. Aber wir müssen bekennen, daß der Magen von Bannière, sich empörend, die ganze Natur dieses Menschen verändert und seine Natur verändernd ihren Werth vermindert hatte.

Der Magen, wenn er unzufrieden ist, tödtet das Herz und das Gehirn. Es ist unnöthig, beizufügen, daß er die Arme und die Beine unterdrückt.

Kaum hatte auch der Erdragoner in seinen verdrießlichen Magen die frische Auster und den edlen Wein versenkt, kaum hatte die sanfte Wärme der Magensäfte gegen die Augen und um die Schläfe des Hungerigen zu wirbeln begonnen, als er auf der Stelle seine Lage durch prismatische Hoffnungen sah, die er seit vierzehn Tagen nicht kannte.

Man hätte glauben sollen, der Burgunder sei nichts Anderes, als die magische Flüssigkeit, welche die Thessalierin Kanidia um Mitternacht auf die Gräber goß, um die Gespenster herauskommen zu machen. Unter dem Einflusse dieses Weines wurde Bannière wiedergeboren, öffnete er die Augen wieder, sah er sogleich wieder das, was er am meisten auf der Welt zu sehen wünschte: Olympia, — in seiner Einbildungskraft, wohlverstanden. Olympia, Olympia wiedersehen, das war am Tag vorher etwas Unmögliches.

Wohl! heute war es die allereinfachste Sache. War Olympia nicht in Paris? War er, Bannière, nicht auch in Paris? Das Schwierigste war also ge-

Digitized by Google

ſchehen, da Bannière, um ſich Olympia zu nähern, mehr als den neun und neunzigſten Theil, der ihn von ihr trennte, zurückgelegt hatte.

Nun blieb noch Paris, das heißt, ein Labyrinth verwickelter als das von Dädalos.

Was war aber im Ganzen genommen Paris? Eine begrenzte Umſchanzung, ſieben Meilen im Umfang, folglich in ſeiner größten Ausdehnung drei und eine halbe Meile im Durchmeſſer.

Ein ſchöne Aufgabe für Beine, welche ſo eben hundert und dreißig Meilen gemacht hatten, und in Folge der Auſtern, des Burgunders, des Huhns und des Salats ſich deſſen ſchon nicht mehr erinnerten.

Man würde alſo Olympia wiederfinden, wenn man ſie überall mit Hülfe dieſer ausgezeichneten Beine ſuchte.

Unter allen den vornehmen Herren, welche ſich in dieſem Augenblick in Paris befanden, konnte man nicht im Zweifel ſtehen. Olympia hatte ſich ſelbſt im Gefängniß von Lyon verrathen. Herr von Mailly war gekommen, um ſie zu holen, Herr von Mailly führte ſie weg. Olympia war alſo im kleinen Hauſe von Herrn von Mailly.

Wo war nun dieſes kleine Haus? Das mußte er zu erfahren ſuchen.

Nun! man würde es erfahren? Doch von wem?

E', bei Gott! von Herrn von Mailly ſelbſt: Bannière würde Herrn von Mailly fragen, wo dieſes kleine Haus ſei, und gutwillig oder gezwungen würde er Olympia aus dieſem kleinen Hauſe wegbringen.

Das war ein ganz einfacher Gedanke, der ihm aber noch nicht gekommen war, und, ſagen wir es, ohne die Auſtern, den Salat und das Huhn und beſonders den Burgunder nicht gekommen wäre.

Wie traurig iſt es, geſtehen zu müſſen, daß das Moraliſche ſo tyranniſch dem Phyſiſchen unterworfen iſt.

Man muß es aber doch zugeſtehen.

Geſtehen wir es alſo und fahren wir fort.

Digitized by Google

Bannière, nachdem er seine zweite Flasche geleert und seinen Entschluß gefaßt hatte, machte sich seine Rechnung und bemerkte, daß er einen Thaler weniger drei Sous schuldig war. Da er jedoch kein Bedürfniß mehr fühlte, so wurden ihm diese drei Sous überflüssig.

Er überließ sie also majestätisch dem Mädchen der Schenke, wo ihm seit einer Stunde so viel Muth gewachsen war.

Und nun war der Berkan zu warm, der Basin zu reich; Bannière war zu sehr geputzt; er kleidete sich seit seinem Frühstück nur noch in seine lebhafte Jugend und in seine Liebe.

Die Nase im Winde, die Faust auf der Hüfte, wandelte Bannière nun ganz natürlich nach dem Faubourg Saint-Germain, wo das Hotel de Nesle lag, das Herr von Mailly aller Wahrscheinlichkeit nach bewohnte.

Es existirte damals noch im zweibeinigen Geschlechte, genus homo, eine Gattung, die sich seitdem verloren hat, wie sich alle Curiositäten seit der Sündfluth verlieren, wie sich alle Monstruositäten vor ihr verloren haben.

Der Leser beruhige sich: es handelt sich hier weder um eine Dissertation über die Mastodons, noch um eine These über die Saurier; es handelt sich ganz einfach um eine kleine Abschweifung über die Schweizer *) der Hotels.

Diese Personen, welche wir in unserer Kindheit bewundert haben, die in ihrer Würde durch die Revolution von 1830, in ihrer Existenz durch die Revolution von 1848 betroffen worden sind, diese Personen herrschten damals despotisch über die Grenze, welche das Aeußere vom Innern trennt, und sie bewaffneten sich bald mit der Hellebarde, bald mit der einfachen Ver-

*) Portiers.

Digitized by Google

achtung, um die vom ersten Kammerdiener oder von der Lieblingskammerfrau ertheilten Befehle zu vollziehen.

Es war eine von diesen helvetischen Doggen, an welche sich Bannière zuerst wandte; doch der Schweizer, der mit einem Blicke berechnete, was ein Rock von Berkan und eine Hose von Basin kosten konnten, und die ganze Fahrniß auf drei Thaler anschlug, der Schweizer warf Bannière glorreich vor die Thüre.

„Aber, Herr Schweizer," sagte Bannière, „ich frage nach dem Herrn Grafen von Mailly."

„Der Herr ist nicht hier," erwiederte der Portier in seinem Schweizer Jargon.

Bannière überlegte und begriff, daß das große Hinderniß gegen seinen Eintritt sein Rock von Berkan und seine Hose von Basin waren.

„Oh! seien Sie unbesorgt," sprach er mit der ganzen Würde, die er aus seiner Herodes-Rolle hatte schöpfen können, „ich komme nicht, um Almosen von ihm zu fordern."

„Gleichviel! gehen Sie!" versetzte der Schweizer, ein wenig erschüttert durch die Schärfe, mit der Bannière seine gesellschaftliche Stellung auseinandergesetzt hatte.

„Ich komme vom Regimente von Herrn von Mailly," sprach Bannière beharrend, „und ich habe ihm Dinge von Wichtigkeit zu sagen. Nehmen Sie sich also in Acht, mich abzuweisen, denn Ihre Abweisung wird nicht auf mich, sondern auf Sie zurückfallen."

Der Schweizer maß zum zweiten Male und mit noch mehr Aufmerksamkeit, als das erste Mal, die fünf bis sechs Ellen leichten Stoffes, welche unseren Helden kleideten.

„Vom Regiment?" erwiederte er unruhig, „Sie sagen, Sie kommen vom Regiment?"

„Ich komme davon!"

„Ho! ho!"

Digitized by Google

„Sie betrachten meine Kleidung, nicht wahr?

„Ja.“

„Wohl, merken Sie nicht darauf.“

„Ho! ho!“

„Ich bin ein Dragoner von Herrn von Mailly, und da es sich um ein Staatsgeheimniß handelt, so habe ich mich verkleidet, um auf dem Wege nicht aufgehalten zu werden.“

„Ah! ah!“ rief der Schweizer, beinahe überzeugt.

„Lassen Sie mich also passiren,“ sagte Bannière. Und er machte eine Bewegung, um zwischen der Hellebarde und dem Körper des Riesen durchzuschlüpfen.

Der Schweizer zog die Hellebarde näher an seinen Leib und versperrte folglich Bannière den Durchgang.

„Nun?“ rief Bannière.

„Der Herr Graf von Mailly ist wirklich nicht da,“ sprach der Schweizer.

„Auf Ehre?“ fragte Bannière.

„Auf Ehre! die Frau Gräfin ist allein da.“

Das war so. Auf dem Theater daran gewöhnt, in den Augen der mit ihm redenden Person zu lesen, errieth Bannière sogleich an der Ruhe seines Blickes, der würdige Helvetier sage die Wahrheit.

„Die Frau Gräfin,“ dachte Bannière; „Teufel! das ist nicht meine Sache.“

Dann, nach einigem Ueberlegen, dachte er weiter:

„Doch am Ende wird mir die Frau Gräfin Auskunft über den Herrn Grafen geben.“

Und er wandte sich wieder gegen den Schweizer um und sagte:

„Das ist es gerade.“

„Was gerade?“

„Mit der Frau Gräfin will ich gerade sprechen,“ erwiederte Bannière. Dabei hatte er eine so geschäftige Miene, daß der Schweizer nicht länger zauderte.

Er klingelte der Kammerfrau, für welche er in sei-

Digitized by Google

ner Loge eine beſondere Glocke hatte, und ſagte ihr, ſo bald ſie erſchien, es ſei ein Bote, der große Eile habe, von Lyon, wo das Regiment von Herrn von Mailly liege, angekommen und wünſche die Frau Gräfin zu ſprechen.

So drang Bannière um zehn Morgens in das undurchdringliche Allerheiligſte ein.

XLII.

Wo Bannière unerſchöpfliche Quellen in ſeinem Verkanroche findet.

Frau von Mailly, eine reizende Frau, mit ſchwarzen, lebhaften Augen, mit braunen, gelockten Haaren, mit bräunlicher zarter Haut, der die ſtrengſte Kritik, wie ein Geſchichtsſchreiber der Zeit ſagt, nur ein wenig flache Wangen vorwerfen konnte, Frau von Mailly hatte, wie wir am Anfange dieſes Buches erzählt, den Herrn Grafen von Mailly, den Liebhaber von Olympia, geheirathet.

Sie war eines von den fünf Fräulein von Nesle, welche, wie man weiß, beſtimmt ſein ſollten, ein ſo großes Aufſehen in der Welt zu machen.

Die vier andern waren: Frau von Tournelle, Frau von Flavencourt, Frau von Ventimille und Frau von Lauraguais.

Alle waren ſchön, einige waren ſogar ſchöner als Frau von Mailly, doch keine hatte den ſo verſchwenderiſch durch die Natur und die Erziehung über die ganze Perſon der Gräfin verbreiteten Zauber. Eine

Digitized by Google

Frau wird nicht immer geliebt, weil sie die schönste ist: es gibt die Anmuth, welche vor der Schönheit kommt.

Frau von Mailly mußte angebetet werden.

Bannière, als er zu ihr gelangte, erkannte sogleich mit dem wahrhaft außerordentlichen Tact, den er besaß, den ganzen Einfluß, den eine solche Frau auf die am wenigsten leicht zu bewegenden Männer üben konnte.

Die Gräfin aber, als sie Bannière erblickte, wurde von einem seltsamen Gefühle ergriffen, da sie sah, welche Opposition seine gute Miene gegen seine Kleidung bildete.

„Ah!" sagte sie zu ihrer Kammerfrau, „wie ist er gekleidet! . . . Und warum diese Verkleidung?"

Die Kammerfrau betrachte Bannière als Kennerin, schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Die Leute von Herrn von Mailly sind gut gewählt, wenn das ganze Regiment nach diesem Muster geschnitten ist."

Durch eine wunderbare Operation ihres Geistes hatte sich die Gräfin auch sogleich gesagt, wenn Bannière gut gekleidet wäre, müßte er sehr angenehm anzuschauen sein.

„Nun, mein Freund," fragte die Gräfin mit einer sanften Stimme, „Sie haben mich zu sprechen verlangt?"

„Ja, Frau Gräfin."

„Was wünschen Sie mir zu sagen?"

„Ein Geheimniß, welches fordert, daß ich die Frau Gräfin bitte, Sie möge mir gestatten, mit ihr allein zu reden."

Die Leute der vornehmen Welt sind mißtrauisch. Diese seltsame Kleidung, diese ausgezeichnete Höflichkeit, all dieser wohlriechende Honig, der nicht von den Lippen eines Dragoners zu duften pflegt, aber von den Lippen von Bannière duftete, beunruhigten die Gräfin.

„Dieser Mensch ist kein Dragoner," sagte sie; „er grüßt zu gut."

Und sie machte mit dem Augenwinkel ihrer Kammerfrau ein Zeichen, welches sagen wollte:

Digitized by Google

„Bleiben Sie.“

Bannière, der mehrere Male die Kammerfrau angeſchaut hatte, um ihr gleichſam gegen den Willen ihrer Gebieterin den Abſchied zu geben, Bannière wartete auf ihren Abgang, und entſchloſſen, nicht ein Wort vor ihr zu ſagen, keine Geberde vor ihr zu machen, blieb er auf derſelben Stelle, unbeweglich wie eine Grenzſäule, ſtumm wie ein Fiſch.

Zum Verſtändniß gewiſſer Geheimniſſe, welche ſolche zu ſein aufhören, wenn man zu der Vergangenheit zurückgeht, darf man nicht vergeſſen, daß dieſe Geſchichte beinahe gleichzeitig mit der Regentſchaft iſt, und daß die jungen und ſchönen Frauen jener Zeit, das heißt, dieſe Königinnen der Liebe und des Vergnügens, wußten, wenn ſie ſich deſſen erinnern wollten, wie oft und auf welche Art, um bis zu ihnen zu kommen, die Lauzun im vorigen Jahrhundert und die Richelieu in dieſem ſich verkleidet hatten.

Schlecht belehrt durch den gewöhnlichen Inſtinct der Frauen, ſah daher die Gräfin von Mailly in dieſem ſtummen, ſo grotesk gekleideten Menſchen einen Schmachtenden, der verwegener als die Andern, und ſogar gewandter, folglich gefährlicher als dieſe, und fing an die Stirne zu falten. So hübſch ſie war, ſie wurde beinahe häßlich, ſo ſehr that das zu Viel von Tugend dem Geſichte Eintrag.

„Mein Herr,“ ſagte die Gräfin trocken, „wenn Sie gekommen ſind, um ganz einfach und ohne etwas zu ſprechen, vor mir zu ſtehen, ſo kehren Sie dahin zurück, woher Sie kommen, und beläſtigen Sie mich nicht zum zweiten Male.“

Das Wort „mein Herr“ war mit einer Betonung geſprochen worden, welche den offenherzigſten Abſchied enthielt, den ein Verführer bekommen konnte.

Bannière bekümmerte ſich aber nicht im Geringſten um dieſen Abſchied:

Er verbeugte ſich und erwiederte:

Digitized by Google

„Frau Gräfin, glauben Sie mir, ich bin ein Dragoner vom Regimente von Herrn von Mailly. Ich heiße Bannière, und Gott soll mich behüten, daß ich die Absicht habe, Sie zu beleidigen.“

„Dann sprechen Sie. Nicht wahr, Sie haben sich irgend eine Gnade von Herrn von Mailly zu erbitten, und durch mich hoffen Sie diese Gnade zu erlangen? Sprechen Sie also rasch und gerade heraus, wenn ich es verlange.“

„Frau Gräfin, ich wünschte nur zu wissen, wo ich Herrn von Mailly treffen kann.“

„Warum wollen Sie Herrn von Mailly treffen?“ fragte die Gräfin.

Bannière hatte diese Frage nicht erwartet, die er doch erwarten mußte.

Es fehlte ihm auch ganz an Einbildungskraft; statt irgend einen Vorwand zu erfinden, sagte er:

„Erlauben Sie mir, zu schweigen.“

„Wenn Sie den Herrn Grafen von Mailly in irgend einer Angelegenheit sprechen müssen, die Sie seiner Frau nicht sagen können, so hätten Sie nicht von seiner Frau seine Adresse verlangen sollen. Leben Sie wohl, mein Herr.“

Hier fehlte es Bannière nicht nur fortwährend an Einbildungskraft, sondern es fing sogar an ihm an Geist zu fehlen. Er spielte mit Frau von Mailly gerade so unglücklich, a's er mit den Griechen gespielt hatte.

„Frau Gräfin!“ rief er, „ich suche den Herrn Grafen von Mailly, weil er mir mein theuerstes Gut entführt hat.“

„Welches Gut hat Ihnen der Graf entführen können?“

„Eine Frau!“

Die Gräfin bebte.

Bannière, ein naives, unwissendes Herz, bildete sich ein, er benehme dieser Frau allen Argwohn, wenn er ihr eine solche Offenbarung mache. Er hatte geglaubt

Digitized by Google

ſie gegen ihren Gemahl ſtacheln heiße ſie im Ueberfluß ſprechen machen.

Bannière hatte auf die Griſette gerechnet und nicht auf die vornehme Dame.

„Welche Frau?“ fragte die Gräfin.

„Mademoiſelle Olympia! mein Leben, meine Seele!“

Die Gräfin ſchauerte bei dem Feuer, das aus den Augen von Bannière ſprang.

Die Zofe aber geſtand ſich ſehr offenherzig, wenn ſie Mademoiſelle Olympia geheißen hätte, ſo würde ihr Bannière nicht nachzulaufen gehabt haben.

„Wer iſt Mademoiſelle Olympia?“ fragte die Gräfin entſchloſſen, Alles zu erfahren und von der Offenbarung das zu nehmen, was ihr zuſagen würde, und das Uebrige zu laſſen.

„Eine Schauſpielerin, Frau Gräfin.“

Frau von Mailly zuckte die Achſeln mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke von Verachtung; dann ſagte ſie in einem Tone, den der geſchickteſte Erforſcher der Frauen nicht nach ſeinem wahren Schlüſſel hätte dechiffriren können:

„Sie ſind ein Narr oder ein Lügner.“

„Narr! Lügner!“ rief Bannière erſtaunt.

„Ei! allerdings, mein Herr, denn iſt man kein Narr, ſo macht man keine ſolche Mittheilungen einer Frau über ihren Gatten, wenn ſie wahr ſind, und wenn ſie falſch ſind, nun, dann iſt man, wie ich Ihnen ſagte, ein Lügner.“

„Oh! Sie haben Recht, Frau Gräfin,“ erwiederte Bannière, „ich bin ein Liebesnarr.“

Die Gräfin ſchaute Bannière aus dem Augenwinkel an, zuckte zum zweiten Male die Achſeln und kehrte nach ihrem Schlafzimmer zurück.

Bannière ſtürzte ihr nach.

Die Gräfin blieb auf der Thürſchwelle ſtehen und drehte den Kopf, um Bannière über ihre Schulter anzuſchauen.

Digitized by Google

„Ah!“ machte sie trocken mit jenem vereisenden Blicke, der im Stande ist, alle magnetische Strömungen zu brechen, welche vom Zenith bis zum Nadir beben.

Durch die Verzweiflung an seinen Platz gefesselt, fühlte Bannière einen wachsenden Impuls, der ihn hinausschob: es war die Zofe, welche mit ihren kleinen Händen that, was sie konnte, um ihn aus dem Zimmer zu ziehen, wo er eine so große Tölpelei begangen hatte.

Bannière ließ sie gewähren.

Die Zofe war ebenso mitleidig, als ihre Gebieterin grausam gewesen; sobald sie an die Thüre gekommen, sagte sie auch zu Bannière in Form eines Trostes:

„Hören Sie, die Frau Gräfin glaubte Ihnen nicht, weil sie ein steinernes Herz hat, aber ich glaube Ihnen und beklage Sie.“

Bannière antwortete nicht, er verließ das Hotel ganz betäubt, ohne etwas Anderes mehr vor sich in dieser Welt zu sehen, als den Abgrund, in den sein Glück gefallen war.

Der Magen functionirte nicht mehr, das undankbare Organ verdaute, und während es verdaute, vergaß es.

Es wäre schwierig, selbst für eine beredtere Feder, als die unsere, die Lage zu beschreiben, in der sich der unglückliche Bannière nach dieser Scene befand.

Keine Hoffnung mehr, nicht, Herrn von Mailly auf irgend eine Anzeige wiederzuerwischen: nichts war im Gegentheil leichter, als dies: man brauchte nur vor der Thüre seines Hotels zu warten; er würde, bei Gott! wohl eines Tags dahin zurückkommen; aber Herr von Mailly wiederfinden hieß noch nicht Olympia wiederfinden, und Olympia nicht wiederfinden, das war, Bannière fühlte es, der Tod.

Das Schlimmste bei der Lage der Dinge war, daß Bannière sich, je mehr er sich in Reflexionen versenkte, desto mehr auch in die Verzweiflung versenkte. Kein Geld mehr, folglich auch keine Mittel mehr.

Bannière gerieth in eine Art von Niedergeschlagen-

Digitized by Google

heit, welche um so tiefer, je lebhafter seine Freude gewesen war.

Dann zuckte plötzlich etwas wie ein Blitz über sein Gesicht; doch dieser Blitz war mehr düster, als heiter.

„Ich habe meinen Diamant," sagte er; „dieser Diamant ist wenigstens dreihundert Pistolen werth. Man wird mir hundert darauf leihen. Ich werde mir eine Verschreibung in guter Form, eine Eigenthumsurkunde in Gegenwart des Notars, kurz etwas Solides, Unbestreitbares machen lassen. Mit dem Gelde werde ich Olympia wiederfinden, und dann führe ich sie zum Notar und zeige ihr den Diamant, wenn ich bis dahin nicht das Mittel gefunden habe, ihn auszulösen."

Dann, plötzlich sich eines Andern besinnend, rief er: „Oh! meinen Diamant gefährden, den einzigen Beweis gefährden, den ich von meiner Liebe, von meiner unbeschränkten Ergebenheit gegen den Willen meiner Geliebten habe! diesen Diamant anderen Händen, als den meinigen überlassen! Ich war verrückt, daß ich einen solchen Gedanken hatte. Kann Einer, der auf Pfänder leiht, nicht Bankerott machen und durchgehen? Kann ein Jude nicht verhaftet, eingezogen, eingekerkert werden? Kann man einem Notar nicht sein Haus anzünden, ihn bestehlen? Kann er sich nicht selbst aus dem Staube machen? Ah! das hat man gesehen, und wir haben auf den Galeeren Seiner Majestät in Toulon und in Brest Notare, welche in Paris sehr bekannt sind. Ueberdies müßte ich vor einem Notar Namen, Vornamen und Eigenschaften sagen: Joseph Bannière, entwichen aus dem Jesuiten-Kloster in Avignon, Deserteur aus der Kaserne der Dragoner in Lyon. Das ist unmöglich! Wäre es aber auch möglich, so würde es doch nicht geschehen. Ich habe meinen Diamant wiedererobert; mein Diamant wird mich nicht mehr verlassen."

Und er preßte verliebt an seine Lippen diesen Diamant, den er von Olympia hatte, und suchte auf

Digitized by Google

der kalten Oberfläche die Wärme der Küsse, die sie einst darauf gedrückt.

Der Gedanke, diesen Diamant, und wäre es auch nur auf einen Monat, nur auf einen Tag, nur auf eine Stunde, zu veräußern, erregte einen solchen Abscheu in ihm, daß er sich in Erinnerung an seine guten klösterlichen Gewohnheiten an die Brust schlug.

Der Berkanrock erhielt abermals diesen Schlag. Er war sehr dünn, der arme Rock; er wußte, wie ein Wickelzeug, alle Formen anzunehmen. Unter dem Faustschlage aber, mit dem ihn Bannière beschenkte, nahm er eine Widerstandshaltung an; der durchsichtige Stoff machte sich zum Brustharnisch auf der Stelle des Herzens.

Bannière fühlte eine Dicke im Futter. Man verzeihe, wir veranlassen das Publikum zu einem Irrthum, indem wir sagen das Futter: der Rock hatte keines. Berichtigen wir das Factum: Bannière fühlte ein Futter in dieser Quasidicke.

Er schaute, nicht nur von Erstaunen, sondern von einer gewissen Achtung ergriffen; er schaute und sah an der Stelle des Herzens hinter dem Stoffe dieses Rockes etwas wie ein Viereck von weißer Leinwand, jenen Ausbesserungsstücken ähnlich, welche dazu dienen, die von einer erfahrenen Nadel behandelten Risse zu consolidiren.

„Das ist ein schlecht angebrachtes Stück," sagte er; „sollte mich die Trödlerin betrogen haben?"

Und er störte mit den Fingern.

„Aber es ist eine Dicke da," fügte er bei. „Wir wollen sehen."

Indem er diese Dicke mit einem gierigen Finger trennte, fand er in der That in dem Viereck von Leinwand eine Art von Säckchen, gemacht aus einem Bande von grünem Atlaß und einem Bande von rosa Atlaß, Alles in sehr schlechtem Zustand, sehr abgenutzt, sehr entfärbt, sehr welk; auf den rosa Atlaß war aber eine plumpe Figur des heiligen Julian, mit den Worten: **Ora pro nobis**, gestickt.

Digitized by Google

„Ein Scapulier!“ rief Bannière; „der Rock iſt alſo bezaubert. Sollte es zufällig das Scapulier gemacht haben, daß ich einen Thaler in dieſem Rocke fand? Das iſt nicht wahrſcheinlich, wenn nicht der heilige Julian, der Patron der Reiſenden, den Berkan dergeſtalt begünſtigt, daß er ihn jeden Morgen mit einem Sechs-Livres-Thaler ſpickt. Wir wollen im Scapulier ſehen.

„Leer! oh! ſehr leer! Die reine und einfache von allen Zierrathen entblößte Religion.“

Am Scapulier hingen zwei ſeidene Schnürchen. Die Beſtimmung dieſes Scapuliers war offenbar, vom Halſe auf die Bruſt zu hängen.

Bannière hing, dem zu Folge, frommer Weiſe das Scapulier an ſeinen Hals, und den heiligen Julian anrufend, unter deſſen Schutz er ſich fortan geſtellt ſah, wählte er die erſte Straße, die er fand, ohne zu wiſſen, wohin dieſe Straße führte.

Das ging ihn fortan nichts mehr an: das war die Sache des heiligen Julian.

Kaum hatte er hundert Schritte gemacht, als er viele Leute an einer Straßenecke ſtehen ſah.

Da Bannière nichts drängte, ſo näherte er ſich dieſen Leuten, um zu ſchauen, was ſie da machten.

Sie laſen einen Theaterzettel.

Bannière ſtieß einen ſchweren Seufzer aus: er erinnerte ſich der Zeit, wo er, ganz der Kunſt und ſeiner Liebe hingegeben, den Herodes mit Olympia ſpielte und ſodann mit ſeiner wiedererweckten Marianna zu Nacht ſpeiſte.

Was ſpielte man in Paris in dieſer Comédie-Françaiſe, von der Bannière ſo viel hatte reden hören?

Er erhob ſich auf den Fußſpitzen, um über dem Kopf der Leute zu leſen, welche vor ihm waren. Plötzlich gab er einen Schrei von ſich.

Der Theaterzettel bezeichnete mit großen Buchſtaben den Namen von Olympia, deren Debuts für denſelben Abend in der Comédie-Françaiſe angekündigt waren.

Digitized by Google

XLIII.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Die Blendung, welche über die Augen von Bannière hinzog, war so schwindelartig, daß er ohne den Widerstand, den ihm der Rücken des Liebhabers bot, über dessen Kopf er gelesen, mit der Nase gerade auf den Zettel gefallen wäre.

Als er sich von seiner Betäubung erholt hatte, las Bannière wieder und wieder, und da er sah, daß er sich nicht getäuscht, daß Olympia wirklich und zwar an demselben Abend debutirte, wäre er vor Freude beinahe gestorben.

Das Resultat der Entdeckung, welche Bannière gemacht, war ungeheuer.

Einmal war Olympia wiedergefunden, sodann war Olympia frei, in Betracht, daß eine Frau, die sich mit dem Theater beschäftigt, weder eingeschlossen sein kann, noch will, da die Arbeit der Proben fortwährend zu Ausgängen Anlaß gibt, woraus hervorgeht, daß nur derjenige eine Schauspielerin nicht sieht, welcher sie nicht sehen will, oder nicht in der Gegend eines Theaters zu lauern weiß.

Bannière lief geraden Weges nach der Comédie-Française; das war ein Mittel, nicht an das Mittagsessen zu denken, und in der wenig glücklichen Lage, in der er sich befand, war es auch das Beste, was er thun konnte.

Uebrigens sah er, mochte es nun in Paris viele so neugierige oder so geldlose Leute, wie er, geben, die Menge schon vor der Thüre versammelt. Mit den Theatergewohnheiten vertraut, ging Bannière längs der

Digitized by Google

Queue hin, ohne daran Platz zu nehmen, begab sich zum Portier des Theaters und fragte ihn nach der Adresse von Mademoiselle Olympia.

Da entdeckte Bannière etwas, was er nicht vermuthete, nämlich, daß in Paris die Portiers der vornehmen Herren noch mehr taugten, als die Theater-Portiers: die Erfahrung war traurig; aber beinahe nie lernt man etwas Neues, ohne daß einen diese Eroberung der Wissenschaft eine Hoffnung oder eine Illusion kostet.

Bannière wurde noch barscher abgewiesen, als es ihm je widerfahren, denn er bekam in das volle Gesicht eine so heftig zugeschlagene Thüre, daß er darauf verzichten mußte, sich hier zu erkundigen.

Hatte Herr von Mailly Olympia dem Schweizer empfohlen, oder hatte sich Olympia selbst empfohlen? Sie war wohl hiezu fähig.

Bannière ging hinaus und las den Zettel abermals. Auf dem Zettel stand mit großen Buchstaben:

Auf Befehl.

Britannicus, Trauerspiel von Racine.

Mademoiselle Olympia wird in der Rolle von Junia debutiren.

„Auf Befehl!" las Bannière noch einmal, und als er es noch einmal gelesen hatte, wiederholte er es.

„Auf Befehl! was bedeutet dieses auf Befehl?" fragte sich Bannière. „Läßt zufällig der König meine Geliebte debutiren? Das ist möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich.

„Hat Herr von Mailly Olympia wieder zum Theater gebracht? Das ist nicht die Sache eines Verliebten, und wenn es die Sache eines Verliebten ist, so ist es nicht die eines Eifersüchtigen."

Bannière begriff, er würde in einem ewigen Zwei-

Digitized by Google

fel schweben, wenn er sich auf seine eigenen Eingebungen beschränkte. Dem zu Folge erkundigte er sich bei einem von den Müßiggängern, dessen Gesicht ihm weniger widerwärtig vorkam, als das des Portier der Comédie.

„Mein Herr," sagte er zu ihm, „könnten Sie mir wohl die Ursache dieser Feierlichkeit erklären?"

„Allerdings."

„Sie werden mir damit einen Gefallen erweisen."

„Mein Herr," erwiederte der Müßiggänger, „Sie wissen, daß unser kleiner König krank gewesen ist."

„Gewiß, mein Herr, und zwar sehr gefährlich. Es ist mir nicht unbekannt, und zum Beweise mag dienen, daß ich, wie alle gute Franzosen, eine Wachskerze für seine Wiedergenesung habe verbrennen lassen."

„Ah! sehr gut, mein Herr."

„Mein Herr, ich habe nur meine Pflicht gethan; doch um auf diese Vorstellung zurückzukommen, wenn es Ihnen beliebt . . ."

„Nun, mein Herr, es geht besser beim König, und diesen Abend wohnt er der Vorstellung seiner Schauspieler bei. Es ist das erste Mal, daß er seit seiner Krankheit das Theater besucht. Sie begreifen, wie man herbeiströmen wird, um ihn zu sehen und ihn mit Applaus zu empfangen, besonders da die Gegenwart des Königs mit einem wichtigen Debut zusammentrifft."

„Ja, mit dem von Mademoiselle Olympia; ich sehe das auf dem Theaterzettel. Kennen Sie diese Demoiselle Olympia, mein Herr?"

„Nein, nicht persönlich. Ich bin Tuchhändler in der Rue Tiquetonne, mein Herr, und habe nie mit dergleichen Frauen Umgang."

„Haben Sie aber nichts von der Demoiselle Olympia sagen hören?"

„Ich hörte sagen, sie komme von Lyon, wo sie sehr großen Succeß gehabt habe, und sie werde in Paris einen noch viel größeren Succeß haben. Da ich sehr neugierig bin, diese Komödiantin zu sehen, mein Herr,

Digitized by Google

ſo will ich mich auch mit Ihrer Erlaubniß an die Queue ſtellen."

„Ich begreife Ihre Neugierde ſo wohl, daß ich mich ebenfalls an die Queue ſtellen will," ſagte Bannière.

Und ohne ſehr tief darüber nachzudenken, daß er keinen Pfennig in ſeiner Taſche hatte, beeilte ſich Bannière, mitten unter den Gruppen Platz zu nehmen und zur Bildung von einem der Wirbelbeine des Thieres mit dem beweglichen Rückgrath beizutragen, welches man das Publicum nennt, und deſſen Kreuz, wie das des von Theſeus heraufbeſchworenen Ungeheuers bald ſich in Krümmungen umbiegt, bald ſich als endloſe Schlange ausſtreckt, bald, leider zu oft! den Blicken nur drei bis vier äußerſt magere Ringe bietet.

An dieſem Tage war es Python mit Supplementen.

Sobald Bannière in die Wirbelbeine eingefügt war, dachte er ernſter, als er es bis dahin gethan, an ſeine Armuth, welche zum Elend geworden. Doch er machte ſich ein Raiſonnement ungefähr folgenden Inhalts:

„Nicht Jedermann wird eintreten können; man wird ſich ſchlagen, und zwar viel; im Gemenge wird es gute Stöße für die Gardes-françaiſes und für den widerwärtigen Portier geben, dem ich ſeine Hellebarde bei der erſten Gelegenheit, die ſich bietet, auf dem Rücken zu zerſchlagen gelobe, und dieſe erſte Gelegenheit wird hoffentlich nicht lange auf ſich warten laſſen. Ueberdies wird daraus hervorgehen, daß viele Dummköpfe nicht in den Saal mit ihrem Gelde eindringen können, daß aber die gewandten und wenig an der Erhaltung ihres Verkans hängenden Leute, wie ich zum Beiſpiel, umſonſt mit der Gewalt ihrer Fauſt hinein kommen und bewunderungswürdig im Parterre ſitzen werden."

Dieſes Raiſonnement, unſer Leſer wird es zugeſtehen müſſen, entbehrte nicht ganz der Logik für einen faſtenden und verliebten Menſchen.

Hätte Bannière bei dieſem Verhältniſſe ein anderes

gemacht, so würde er allen seinen praktischen und theoretischen Kenntnissen im Theaterwesen Abbruch gethan haben; er hätte besonders die allmächtige Vermittelung des großen heiligen Julian, dessen Scapulier er auf seiner Brust trug, benachtheiligt.

Und während dieser Zeit begann vor Bannière und dem Müßiggänger, mit dem er die von uns mitgetheilte interessante Unterredung gehabt hatte, die Menge, ein Sturmbock mit bewaffnetem Kopfe, an die Thüre der Comédie-Francaise zu klopfen, welche nur gesprengt sein wollten. Sie wurden es auch, sobald die Bureaux geöffnet waren.

Fünf Minuten ging Alles gut, doch nach Verlauf von fünf Minuten begannen der Eifer und eine Anzahl von Raisonnements dem, welches sich Bannière gemacht, ähnlich, einen Einfluß auf die bis dahin erhaltene allgemeine Eintrittsordnung zu üben. Mit unsäglichem Glück sah Bannière, wie zehn Schritte vor ihm die Faustschläge auf eine Art ausgetauscht zu werden anfingen, welche regelmäßig genug, daß man hoffen konnte, sie werde lange dauern.

Bannière wurde hier, wie immer, durch seinen schönen Wuchs unterstützt, und durch seinen schönen Wuchs sah er die Hüte fliegen und in wenig senkrechter Haltungen die Flinten der Schützen glänzen, welche, von diesem Sturme bedrängt, sich bogen, wie es die armen Weiden während der heftigen Herbst- und Frühlingswinde thun.

Noch etwa zehn Minuten Kampf von Seiten der Vorhut, ein ebenso langes Warten von Seiten des Centrums, zu dem Bannière gehörte, und Bannière siegte sicherlich.

Die zehn Minuten vergingen. Es kam sogar viel besser, als Bannière erwartete. Der Sturm wurde zur Wettersäule, und die Gardes-françaises verschwanden, wie von einem Wirbel fortgetragene Strohhalme.

Es handelte sich nur noch darum, vorwärts zu

Digitized by Google

drücken und einzutreten. Man brauchte zu diesem Ende nicht einmal etwas auf den Schultern des Portier zu zerschlagen.

Doch unser Leser hat, wie wir, Eines bemerken müssen, nämlich, daß die Ideen in der Luft sind, wo sie wandern wie Schaaren von Vögeln.. Daraus folgt, daß, wenn ein Mensch eine gute Idee hat, und natürlich diese Idee ganz allein zu haben glaubt, daß er diese Idee von einem Andern in dem Augenblick ausführen sieht, wo er sie selbst ausführen will.

Durch den Streit, der sich an der Thüre entsponnen, und in welchem die bewaffnete Macht unterlegen war, waren mehr als vierzig Personen, welche vor Bannière und seinem Müßiggänger den Vorzug hatten, daß sie sich vor ihnen an die Queue gestellt, waren mehr als vierzig Personen, sagen wir, unter das Vestibule gelangt, ohne daß sie die Hand in den Geldbeutel zu stecken nöthig gehabt hatten.

Es kam die Reihe an Bannière; Bannière berechnete, in einer Minute, in einer Secunde wäre er auch unter dem beseligenden Vestibule; schon nahm er seinen Anlauf, um die zwei letzten Linien niederzuwerfen, welche ihn noch vom Eingang trennten, als plötzlich diese zwei Linien, zögernd und anhaltend, wie die bekannte Colonne von Fontenoy beim Angriffe von Richelieu, sich auf Bannière zurückwarfen und ihn bis in die Gosse drängten.

Bannière bemerkte jetzt erst, daß der zum Voraus in seiner Einbildungskraft geschlagene Portier Mannschaft holen gegangen war und gefunden hatte, daß die überwundenen Schützen sich vermehrt hatten, wie die Soldaten unter den Zähnen des Drachen von Kadmos, daß sich die Gardes-françaises nicht durch eine erste Niederlage für geschlagen gehalten, und daß an der Stelle der verkrümmten und zerstreuten Bajonette eine Verstärkung von sehr entschiedenen, sehr geraden und sehr zahlreichen Bajonetten die der Ordnung zu-

Digitized by Google

wider handelnden Zuschauer hinausgetrieben hatte, und in guter Haltung vorrückte, um die anderen zu disciplíniren. Diese Schlappe vermochte einen Kämpfenden nicht zu entmuthigen, der beim Kampfe so sehr interessirt und folglich so sehr erbittert, wie es Bannière war. Ein Entschluß wie der seinige capitulirt nicht vor einer mehr oder minder großen Anzahl von Eisenstücken.

Bannière blieb auch beharrlich, und statt zurückzuweichen, wie die meisten Anwesenden, verdoppelte er seine Energie und wurde vom Soldaten Obergeneral einer Menge von Meuterern, welche aus vollem Halse: „Es lebe der König!" schrieen und die Thüren und Schranken des Theaters zu erstürmen trachteten.

Das von Bannière gegebene gute Beispiel ermuthigte die übrigen Flüchtlinge, sie kehrten um, als sie sahen, daß das Treffen nicht ganz verloren war, verbanden sich, ihrem neuen General folgend, mit diesem und machten ein Loch durch die Schützen und die Polizeiagenten, immer unter dem Geschrei: „Es lebe der König!" eine sinnreiche Taktik, mittelst welcher die Ruhestörer nur die Schranken zu zerbrechen, die Thüren einzustoßen und die Garden niederzuschlagen schienen, um ihren Eifer und ihre Liebe für Seine Majestät König Ludwig XV. zu bezeigen, den man damals noch den Vielgeliebten nannte.

Man kann sich leicht denken, daß der Berkan von Bannière, der sich am Orte der Gefahr befand, nicht geschont wurde.

Dieser Berkan war indessen von einer unbändigen Hartnäckigkeit; er war für sich allein so viel werth, als eine ganze Armee. Was er an einem Tage an Muth, an Zorn, an Ergebenheit entwickelte, hätte genügt, die Römer der drei Schlachten bei Trebiä, beim Trasimenus und bei Cannä gewinnen zu machen.

Die Anzahl trug den Sieg davon. Ein Dutzend Schützen opferte sich und griff mit aller Macht den

Digitized by Google

muthigen Mann an, der würdig gewesen wäre, schwächer angegriffen zu werden.

Dann, und das war ein schmerzliches Schauspiel für diejenigen, welche den wahren Muth zu schätzen wußten, dann sah man in Fetzen unter ihren wüthenden Händen den Berkan fliegen, der bis dahin so gewaltigen Schlachten entkommen war.

Bannière, welcher, Allem zum Trotze, auch und wie diejenigen, nach deren Loos er so sehr trachtete, in das Vestibule des Theaters eingedrungen war, Bannière, als er sah, man würde ihn viertheilen, führe er fort, seine Füße und seine Hände durch die reichliche Austheilung von Schlägen preiszugeben, die er nach rechts und nach links, nach vorne und nach hinten regnen ließ. Bannière klammerte sich, als hätte er sie aufheben wollen, mit den Füßen und den Händen an eine innere Säule an, und es begann dann unter dem Vestibule ein Schauspiel, das sicherlich interessanter als das, welches die Liebhaber der gesunden Literatur im Saale hatten suchen wollen.

Er schrie: „Es lebe der König!“ mit einer solchen Stärke, daß sich sein Geschrei in ein Brüllen verwandelte. Er umklammerte den Stein mit einer solchen Kraft, daß die Schützen darauf verzichteten, ihn zum Loslassen der Säule zu nöthigen. Man hätte glauben sollen, er sei einer von den Bildhauern des Mittelalters, wie sie die Baumeister von Straßburg und von Cöln an den riesigen Pfeilern ihrer Kathedralen befestigten.

Ach! warum können solche Beispiele von Muth und Aufopferung, ähnlich den von Kynägiros bei Marathon, nicht siegen, um der Nachwelt das süße und befriedigende Schauspiel der belohnten Tugend zu hinterlassen?

Doch es geschah nicht so. Ein Commissär erschien, erkundigte sich, untersuchte, schaute, und statt sich dem Gefühle allgemeiner Bewunderung anzuschließen,

Digitized by Google

welches wie mit einer Glorie die schöne Vertheidigung von Bannière umgab, ertheilte er mit einer kreischenden Stimme genaue und klare Befehle, welche ungefähr also lauteten:

„Schützen! nehmt diesen Menschen weg und führt ihn mir vor."

Bannière, der dem Gesetze nicht Trotz bieten wollte, ließ mit seinen Füßen vom Steine, spannte die Federn seiner krampfhaft um die Säule geklammerten Finger ab und fiel wehrlos unter seine Verfolger, wie eine Eiche, welche, schon durch einen Sturm entwurzelt, sich unter einem Hauche beugt und fällt.

Der Commissär hatte sich schon in seine Höhle zurückgezogen. Die Schützen führten ihn dahin, indem ihn die Einen bei den Faustgelenken festhielten, während ihn Andere energisch von hinten schoben. Bannière kannte diese Taktik; es war die, welcher man sich schon bedient hatte, um ihn vom Hause von Olympia in das Gefängniß von Lyon zu führen.

Durch die Erfahrung klug geworden, seiner ersten Verhaftung sich erinnernd, zog Bannière unter dem Vorwande, gewisse Stücke seiner Kleidung, welche ungeheuer gelitten hatten, wieder zurecht zu machen, seinen Diamant von seinem Finger und schob ihn ganz sachte in seinen Mund.

Man wird bemerken, daß unter den verdrießlichen Umständen seines Lebens dieser Diamant das war, was Bannière am meisten in Anspruch nahm.

Die Sache wurde zur Zufriedenheit des Gefangenen ausgeführt, und Niemand bemerkte die für ihn so wichtige Bewegung.

Man führte also Bannière, immer stoßend und schiebend, dem Commissär vor.

Der Commissär setzte alle Blitze seines Zornes in Bereitschaft, um Bannière zu verhören.

Als die Inscenirung beendigt war, begann das Verhör.

Digitized by Google

Bannière hörte ruhig die Fragen an, die man an ihn machte. Bannière hatte aber seinen Diamant in seinem Munde; er befürchtete, wenn er ihn zwischen die Zähne und die Wange schöbe, könnte der Diamant eine Vorragung bilden und sich selbst verrathen; er behielt ihn also mitten am Gaumen auf der Zunge, das heißt, er blieb stumm: denn es ist rein unmöglich, mit einem Diamant auf der Zunge zu reden. Was, wie man sieht, ganz und gar den Fabeln widerspricht, in welchen man Perlen und Gold bei jedem Worte entschlüpfen läßt. Homer, indem er den alten Nestor sprechen macht, erwähnt nur des Honigs, der von den Lippen des Königs von Pylos floß, und überläßt Hesiod, der minder streng als er in philosophischen Materien, die goldenen Dinge, welche aus dem Munde der Beredtsamkeit kommen.

Es kam also nichts aus dem Munde von Bannière, und wir wissen, warum: aber der Commissär, der entfernt nichts vermuthete, sondern glaubte, dieses Stillschweigen rühre von einem schlechten Willen her, wurde der Fragen müde, auf welche keine Antwort erfolgte, machte von seinem Rechte Gebrauch und schickte Bannière in's Gefängniß.

Dieselben Schützen führten nach dem Fort-l'Evêque den jungen Mann, der, kurz zuvor noch voll Feuer und Kraft, nun mit düsterem Auge und gesenktem Kopfe, wie die Renner des schönen Hippolyt, einherging.

Digitized by Google

XLIV.

Das Fort-l'Evêque.

Kein Zwischenfall ereignete sich auf dem Wege; Bannière blieb nur stumm, was die Schützen ungeheuer in Erstaunen setzen mußte, in Betracht, daß sie ihn auf eine so heftige und so anhaltende Art: „Es lebe der König!" hatten rufen hören.

Man führte Bannière, wie gesagt, nach dem Fort-l'Evêque und zeichnete ihn mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten in die Liste der Gefangenen ein

Während der ganzen Zeit seiner Einsperrung gab Bannière eben so wenig eine Sylbe von sich, als er es vor dem Commissär und unter Weges gethan hatte.

Sobald er eingesperrt war, athmete Bannière, nahm seinen Diamant aus seinem Munde und verbarg ihn in einer kleinen Spalte seiner Wand oder vielmehr der Wand des Königs; dann zog er sein armseliges Bett vor diese Spalte und legte sich darauf, um seinen Diamant nicht aus dem Gesichte zu verlieren, selbst nicht während seines Schlafes, wie Herr de la Palisse gesagt hätte, der so viele gute Dinge sagte.

Nicht ohne Grund handelte er so, denn man durchsuchte ihn sorgfältig, was nicht schwierig sein konnte, da er mehr als halb nackt war.

Man untersuchte besonders das Scapulier, welches man als leer und unschuldig erkannte.

Diesmal war es kein Commissär, der Bannière verhörte, es war ein Richter des Chatelet; die Ceremonie wurde Achtung einflößend.

Bannière hatte bis dahin zu wenig gesprochen, diesmal aber sprach er zu viel.

Digitized by Google

„Ihr Name?"
„Bannière."
„Ihr Alter?"
„Fünf und zwanzig Jahre."
„Ihr Gewerbe?"
„Ich habe keines."
„Ihr Domicil?"
„Ich habe noch keines, da ich diesen Morgen erst in Paris ankam."
„Ihre Existenzmittel?"
Bannière zeigte seine Arme, ein vortreffliches Existenzmittel; die Schützen wußten etwas davon und konnten es zur Noth bestätigen.
Der Richter ging nun in das Detail der Beschwerden ein, die man gegen Bannière vorbrachte.
„Warum haben Sie die Garde geschlagen?" fragte er.
„Weil man mich verhinderte, in das Theater einzutreten."
„Was wollten Sie dort machen?"
„Bei Gott! das Schauspiel sehen."
„Man hat Sie aber durchsucht: Sie hatten kein Geld."
Hier gerieth Bannière in Verlegenheit, mehr als bei Frau von Mailly, denn statt einer schlechten Antwort fand er diesmal gar keine, und mit ein wenig Geistesgegenwart wäre die Antwort doch leicht gewesen: er hatte nur die zahlreichen Wunden seines Rockes zu zeigen und zu sagen:
„Sehen Sie, ob meine Börse in einem dergestalt zerrissenen Kleide hat bleiben können!"
Und auf diese Art hätte er sogar noch gesagt, er könne Entschädigung beanspruchen.
Bannière fand jedoch diese Lüge nicht, so einfach sie war. Er blieb also verblüfft bei der Frage des Beamten.
Wir müssen indessen auch die volle Wahrheit sagen,

Digitized by Google

damit unser Leser Bannière nicht alberner macht, als er in Wirklichkeit war.

Während der Beamte protokollirte, war Bannière nur darauf bedacht, aus dem Gefängniß zu kommen.

Dieser Wunsch äußerte sich plötzlich und in einem Augenblick, wo es der Beamte am wenigsten erwartete.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte er den Richter, der ihn ganz verwundert anschaute.

„Warum?“ erwiederte dieser mit einer etwas spöttischen Miene.

„Warum? eil um in die Comédie zurückzukehren!“ rief Bannière.

Der Richter schaute die Schützen an.

„Geschwinde, geschwinde,“ fügte Bannière bei, „ich kann sehr wohl noch bei dem Moment ankommen, wo Junia sagt: O mein Fürst!“ und diesen Moment möchte ich vornehmlich sehen. Olympia war darin so schön! so pathetisch! so rührend!“

„Ho! ho!“ machte der Richter.

„Beeilen Sie sich also,“ fuhr Bannière fort, „denn wenn Sie noch zögern, so werde ich nicht mehr bei dem Moment eintreffen, wo sie zu Agrippina sagt:

„Verzeihet dies Entzücken, edle Frau.“

„Ah! was hat denn dieser Teufelsmensch?“ stammelte der Richter.

„Nun, wird man wohl ein Ende machen?“ rief Bannière mit einem Tone, dem man die Rückkehr eines Zornes anmerkte, welcher, einen Augenblick unterdrückt, abermals loszubrechen drohte.

„Nun! nun!“ rief der Richter, indem er Bannière mit einem gewissen Schrecken betrachtete, „sind Sie verrückt! Wie! ich fand Sie beinahe unschuldig, und wollte Nachsicht mit Ihnen haben . . .“

„Oh! es wäre besser, man würde mit Strenge gegen mich verfahren! Habe ich etwas gethan? Man hat mich geschlagen, man hat mir einen ganz neuen

Rock zerriſſen, Baſinhoſen, die ich zum erſten Mal trug, unbrauchbar gemacht, und Alles dies, weil ich das Schauſpiel ſehen wollte und: „Es lebe der König!“ rief.“

„Und er rief es ganz herzlich,“ bemerkte einer von den Schützen; „man muß ihm dieſe Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“

„Er iſt kein böſer Menſch, und er drückt ſich gut aus,“ ſagte der Richter.

„Raſch, raſch alſo,“ rief Bannière, „öffnen Sie mir die Thüren, da ich ſo ſehr unſchuldig bin!“

„Aber er iſt verrückt!“ ſagte der Richter.

„Verrückt! ich! gehen Sie doch!“

„Beruhigen Sie ſich, und wir werden ſehen.“

„Daß ich mich beruhige!“

„Ja.“

„Aber ich ſage Ihnen, daß ſie im Begriffe iſt, von der Scene abzugehen!“

„Wer?“

„Junia.“

„Wer, Junia?“

„Junia, tauſend Teufel! Wollen Sie mich denn verhindern, ſie bei ihrem Weggehen zu ſehen!“

„Ho! ho! nun kommt der Anfall wieder,“ ſagte der Beamte, indem er die Schützen wie ein Menſch anſchaute, der zum Voraus ihren Muth für den Fall befragt, daß er an denſelben zu appelliren hätte.

„Sehen Sie, mein kleiner Richter,“ fuhr Bannière fort, „nun kleidet ſie ſich aus.“

„Aber wer denn?“

„Junia.“

„Junia kleidet ſich aus?“ verſetzte der Richter, dem dies ein Aergerniß gab.

„Allerdings! glauben Sie denn, ſie werde mit ihrer Tunica und ihrem Peplos nach Hauſe kehren?“

„Nun! was geht das mich an?“

„Aber mich geht es ſehr viel an; ich habe nur

Zeit, zu laufen, um in dem Augenblick anzukommen, wo sie aus dem Theater weggehen wird. Lassen Sie mich los!"

„Es ist entschieden ein Narr!" sagte der Richter.

„Es ist ein Narr!" wiederholten die Schützen, entzückt, wie der Richter zu sprechen.

„Ein Narr von der sentimentalen Gattung," fuhr der Richter fort.

Bannière stürzte vor. Die Schützen hielten ihn auf ein Zeichen des Beamten zurück. Bannière begann den Kampf wieder. Die Schützen legten Bannière auf den Boden. Dann, als Bannière auf dem Boden lag, ging der Richter rings um ihn und schaute ihn mit einer Aufmerksamkeit gemischt mit Neugierde an.

„Meine Herren," sagte er, „dieser Mensch ist von einer der gefährlichsten Krisen befallen, welche die Aerzte Wahnsinn aus Liebe nennen."

Nachdem dieses Urtheil gefällt war, brummelte der Beamte ein paar Worte, schrieb ein paar andere auf ein Stück Papier, das er dem Anführer der Schützen übergab, und machte sich aus dem Staube.

Bannière, der ihn nicht aus dem Gesichte verloren, war, statt sich zu beruhigen, noch zorniger geworden, hatte gedroht, sogar geschlagen.

Als der Richter weggegangen war, ließ man Bannière bei den Beinen los, während man ihn an den Armen immer noch festhielt.

„Vorwärts, mein Junge," sagte der Anführer der Schützen, „stehen Sie gutwillig auf."

„Aufstehen? Wir werden . . ."

„Wir werden Julie sehen," sagte der Schütze, der diesen französischen Namen, statt des lateinischen Namens von Herrn Racine, dem Verfasser von Britannicus, gehört zu haben wähnte.

Bannière sprang auf, denn er glaubte, man werde ihn wirklich in Freiheit setzen.

Doch er war bemüht, mit seinen Fingerspitzen den

Digitized by Google

Ring von Olympia zu faſſen, und er ſchob ihn in das Scapulier, ein Aſyl, das unverletzlich geworden, ſeit dem man es ſo genau unterſucht hatte.

Der arme Bannière hatte Recht, daß er den Diamant mit ſo großer Geſchicklichkeit verbarg, denn nachdem er viel in Paris in einer Richtung marſchirt war, welche, ſo weit er es beurtheilen konnte, nicht die der Comédie-Française, ließen ihn die Schützen in einen Fiacre ſteigen und ſagten zum Kutſcher:

„Fahre nach Charenton.“

Eine Stunde nachher ſtieg Bannière mit ſeiner Escorte vor einem großen Hauſe aus; während man ihn unter ein Pförtchen gehen ließ, ſchrieb man, nach der Angabe der Schützen, denn Bannière hatte nicht antworten wollen, da er nichts von dem was vorging, begriff, in das Regiſter:

„Narr aus Liebe!“

Die Schützen entfernten ſich, er blieb allein.

Und als er ſich gegen dieſe erſchreckliche Verfolgung des Schickſals empörte, kamen kräftige Männer, banden ihm die Hände und Füße und warfen ihn in eine kalte Zelle, wo ſie ihn mit ſeiner Verzweiflung ließen, die nur Eines milderte: daß er unter Allem dem immer den Ring von Olympia hatte.

Digitized by Google

XLV.

Wie Herr von Mailly zu Olympia zurückgekommen war.

Die für Bannière so stürmische Vorstellung hatte indessen besser für die friedlichen Zuschauer, welche ihren Platz bezahlt, als für ihn geendigt.

Der König war ruhig zur bezeichneten Stunde eingetroffen. Der König hatte in seiner Loge unter einem Freudengeschrei Platz genommen, welches sich nur durch die wahnsinnige Liebe erklären läßt, von der um jene Zeit alle Unterthanen Seiner Allerchristlichsten Majestät erfüllt waren.

Ludwig XV. zählte damals ungefähr siebenzehn Jahre. Er war in der ganzen Milde der Jugend, in der ganzen Blüthe einer kaum erschlossenen Schönheit; nachdem er das schönste Kind Frankreichs gewesen, war er der schönste Jüngling der Welt.

Ueberdies besaß kein Mann in einem so hohen Grade die Anmuth gepaart mit dem Adel.

Der mächtige Zauber, den er über alle Franzosen ausübte, welche in den Anfängen seiner Regierung die glänzende Morgenröthe eines langen Friedens und einer hohen Wohlfahrt sahen, dieser mächtige Zauber ließ sich erklären durch die Furcht, in der man seit langer Zeit in Betreff seiner, wie die Freunde von Frau von Maintenon sagten, immer durch den Herzog von Orleans und seine Genossen bedrohten Gesundheit lebte.

Doch der Herzog von Orleans war redlich die ihm von Gott gegebene Sendung, Frankreich diese auf ihrem Stängel erbleichende Lilie zu bewahren, erfüllend gestorben; er war ganz Frankreich mit dieser Sendung betrauend gestorben.

Dieser Prinz, der Gegenstand von so vielen Befürchtungen, hatte das Mannesalter erreicht. Er war

Digitized by Google

ſtark genug, um Jedermann zu beruhigen, ſchwach genug, um intereſſant zu erſcheinen.

Seine Bläſſe, eine Folge der Krankheit, aus der er wie aus einem Grabe hervorging, war für alle Anweſende ein Beweggrund, ihn zu lieben, ihn mit Klatſchen zu begrüßen und mehr zu bewundern, als ſie es zu einer gewöhnlichen Zeit gethan hätten. Nie, in der That, hatten ſeine Augen von einem ſo ſanften Feuer geglänzt, nie hatten ſeine ſchönen weißen Hände mehr Schmachtendes und mehr zarte Geſchmeidigkeit den bezauberten Blicken der Damen geboten.

Als der enthuſiaſtiſche Empfang, den die Pariſer ihrem Idol bereitet, zu Ende war, beſchäftigte man ſich ein wenig mit dem, was auf der Bühne vorging.

Olympia ſpielte wirklich die Junia. Der Theaterzettel, den Bannière geleſen, und der ihn geraden Wegs nach Charenton geführt, hatte nicht gelogen.

Vielleicht iſt hier der Augenblick, unſern Leſern einige Erklärungen über das, was vorgefallen, zu geben. Von den Ereigniſſen, die wir erzählt, und die die Rückkehr von Herrn von Mailly und die Abreiſe von Olympia enthalten, haben wir nur die Oberfläche geſehen; dringen wir ein wenig in den Grund ein.

Eine Heirath war, wie wir am Anfang dieſes Buches geſagt, unter den Auſpicien des Königs, zwiſchen Herrn Louis Alexandre von Mailly und Fräulein Louiſe Julie von Nesle angeordnet worden. Das war eine von den Heirathen, welche die Vermögen verbinden, die Verwandtſchaften enger ſchließen, welche unter den Familienhäuptern feſtgeſetzt und von den Kindern beinahe nie bekämpft werden, weil ſie alle Convenienzen, wenn nicht des Glückes, doch wenigſtens des geſellſchaftlichen Lebens vereinigen.

Ueberdies war eine Heirath um jene Zeit eine minder ernſte Sache, als in unſeren Tagen. Man heirathete, um ſein Vermögen zu übertragen und ſein Geſchlecht fortzupflanzen. Um zu dieſen zwei Reſultaten

Digitized by Google

zu gelangen, genügte es für einen Ehemann, einen Sohn zu haben. Wenig war ihm an den andern gelegen; die andern führten seinen Namen nicht, die andern theilten sein Vermögen nicht; man widmete den Einen dem Schwerte, den Andern der Kirche: das waren der Herr Chevalier oder der Herr Abbé. Man sehe nur Molière; Molière, der vor Eifersucht gestorben ist; Molière, der Sittenmaler, spricht nicht ein einziges Mal das Wort Adultère aus. Adultère ist allerdings ein Wort der französischen Sprache*), aber es ist ein poetisches Wort, wie Renner statt Pferd, wie Flamme statt Liebe, wie Hinscheiden statt Tod; das laufende Wort, das gebräuchliche Wort, das komische Wort, das nur den spaßhaften Gedanken nach sich zieht, man frage Molière danach. Von dieser doppelten Larve enthüllt Molière nur diejenige, welche das Lachen grimassirt: diejenige, welche den Schmerz ausdrückt, welche die Thränen durchfurchen, welche die Verzweiflung zusammenzieht, bleibt im Schatten, und Niemand sieht sie, als der Mann vielleicht, wenn er in sein Zimmer zurückgekehrt, ganz allein mit sich selbst, die andere ablegt und sich im Spiegel betrachtet.

Heute ist es etwas ganz Anderes; der Fehler ist ein Verbrechen. Ist die Gesellschaft moralischer geworden? Ja, vor Allem; wir behaupten es, und es wäre uns nicht schwer, dies zu beweisen. Sodann hat sich das Gesetz in die Sitten gemischt; das Gesetz hat die Majorate, die Erstgeburtsrechte, die Fideicommisse aufgehoben; das Gesetz hat die gleiche Vertheilung der Güter des Vaters unter alle Kinder befohlen; kein Kloster mehr für die Tochter, kein Seminar mehr für den jüngeren Sohn; Alle haben denselben Ursprung, Alle müssen folglich dasselbe Recht haben.

---

*) Ursprünglich der lateinischen, adulterium, der Ehebruch.

Digitized by Google

Sobald aber der Mann sah, daß seine Kinder, nach dem Gesetz, ein gleiches Recht auf sein Erbe hatten, wollte er, daß sie es nach der Natur haben, und von diesem Augenblick ist das Wort Adultère das wirkliche Wort, nämlich synonym mit Verbrechen für die Gattin, mit Diebstahl für das Kind geworden; darum hat das neunzehnte Jahrhundert das Wort ernst genommen, welches das siebenzehnte komisch genommen hatte. Darum hat Molière Georges Dandin gemacht, darum habe ich Antony gemacht.

Die Familie Nesle und die Familie Mailly hatten sich also verbunden, um die zwei Verwandten, deren Namen und Vornamen wir so eben bezeichnet haben, eine von diesen Heirathen schließen zu lassen. Herr von Mailly hatte Avignon in dieser Absicht verlassen, war nach Paris gekommen, und hatte seine schöne Cousine in ungefähr eben so viel Zeit geheirathet, als Cäsar gebraucht, um den König von Pontus zu besiegen *).

Frau von Mailly war ein reizendes Mädchen von siebenzehn bis achtzehn Jahren. Wir wissen wohl, man hat viel über ihr Alter gestritten, doch wir behaupten, daß sie im Jahre 1700, das heißt in demselben Jahre wie der König geboren war. Wir haben ihr Portrait gegeben, als Bannière bei ihr eingeführt wurde.

Mailly kannte seine Cousine seit ihrer Kindheit; es konnte also nicht wohl ein neues Gefühl aus der Verbindung der zwei Verwandten entstehen: sie waren Beide jung, Beide schön.

Indessen, an die anmuthigen und geistreichen Zuvorkommenheiten von Olympia gewöhnt, stellte Mailly bald zwischen der Frau, die er genommen, und der Geliebten, die er verlassen, einen Unterschied fest, der,

---

*) Ueber welchen Sieg Cäsar an den Senat in Rom die bekannten Worte: Veni! vidi! vici! schrieb.
D. Uebers.

Digitized by Google

wir müssen es sagen, ganz zum Vortheil der Geliebten war. Uebrigens hatte Herr von Mailly, selbst in der innigsten Vertraulichkeit, bei seiner Frau einen Hang zur Traurigkeit, eine Neigung zur Zerstreutheit wahrgenommen; man hätte glauben sollen, ein unbekanntes Gefühl, das sie vor den Andern und vielleicht vor sich selbst verberge, lebe im Grunde des Herzens der jungen Frau und offenbare, in einer unsichtbaren, tiefen Falte zusammengezogen, seine Existenz nur durch den scharfen Biß, den, so oft sie erwacht, eine schlecht eingeschläferte Leidenschaft macht.

Da jedoch über das Benehmen von Frau von Mailly nichts zu bemerken war; da er, nachdem er mit Aufmerksamkeit studirt hatte, mit welchem Tone, mit welcher Stimme, mit welcher Miene seine Frau nicht nur mit allen den Freunden, die er bei ihr eingeführt, sondern auch mit allen Herren sprach, die sie bei Hofe sah, von der Kälte seiner Frau gegen Jedermann überzeugt geblieben war, so hatte er gedacht, diese Kälte sei etwas Natürliches bei ihr, und sich nicht mehr darum bekümmert, trotz seiner Neigung zur Eifersucht. So oft sich sein Herz dem Winde der Traurigkeit zuwandte, wandte er sich gegen Olympia, und ein Seufzer ging von Paris aus, um das reizende Geschöpf überall, wo es sich fände, aufzusuchen.

Herr von Mailly kam endlich dazu, daß er sich so sehr nach Olympia sehnte, daß er sie so ernstlich, nicht nur bei seiner Frau, sondern auch bei andern Frauen vermißte, daß er beschloß, den Weg einzuschlagen, den einer um den andern alle seine Seufzer eingeschlagen hatten, und das zu thun, was seine Seufzer nicht hatten thun können, nämlich Olympia nach Paris zu führen.

Würde er nun Olympia frei finden? würde sie ihm folgen wollen? Das war die Frage, wie Hamlet sagt.

Doch diese Frage an die Eitelkeit eines Mannes gestellt ist sehr rasch gelöst. Wo würde Olympia in der

Digitized by Google

Provinz einen Cavalier finden, der vollendet genug, um sie Herrn von Mailly vergessen zu machen? Selbst in Paris, wo der Regent Versailles entcentralisirt hatte, selbst in Paris, das sich zum Rendez-vous aller Schönheiten und aller Eleganzen gebildet hatte, galt Herr von Mailly für einen schönen und eleganten Cavalier; es war also offenbar, daß Olympia nichts dem, was sie verloren, Aehnliches gefunden, daß sie folglich fortwährend den Verlust ihrer zwei Jahre des Glückes und der Liebe beklagt hatte, wie Herr von Mailly sie selbst beklagte. Bei dieser Gesinnung, und sie konnte keine andere haben, würde Olympia als ein Glück diese Rückkehr betrachten, die sie vielleicht wünschte, aber nicht zu hoffen wagte.

Indessen, — man mußte auf Alles gefaßt sein, — indessen war es möglich, daß Olympia, an der Erfüllung ihrer Wünsche verzweifelnd, und auf die dramatische Laufbahn in Paris, worüber sie so oft mit Herrn von Mailly gesprochen, verzichtend, ein Engagement mit einem Director in der Provinz abgeschlossen hatte; dieses Engagement mußte man ungültig machen. Das war etwas Leichtes; ein Debut-Befehl für die Comédie-Française löste alle Engagements.

Herr von Mailly ließ sich einen Debut-Befehl vom Kammerherrn der Comédie-Française unterzeichnen und reiste, mit diesem Debut-Befehle versehen, nach Lyon ab.

Ueberdies, obgleich er im Grunde auf die Liebe und die Treue von Olympia rechnete, war es ihm nicht unangenehm, um diese Liebe wiederzubeleben und diese Treue zu stärken, vor ihr als Protector zu erscheinen und sich ein Gefühl der Dankbarkeit außer den Gefühlen zu schaffen, welche Olympia ohne Zweifel für ihn bewahrt hatte.

Wir haben gesehen, unter welchen Umständen Herr von Mailly in Lyon ankam, wie er dort Olympia in Verzweiflung wiederfand, und wie Olympia, in ihrer Verzweiflung, und um ihn über die Zukunft ihres Ver-

Digitized by Google

hältnisses zu Bannière zu trösten, ihm zu folgen einwilligte.

Die Freiheit von Bannière war, wie wir auch gesehen, wenn nicht die Bedingung, doch wenigstens das Resultat dieser Wiedervereinigung, welche, grausam von Olympia Bannière bezeichnet, diesen beinahe wahnsinnig gemacht hätte.

Herr von Mailly hatte also Olympia wiedergesehen, wenn nicht glücklich, ihm zu folgen, doch wenigstens glücklich, Lyon zu verlassen und in der Arbeit der Bühne und in den Studien, die sie zu machen genöthigt wäre, eine Zerstreuung von der Liebe für Bannière zu finden, welche sie durch die Verachtung erloschen glaubte, während sie nur durch die Eifersucht getrübt war.

Was war auch geschehen? Olympia, nachdem sie Bannière verlassen, hatte bemerkt, daß sie ihn noch liebte; Olympia, nachdem sie Herrn von Mailly wieder genommen, hatte bemerkt, daß sie ihn nicht mehr liebte.

Als eine Verzweifelte, die an nichts mehr glaubt, seitdem sie ihr Glück verloren, als eine Verbannte, die an nichts mehr hält, seitdem sie ihr Vaterland verloren, hatte sich Olympia wieder an die einzige Leidenschaft angehängt, welche die Frauen noch haben, wenn sie keine Liebe mehr haben. Sie hatte ihre Unabhängigkeit wieder ergriffen. Die Unabhängigkeit für Olympia war aber das Theater.

Da hatte es Herr von Mailly, welcher wahrgenommen, was in diesem armen zerrissenen Herzen vorging, versucht, Olympia zu sich allein zurückzuführen, er hatte sie aufgefordert, der dramatischen Laufbahn zu entsagen und keinen Gebrauch von dem Debut-Befehl zu machen, mit dem er sich in einer andern Absicht versehen; aber im Grunde ihrer Seele verwundet, ohne daß sie ihre Wunde Jemand zum Vorwurf machen konnte, hatte Olympia den Grafen an den Debut-Befehl erinnert, von dem er mit ihr beim Wiedersehen

Digitized by Google

gesprochen; sie hatte gebieterisch das Auftreten gefordert.

Der Graf hatte nicht widerstehen können; Olympia debutirte also in Britannicus.

XLVI.

Herr von Mailly wird eifersüchtig auf seine Geliebte.

Es geschah nun, was immer geschieht. Da Olympia weniger liebte, so liebte Herr von Mailly mehr. Diese Erscheinung ist gewöhnlich, weil die meisten Herzen gewöhnlich sind. Für jede wohlbeschaffene und solid verliebte Seele verursacht die Verdoppelung der Liebe bei dem geliebten Gegenstand einen Zuwachs an Liebe; das ist der ungeschwächte Reflex, das ist die physische Percussion auf die moralischen Gesetze angewandt.

Herr von Mailly, ein Mann von Geist, ein braver Officier, ein vortrefflicher Edelmann, ein vollkommener Höfling, war im Ganzen nur ein gewöhnliches Herz.

Das war nicht seine Schuld, man kann seine Seele nicht wechseln; man lebt mit derjenigen, welche man vom Himmel empfangen hat.

Herr von Mailly, dem die Feinheit seiner Erziehung und sein natürliches Zartgefühl als Dolmetscher dienten, Herr von Mailly fühlte, er dürfe seinen Schatz nicht aus den Augen lassen, unfähig, wie er war, ihn selbst zu bewahren. Er wurde eifersüchtig.

Wohin Olympia ging, mochten es Proben oder Promenaden sein, fand er Mittel, zu erscheinen. Frei

Digitized by Google

von seiner Frau, lebte er nicht im Hotel de Nesle, sondern bei Olympia; er empfing bei ihr seine Freunde, er bewirthete hier seine Bekannten, er machte hier seine dringendsten Geschäfte ab. Von eifersüchtig wurde er verdrießlich.

Die Eifersucht ist ein Laster, das nur mit Geduld von den Frauen ertragen wird, wenn sie weinen, daß sie nicht genug geliebt werden; sonst erzeugt die Eifersucht, welche die Wirkung eines Uebels sein müßte, stets die Ursache davon. Der eifersüchtige Mann hat dann am Ende immer Recht, daß er eifersüchtig ist.

Allerdings ist dies in der Regel in dem Augenblick der Fall, wo er es zu sein aufhört.

Man begreift wohl, daß Herr von Mailly, der in seiner Eigenschaft als Eifersüchtiger bei den Proben erschien und die Promenaden kreuzte, auf dem Theater den Debuts von Olympia beiwohnte; auf der Bank der Edelleute sitzend, hatte er dem Triumphe halb entzückt, halb in Verzweiflung beigewohnt.

Ehe der Vorhang aufgezogen worden, war er in ihre Loge hinaufgegangen und hatte ihr Komplimente über ihre Toilette und über ihre Schönheit gemacht.

Die Toilette von Junia war ein herrliches Kleid von weißem Damast, das sich über einem Unterkleide von Silberbrocat öffnete; es war eine gepuderte Perrücke, wie man sie zu tragen anfing, mit einem glänzenden Strauß von Federn, welche zierlich auf das rechte Ohr herabfielen.

Das nannte man am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den einfachen Anzug.

Olympia trat auf.

Als sie den Fuß auf die Bühne setzte, als sie diese Lichter, diesen Glanz, diesen Putz, diese mit Federbüschen geschmückten Frauen wiedersah, deren Köpfe, wenn sie schwankten, die Diamanten spiegeln machten, diese Männer lächelnd und voll Begehrlichkeit, diese von vornehmen Herren gefüllten Logen, die Loge endlich, wo allein

Digitized by Google

im leuchtenden Raume der junge König, die Sonne aller dieser Trabanten, glänzte, als sie das Gemurmel hörte, das ihre Schönheit erregte, als sie die Bravos hörte, welche ihr Talent hervorbrechen machte, wurde Olympia gerührt, statt sich zu begeistern wie ein Streiter im Treffen.

Woran dachte sie denn, die Frau, welche so sich selbst vergaß?

Ach! sie dachte an Bannière, an die schönen Abende von einst, die er schön durch seine Gegenwart machte; sie dachte an das Feuer, das er um sich her anfachte, an diese glühende Liebe, welche die Bretter und die Coulissen in Flammen zu setzen schien; sie dachte an die Rolle des Nero, welche er allerdings ziemlich schlecht gespielt, aber doch am Ende mit ihr gespielt hatte. Wo war Bannière? wo war die Liebe? wo war das Glück? wo war das Leben?

Ach! sie vermuthete entfernt nicht, derjenige, welcher ihre Liebe entstehen gemacht und ihr Glück mitgenommen, habe sie an der Thüre des Theaters gestoßen, er habe die Schützen geschlagen, er sei in das Fort-l'Evêque geführt und als Narr nach Charenton transportirt worden.

Oh! wenn sie das gewußt hätte, wie würde sie Alles verlassen haben! wie hätte sie diesen Saal verlassen, diese Frauen mit dem von Diamanten beladenen Kopfputz, diese von Bewunderung ergriffenen vornehmen Herren, Alles, bis auf den jungen König, den Gegenstand der Blicke aller Frauen, um nach Charenton zu gehen und mit beiden Fäusten an die Zelle zu klopfen, wo Bannière war!

Olympia wußte aber nichts; Olympia war nicht bei der Gegenwart, sondern bei der Vergangenheit, nicht bei der Wirklichkeit des Augenblicks, sondern bei der Erinnerung, und diese Erinnerung war es, was sie traurig mitten unter ihrem Triumphe machte.

Die traurige Olympia war nicht mehr einfach eine

Digitized by Google

Schönheit, es war etwas Glänzendes. Ueberdies gab die Rolle von Olympia Anlaß zur Melancholie, etwas Seltenes bei Racine, etwas Seltenes im Jahrhundert Ludwig XIV.; die Erscheinung von Junia ist nicht naiv, sie ist träumerisch: es ist eher ein Schatten, als eine Frau.

Eine Folge dieser Traurigkeit von Olympia war, daß sie bewunderungswürdig schön, allen denjenigen, welche sie sahen, schien. Sie dünkte dem König schön, und er neigte sich zurück und fragte nach ihrem Namen.

König Ludwig XV. hatte weder vor seiner Heirath, noch seit derselben die Blicke auf eine andere Frau als die seinige geworfen. Er pflegte bekanntlich, wenn man mit ihm von irgend einer berühmten Schönheit sprach, zu fragen: „Ist sie so schön als die Königin?"

Was die Herren vom Oeil-de-Boeuf lächeln gemacht hätte, während sie weniger Höflinge gewesen; denn es fehlte viel, daß die Königin eine Schönheit war.

Und war es den Höflingen gelungen, auf diese berühmte Schönheit die Blicke Seiner Majestät zu lenken, so verzog der König verächtlich die Lippen, schüttelte den Kopf und sagte: „Die Königin ist schöner."

Eine große Anzahl schon unter den Führern festgestellter Intriguen war auf diese Art gescheitert.

Gewohnt, auf die Scandale der Regentschaft zu speculiren, fingen die jungen Höflinge an über die Beständigkeit von Ludwig XV. ungeduldig zu werden.

Gewohnt, aus den schwermüthigen Launen von Ludwig XIV. Nutzen zu ziehen, lauerten die alten Herren auf den Augenblick, wo sein Enkel in seinen Adern das stürmische Blut der Bourbons von der älteren Linie erwachen fühlen würde.

Denn es fand, wie man weiß, ein großer Unterschied zwischen dem Blute der älteren Linie und dem der jüngeren Linie statt. Dieser Unterschied, der sich zwischen dem König und Monsieur fühlbar zu machen

Digitized by Google

angefangen hatte, bestand fort zwischen Ludwig XV., dem zukünftigen Liebhaber von Frau von Chateauroux, Frau von Pompadour und Madame Dubarry, und Monsieur Louis von Orleans, welcher im Palais-Royal ein Auto da Fe mit den Bildern von Carracci und Albano machte, deren Anblick seine devoten Augen nicht ertragen konnten.

Ludwig XV., der Gegenstand von so vielen Speculationen, schaute übrigens Olympia an, ohne daß ihn sein Geist zur Königin durch Vergleichung zurückführte, und ohne daß die Vergleichung der mit dieser so sehr geliebten Königin in Parallele gestellten Frau ungünstig war.

Nachdem er lange Olympia angeschaut, neigte sich der König also, wie gesagt, zurück und fragte nach dem Namen dieser reizenden Schauspielerin.

Derjenige, welcher sie dem König antwortend nannte, war der Kapitän-Lieutenant der Chevauxlegers der Garde Seiner Majestät.

Ludwig XV. liebte diesen Herrn sehr und hatte denselben genug Herrschaft über ihn gewinnen lassen, daß man in diesem Günstling einen Stern ähnlich dem begrüßte, welcher hundert Jahre früher unter den Namen Chalais und Cinq-Mars geglänzt hatte.

Der Kapitän war ein heiterer, in seinem Wesen sehr offener Mann, der mehr darnach trachtete, der Freund des Königs, als sein Günstling zu sein.

Sehr vertraut mit dem König, war der Kapitän erstaunt über den Reiz, den Ludwig in diesem Augenblick am Theater fand.

Olympia spielte so anmuthig, daß sie aus dem König den aufmerksamsten Zuschauer machte. Diese außer allen Zweifel gesetzte Aufmerksamkeit ging natürlich von der königlichen Loge in die andern Logen über.

Als der letzte Vers von Junia gesprochen war, dieser letzte Vers, den Bannière, an welchen, Junia

Digitized by Google

ausgenommen, Niemand dachte, durchaus hatte hören wollen, neigte sich der Kapitän auch gegen den König und sprach zu ihm:

„Wahrhaftig, Sire, es würde mir leid thun, wäre ich einer andern Ansicht, als Eure Majestät; dennoch wage ich zu sagen, daß es auf der Welt keine reizendere Person gibt, als diese Olympia."

„Sie täuschen sich, Herzog," erwiederte der König sehr befangen, „die Königin ist schöner."

Der Kapitän verbeugte sich mit einem Lächeln, welches besagen wollte:

„Sire, wir wissen das, die Königin ist schöner, als alle Frauen, doch nach der Königin kommt Olympia."

Und er schritt beim Abgang des Königs voran.

Doch während er an Mailly, der mit andern Edelleuten am Wege Seiner Majestät das Spalier bildete, vorbeistreifte, sagte er ihm ins Ohr:

„Ei! Mailly, Du bist nicht unglücklich, der König ist für Deine Geliebte eingenommen."

Und er ging mit dem König, welcher Herrn von Mailly freundlichst grüßte, weiter.

Dieses Wort konnte nur leicht sein, doch der Graf nahm es nicht so.

Er wie die Andern und besonders mehr als die Andern, der arme Verliebte, hatte die tiefe Aufmerksamkeit des Königs wahrgenommen und die ganz strahlende Schönheit von Olympia hatte ihn noch mehr nachdenken gemacht, als sie den König ergriffen.

Es gibt Schläge, bei denen ein Eifersüchtiger begreift, daß es unmöglich ist, sie zu parriren, und würde er selbst von der Liebe der edelsten Frau begünstigt.

Ein König von Frankreich, zum Beispiel, steht so außer andern Menschen, daß man die Liebe eines Königs von Frankreich nicht verachtet. Keine Französin hätte dies im Jahre 1726 zu thun gewagt.

Digitized by Google

Und Herr von Mailly befürchtete, Olympia wäre in dieſem Punkte nur zu ſehr Franzöſin.

Das Wort des Kapitäns, ſtatt den Grafen zu erfreuen, wie der Günſtling, der Mailly nach ſich ſelbſt beurtheilte, gedacht hatte, öffnete daher Mailly düſtere Horizonte. Er bildete ſich ein, der König habe einen Willen geäußert.

Sein Entſchluß war alsbald gefaßt. Da er, in die Tiefe ſeines Herzens hinabſteigend, wahrnahm, daß er dieſe Frau leidenſchaftlich liebte, da er wußte, nicht Einer von ſeinen Freunden würde ihn wegen ihres Verluſtes beklagen, Alle würden ſich im Gegentheil beeifern, dem König ſie ihm nehmen zu helfen, ſo beſchloß er, die arme Olympia abzuſchließen.

Nach dem Schauſpiel kehrte er deshalb auf das Theater ganz betrübt über das Wort, das ihm der Kapitän geſagt, und über den freundlichen Gruß, den der König an ihn gerichtet, zurück.

Olympia legte ihr Theatercoſtume vollends ab. Sie war immer traurig. Mailly war immer düſter.

XLVII.

Herr von Mailly ſchlägt einen falſchen Weg ein.

Statt dieſe Schwermuth zu bemerken und der wahren Urſache davon nachzuforſchen, indem er ſie in dem Kreiſe neuer oder alter Ideen, welche gewöhnlich die Frauen quälen, geſucht hätte, ließ ſich Herr von Mailly, wie alle Elferſüchtige, von den Gedanken, die ihn befangen hielten, hinreißen.

Digitized by Google

Er nahm eine freundliche Miene an, näherte sich ihr lächelnd und sagte:

„Meine liebe Olympia, Sie haben heute einen ungeheuren Succeß gehabt.“

„Sie glauben?“ versetzte Olympia, ihre Schminke abwischend.

„Sie haben auch zum Entzücken gespielt, liebe Schöne.“

„Ah!“ erwiederte sie nachläßig, „desto besser.“

„Wissen Sie, daß Sie von sich sprechen machen?“ fuhr Herr von Mailly fort.

„Wahrhaftig,“ sagte Olympia mit demselben Tone, „und das macht Ihnen Vergnügen?“

„Oh! nein, im Gegentheil.“

„Warum im Gegentheil?“

„Weil das nichts Angenehmes hat.“

„Wie! es hat nichts Angenehmes für Sie, daß ich Talent besitze und daß man es sagt? Das fordert eine Erklärung.“

„Die Erklärung ist leicht zu geben.“

„Sprechen Sie.“

„Wenn man zum Beispiel eifersüchtig wäre?“

„Man hätte Unrecht.“

„Man hätte vielleicht Unrecht, aber man würde darum nicht minder leiden.“

„Ja, doch Sie sind nicht eifersüchtig.“

„Ich weiß es nicht bestimmt.“

„Bah! auf was sollten Sie eifersüchtig sein?“

„Eil mein Gott! ich weiß, daß Sie mich lieben,“ erwiederte der Graf mit jenem erschrecklichen Aplomb, der immer einen völligen Mangel an Gleichgewicht bezeichnet.

Olympia wandte sich um und machte ihrem Spiegel eine Art von Miene, welche bei einer minder gut erzogenen Frau für eine Grimasse hätte gelten können.

Der Graf sah weder Olympia, noch den Spiegel, noch die Miene.

Digitized by Google

„Wie dem sein mag," fuhr er fort, „ich bin nicht völlig beruhigt."

„Und was soll ich thun, Graf?"

„Ah! meine gute Olympia, Dinge, welche Sie leider nicht thun werden."

„Oh! ich kann viele Dinge thun."

„Nein, nein, Dinge, welche zu thun Sie sich schon geweigert haben."

„Das Weib ist launenhaft."

„So darf ich die Hoffnung nicht ganz verlieren?"

„Sie werden zugeben, mein lieber Graf, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen zu antworten, ehe ich weiß, um was es sich handelt. Ist es eine Sache, oder sind es mehrere Sachen, was Sie wünschen?"

„Wenn man bei Ihnen wünscht, Olympia, ist es nicht der Mühe werth, wegen einer Kleinigkeit zu wünschen."

„Wohl, so fangen Sie an."

„Wo soll ich anfangen?"

„Bei der wichtigsten oder bei der schwierigsten Sache unter den Sachen, die Sie wünschen. Fassen Sie den Stier bei den Hörnern an."

„Gut also, meine liebe Olympia: wollen Sie mich zum glücklichsten Menschen machen?"

„Ich verlange nichts Anderes."

„Verlassen Sie das Theater."

Olympia richtete den Kopf auf.

Es war in ihrem Blicke ein zurückgehaltenes Flammen, das den Grafen schauern machte.

„Wie!" sagte sie, „Sie holen mich in Lyon mit einem Debut-Befehl ab; Sie führen mich nach Paris, um mich debutiren zu lassen; ich debutire mit dem günstigsten Erfolg, und Sie verlangen von mir, daß ich die Bühne am Abend meines Debut verlasse? Wenn ich das thäte, wäre ich toll; wenn Sie es mich thun ließen, wären Sie toll. Von der Bühne getrennt, würde ich mich langweilen und würde ich Sie langweilen; das

Digitized by Google

wäre zum Sterben für Beide. Glauben Sie mir, bestehen Sie nicht hierauf; es hieße unser Verderben herbeiführen."

Herr von Mailly wollte beharrlich bleiben.

„Meine liebe Olympia," sagte er, „Sie wissen, daß es nicht das erste Mal ist . . ."

„Ganz richtig, ich weiß, es ist nicht das erste Mal, daß Sie das von mir verlangen, und ich weiß folglich auch, daß es nicht das erste Mal ist, daß ich es Ihnen abschlage. Nun denn, ich bitte Sie, lassen Sie es das letzte Mal sein."

„Aber . . ."

„Oh! brechen wir ab; hiebei beharren, mein Herr, wäre ein Beweis, daß Sie zu wenig Achtung für mich haben."

„Ach! theure Olympia, die Gelegenheiten beim Theater sind so häufig."

„Die Gelegenheiten wozu?"

„Ei!" versetzte Herr von Mailly niedergeschmettert durch die Kaltblütigkeit, mit der Olympia diese seltsame Frage an ihn stellte, „die Gelegenheiten, geliebt zu werden und zu lieben."

„Ich nehme an, nicht in Beziehung auf mich sagen Sie das, was Sie so eben gesagt haben, Graf?" sprach Olympia.

Und sie heftete auf Herrn von Mailly den klaren, furchtbaren blauen Blick, der die Herzen durchdringt wie eine Klinge von unbiegsamem Stahl.

Er war gewöhnlich hochmüthig, und überdies hatte er an diesem Abend einen bösen Sauerteig im Herzen, der gute Graf.

Auch trieb ihn sein Unstern an.

„Meine Theuere," sagte er, „erlauben Sie mir, daß ich gegen Ihr stolzes Wesen protestire."

„Warum?"

„Weil es, zu meinem Unglück, nicht das erste Mal

Digitized by Google

wäre, daß Sie eine von diesen Gelegenheiten gefunden hätten."

„Ich glaube, Sie verlieren den Verstand, Herr Graf," sagte Olympia. „Diese Gelegenheit, ist es nicht Herr Bannière, was Sie damit meinen?"

„Ja."

„Wohl denn! diese Gelegenheit haben Sie gemacht, und ich habe sie ergriffen."

„Nun, meine Freundin, das ist ein Unglück, dem ich Sie fortan nicht ausgesetzt wissen möchte."

„Sie täuschen sich abermals, Herr Graf: Herr Bannière ist kein Unglück für mich; ich war im Gegentheil sicherlich ein Unglück für Herrn Bannière."

Der Graf sah, daß das Gespräch die Wendung eines Duells nahm.

Er hielt inne, doch es war zu spät.

Die Wunde wurde, der der Wespen ähnlich, allmälig giftig in der Haut von Olympia.

„Sie wollen mir dieses Opfer nicht bringen?" fragte der Graf.

„Nein, mein Herr!"

„Wenn ich Sie bäte, wenn ich Sie anflehen würde?"

„Das wäre unnütz."

Er seufzte.

„Ei! mein Gott," fügte er bei, „ich erkläre Ihnen, daß ich nicht die geringste Besorgniß habe: ich weiß, daß Sie die edelste der Frauen sind; aber wenn Ihre Seele edel ist, so ist Ihr Herz doch fähig, Eindrücke zu empfangen."

„Gewiß."

Dieses Wort machte Herrn von Maillý beben.

„Nun denn," sagte er, „das ist es, was ich befürchte."

„Oh! wenn das kommt," erwiederte sie, „seien Sie überzeugt, ich werde Sie davon unterrichten."

Ein neuer Schlag für den armen Liebhaber.

Digitized by Google

„Wissen Sie, meine liebe Olympia, daß das, was Sie mir da sagen, sehr redlich, aber zugleich sehr wenig angenehm ist," versetzte Herr von Mailly mit einer gewissen Affectation; „denn Sie lassen doch am Ende eine Veränderung zu?"

„Man muß Alles zulassen."

„Wie! Alles zulassen? selbst Ihre Veränderung?"

„Kennen Sie etwas Unerschütterliches?"

„Ich lasse also zu. Nun wohl! ich sage, es sei sehr ärgerlich, daß Sie mir nicht die Fähigkeit geben, meine schlimmen Chancen zu bekämpfen."

„Ich werde sie Ihnen alle geben, mein Herr," erwiederte Olympia, „außer derjenigen, welche Sie von mir verlangen."

„Also," rief Herr von Mailly lebhaft, „außer dem Theater überlassen Sie mir Alles!"

„Alles."

„Meinen Dank! ich fange an."

„Was thun Sie?"

„Ich mache einen Haufen aus Ihren Juwelen, welche Ihre Kammerfrau mitnehmen wollte."

„Was machen Sie damit?"

„Ich gebe sie meinem Lackei, und dieser trägt sie..."

„Wohin?"

„In mein kleines Haus der Grange-Batelière."

„In Ihr kleines Haus?"

„Wo Sie sich, ich bitte Sie inständig darum, einquartieren werden."

„Aber die Wohnung, die ich gemiethet?"

„Sie würde bald überströmt von der Menge der Bewunderer, die Sie sich gemacht haben, während man, um zu mir zu kommen, sich besinnen wird."

„Sie verurtheilen mich also zum Gefängniß?"

„Beinahe."

Sie schwieg einen Augenblick.

„Sie zögern?" rief der Graf.

„Ei! das Gefängniß!" versetzte Olympia.

Digitized by Google

„Sie haben gesagt: Alles.“

„Aber das Gefängniß!“

„Man wird den Käfich vergolden, meine schöne Klausnerin. Man wird danach trachten, daß die Freiheit das Gut ist, dessen Verlust Sie am wenigsten beklagen.“

„Die Freiheit!“ murmelte Olympia mit einem Seufzer.

„Man sollte glauben, sie liege Ihnen am Herzen.“

„Ob sie mir am Herzen liegt!“ rief Olympia.

„Ah! Madame, es gibt schlimme Tage und ich bin in einem solchen Tag.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß ich heute Abend Unglück habe, denn ich entdecke in Ihnen eine Kälte, die ich zu muthmaßen vielleicht nicht das Recht hatte.“

Olympia, die in eine tiefe Träumerei versunken war, schien plötzlich daraus zu erwachen.

„Streiten wir nicht,“ sagte sie, „das ermüdet mich. Sie verlangen von mir, daß ich das Theater verlasse?“

„Oh! nein, nein; ich wage es nicht.“

„Sie verlangen wenigstens von mir, daß ich die Gesellschaft verlasse, nicht wahr?“

„Ich bitte Sie nur inständig, mir in mein kleines Haus zu folgen und sich dort mit Ihren Leuten einzurichten.“

„Wohlan! das ist abgemacht,“ sprach Olympia, während sie aufstand. „Ich gehe nach dem kleinen Hause.“

„Ueberlegen Sie indessen,“ sagte der Graf.

„Ueberlegen! daß ich überlege! Sprechen Sie nicht hievon, Graf. Abgemacht, sage ich Ihnen, doch gerade unter der Bedingung, daß ich nicht überlege.“

„Ich gehe nicht tückisch gegen Sie zu Werke, Olympia. Wenn ich Sie bitte, in dem kleinen Hause zu wohnen, so geschieht es, weil ich Sie dort verbergen will.“

Digitized by Google

„Abgemacht."

„Weil ich die Menschen wählen will, die Sie dort werden empfangen können."

„Abgemacht, immer abgemacht. Graf, beliebt Ihnen, daß ich nie ausgehe? Graf, beliebt Ihnen, daß ich Niemand sehe? Reden Sie, befehlen Sie, oder vielmehr, nein, ich werde zu errathen wissen."

„Olympia, Sie entzücken mich, und Sie erschrecken mich zugleich."

„Es ist gut. Geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns gehen."

Ganz entzückt, ließ der Graf Olympia in seinen Wagen steigen, der beim Ausgange der Schauspieler wartete, und befahl, nach seinem kleinen Hause der Grange-Batelière zu fahren.

Olympia sagte kein Wort mehr; sie schaute, ohne sie zu sehen, die kostbaren Gegenstände an, von denen sie umgeben war, und die von diesem Augenblick, wie ihr Herr von Mailly sagte, ihr Eigenthum wurden; dann setzte sie sich zu Tische, um zu Nacht zu speisen, und speiste nicht, lächelte, wenn der Graf mit ihr sprach, kam aber nie dazu, daß sie lachte. Kurz, sie strengte sich an, um sich in einer gewissen Liebenswürdigkeit zu erhalten, bis Herr von Mailly von ihr Abschied genommen hatte.

Dann aber, als sie sich allein sah, sank sie in einen Lehnstuhl beim Feuer und sagte:

„Oh! wie langweile ich mich!"

Ein erschreckliches Wort, dessen Tragweite die Menschen erst begreifen, wenn es sein Ziel erreicht hat.

Herr von Mailly aber begab sich nach Hause, sehr glücklich, daß er Olympia dahin gebracht hatte, sich vom Geräusche und der Welt zu scheiden. Der Unglückliche hatte keine Ahnung von dem Todfeinde, mit dem er sie im Kampfe ließ.

„Oh!" sagte er, „die Schlacht ist heftig gewesen, doch der Sieg ist mein, ich habe sie dort unter der

Digitized by Google

Hand. Der König wird sie nur noch im Theater sehen, und wenn er sie im Theater zu viel sieht, so werde ich sie wohl verhindern, zu spielen; meine Freunde von der Kammer werden mich hiebei unterstützen."

Der unglückliche Herr von Mailly, er war bis an die Kniee in das Geleise der Liebe getreten, wo sich Bannière bis zu drei Vierteln ertränkt hatte.

XLVIII.

Herr von Richelieu.

Am Abend der berühmten Vorstellung, während welcher der König so aufmerksam in der Person von Olympia der Rolle von Junia gefolgt war, ging ein Ereigniß in Erfüllung, durch das der junge Monarch beinahe den schönsten Effect seines Eintritts in die Comédie-Française verfehlt hätte.

Dieses Ereigniß war eine Neuigkeit, welche wie eine platzende Bombe in den Saal fiel, und diese Neuigkeit lautete:

„Herr von Richelieu ist von Wien angekommen."

Gegen sechs Uhr Abends fuhr wirklich ein schwer beladener Wagen, gezogen von vier kräftigen Pferden, welche den Galopp als ihren gewöhnlichen Gang angenommen zu haben schienen, durch die Barrière de la Villette und den Faubourg Saint-Denis hinab, folgte sodann den Boulevards, schlug den Weg durch die Rue de Richelieu ein und gelangte in den Hof eines großen Hotels, das in der Rue Croix-des-Petits-Champs, zwischen Hof und Garten, lag.

Digitized by Google

Beim Geräusche dieses Wagens liefen mehrere Bedienten mit Lichtern in der Faust herbei. Von der Freitreppe stürzten andere an den Fußtritt, öffneten den Kutschenschlag, und man sah behende aus diesem Schlage einen in einen Marderpelz gehüllten jungen Mann steigen, der, während er mit der Hand sein ganzes ihm entgegengelaufenes Hausgesinde begrüßte, dem Lackei, welcher mit ihm ankam und zuerst vom Bock gestiegen war, zurief:

„Raffé, ich bin durchaus nur für die Bewußte zu Hause. Ich betraue Sie mit der Bewachung meiner Person."

Wonach er unter das Vestibule trat und im Innern der Gemächer verschwand, die man zum Voraus geheizt hatte, eine Vorsicht, welche bewies, daß der Reisende erwartet wurde.

Dieser Reisende, man hat ihn an dem, was wir gesagt, erkannt, war der Herr Herzog von Richelieu, welcher in den ersten Tagen des November von seinem Gesandtschaftsposten in Wien zurückkam.

Es heißt nicht den gelehrtesten Leser, den Leser, der am meisten gewohnt ist, in den Chroniken des achtzehnten Jahrhunderts die Hofintriguen zu verfolgen, beleidigen; es heißt nicht einmal ein weltschweifiger Erzähler sein, wenn wir mit ein paar Zeilen das Potrait des Herzogs von Richelieu von damals, so wie mehrere von den Poträts entwerfen, welche ihn im Jahre 1728 dergestalt umgeben, daß sie nichts Anderes, als der Rahmen des seinigen zu sein scheinen.

Der Herzog von Richelieu war damals vier und dreißig Jahre alt; er war der schönste Mann Frankreichs, wie Ludwig der XV. mit achtzehn Jahren sein schönster Jüngling. Der Herzog war berühmt durch seine Abenteuer mit der Tochter des Regenten, Fräulein von Charolais, Frau von Gacé, Frau von Villars u. s. w. u. s. w., berühmt durch seine dreimalige Einsperrung in die Bastille, berühmt durch seine Tollheiten.

Digitized by Google

Er war ein berühmter Gesandter geworden, und man hatte ihn nach Wien zu Kaiser Karl VI. geschickt, um diesen Monarchen von seinem Bündnisse mit der Königin von Spanien zu trennen, welche mit der Prätension umging, die Krone von Frankreich an ihr Haus, im Falle des Todes von Ludwig XV., übergehen zu lassen.

Diese Unterhandlung war nicht leicht. Kaiser Karl war ein Mann voll von einer Energie, die er bis zur Rauheit trieb, voll von einer Umsicht, die er bis zu einem schroffen, zurückstoßenden Wesen trieb.

Ueberdies war der österreichische Hof ein furchtbarer Aufenthalt für einen an die Genüsse von Paris gewöhnten Menschen, und die Politik dieses Hofes eine herbe Lehre für einen an die Frivolitäten des Oeil-de-Boeuf gewöhnten jungen Mann.

Wien besaß in den Augen von ganz Europa zwei Superioritäten, die ihm Niemand streitig machte: Generale, welche beinahe immer die französischen geschlagen, und Diplomaten, welche beinahe immer die französischen getäuscht hatten.

Der Herzog von Richelieu, der zu Allem fähig, selbst zum Guten, wie von ihm der Regent, dieser andere Mann von Geist und Politik sagte, dessen wahren Werth man erst erkannte, als ihm der Herr Herzog von Bourbon nachgefolgt war, — der Herzog von Richelieu zog sich mit Ehren aus dieser Unterhandlung, und kam, wie wir erwähnt, von Wien am Anfange des Jahres 1728 zurück.

Allerdings war er durch die Geliebte des Prinzen Eugen sehr bei dieser diplomatischen Intrigue unterstützt worden; eine neue Ariadne, hatte sie ihm den Faden des Labyrinths von Schönbrunn in die Hände gegeben.

Man begreift, wenn man auch nur ein wenig in die galante Chronik jener Zeit eingeweiht ist, daß, sobald sich die Nachricht von dieser Rückkehr verbreitete, ganz Paris dem Angekommenen Besuch machte. Der

Digitized by Google

Herzog bemerkte also, daß, wenn man ihn zwei Jahre vergessen, die schlechtesten Gedächtnisse nur aufgefrischt zu werden verlangten.

Er war, wie wir am Anfange dieses Kapitels erzählt, in seinem Hotel abgestiegen und hatte seinen Leuten eingeschärft, Niemand zu ihm gelangen zu lassen; das Verbot war auch militärisch beobachtet worden. Herr von Richelieu gehörte bekanntlich zu den am besten bedienten hohen Herren des Königreichs.

Man sah auch den Verdruß auf allen Gesichtern der Neugierigen oder der Dienstefrigen, welche sich beeilt hatten, an den großen Thüren auf der Straße, oder an den Geheimthüren im Gäßchen anzuklopfen.

Hinter einer von diesen Thüren, das Ohr an das Schloß gedrückt, das Auge auf die in der Mauer angebrachten Spalten, bei den Angeln, gerichtet, wartete an diesem Tag der vertraute Lackei von Herrn von Richelieu und lauschte auf alle Geräusche, die auf der Straße hörbar wurden.

Nachdem er ungefähr eine Stunde gewartet hatte, hielt ein Fiacre unfern von dieser Mauer an. Eine Frau, welche weder ihre Gestalt, noch ihr Gesicht sehen ließ, stieg aus, und an ihrem Gange, an der sonderbaren Art, wie sie den Kutscher wegschickte, erkannte in ihr der Lackei die Person, die man ihm bezeichnet hatte.

Der Schnee fiel, es war Abend geworden. Keine Seele irrte mehr im Quartier umher.

Der Lackei öffnete die Thüre, die er bewachte, ehe man angeklopft hatte, und durch diese offene Thüre schlüpfte die junge Frau, und sie nahm ihren Lauf durch den Garten, wie eine Person, welche sich selbst im Hause zu leiten gewohnt ist.

Am Ende des Hofes fiel sie in die Arme des Herzogs, der sie in dem nach dem Garten gehenden Erdgeschoß erwartete; er küßte sie zärtlich und rief:

„Ah! meine schöne Prinzessin! Sie erwartete ich

Digitized by Google

mit so großer Ungeduld, und ich hoffte nicht mehr, Sie zu sehen."

Prinzessin in der That, da diese Frau, welche den Herzog küssend lachte und freundschaftlich mit ihren kleinen Händen in die Hände von Richelieu schlug, Fräulein von Charolais hieß und folglich nicht nur Prinzessin, sondern Prinzessin von Geblüt war.

Der Herzog führte sie in ein kostbar meublirtes, nach der Temperatur eines schönen Frühlingstags geheiztes Zimmer, das von Blumen und grünen Tapeten umschlossen war, auf denen Schäfer und Schäferinnen in Menge Muthwillen trieben.

Eine beim Kamin servirte Tafel, zwei bequeme Lehnstühle, ein Tisch beladen mit Porzellan, ein noch seltener Luxus in jener Zeit, wo der Pompadour-Geschmack unsere Gesellschaft noch nicht durchdrungen hatte, und der gemilderte Glanz der Kerzen flößten ein Gefühl des Wohlbehagens ein, das die Freude, welche die Prinzessin geoffenbart, noch ergußreicher machte.

„Nun!" sagte sie, „vor dem Abendbrod lassen Sie mich Sie anschauen."

Und sie stellte sich gerade vor Richelieu.

„Mich! Prinzessin, und warum?"

„Damit ich Sie wiedererkenne."

„Oh! Prinzessin, Ihr Gedächtniß ist weniger gut, als das meinige, wie es scheint."

„Und warum dies?"

„Weil ich Sie mit dem ersten Blicke erkannt habe."

„Ich bin also nicht zu häßlich geworden?"

„Sie sind immer die Schönste der Prinzessinnen, welche geboren sind und noch geboren werden sollen."

„Aber Sie, warum fragen Sie mich nicht, wie ich Sie finde?"

„Oh! das ist unnütz."

„Bah! warum?"

„Ich zähle nicht mehr, ich bin ein Oesterreicher, ein Barbar, ich habe die Gewohnheit angenommen, von

Digitized by Google

den Deutſchen angeſchaut zu werden; laſſen Sie mich alſo die Miene ablegen, die ich habe, Prinzeſſin, das iſt für mich die Sache von acht Tagen, und wenn ich wieder nicht nur Franzoſe, ſondern Pariſer geworden bin, dann werde ich mich zwiſchen Sie und Ihren Spiegel ſtellen."

„Sie finden ſich alſo verändert?"

„Ungeheuer."

„Sie ſind ehrgeizig geworden."

„Das iſt wahr, Prinzeſſin."

„Man ſagte es mir, doch ich glaubte es nicht."

„Es iſt indeſſen die ſtrenge Wahrheit."

„Laſſen Sie uns zu Nacht ſpeiſen; wollen Sie? Sie haben mich ſchon gelehrt, wie die Liebe in das Herz der Frauen kommt; während des Abendbrods werden Sie mich lehren, wie der Ehrgeiz in das der Männer kommt."

Die Prinzeſſin ſetzte ſich zu Tiſche.

„Wiſſen Sie, daß ich ſeit zwei Jahren Appetit gewonnen habe?" ſagte ſie.

„Nach was?"

„Ach!"

„Das iſt ein ſchwerer Seufzer."

„Was ſchreiben Sie ihn zu?"

„Was ſchreibt man die Seufzer der Frauen zu?"

„Der Liebe, wollen Sie ſagen."

„Gewiß."

„Nun! Sie täuſchen ſich, mein lieber Herzog; ich bin nicht verliebt."

„Sie ſagen das wie Jemand, der es noch ſein oder es werden möchte."

„Nein, bei meiner Treue."

„Wahrhaftig?"

„Sie werden mir glauben, wenn Sie wollen, doch in Ihrer Abweſenheit habe ich der Liebe Lebewohl geſagt."

Der Herzog ſchlug ein Gelächter auf.

Digitized by Google

„Sie schmeicheln mir," sagte sie, „doch Sie machen nicht, daß das, was nicht mehr ist, ist, und daß die Hingeschiedenen nicht todt sind."

„Oh! Prinzessin, Sie glauben also nicht an die Geister?"

„Wozu soll ich daran glauben, da die Geister Schatten sind?"

„Prinzessin, es gibt Geister, welche von weiter her, als von der andern Welt kommen, von Oesterreich zum Beispiel.

„Ich zweifle nie, wenn Sie versichern, Herzog; doch das ändert nichts an meinen Entschlüssen. Ich werde nicht mehr lieben, Armand."

„Und wer ist der Unglückliche, der vom Himmel und von der Erde verlassene Mann, der Ihnen eine solche Reue hat einflößen können?"

„Der Mann? Gibt es Männer in Frankreich, seitdem Sie abgereist sind?"

„Ich danke, Prinzessin."

„Nein, bei meinem Ehrenwort, ich denke das."

„Sie werden mir aber wohl sagen, woher diese Abneigung kommt, denn die ächten Liebenden sind wie die ächten Spieler: nach dem Vergnügen, zu gewinnen, gibt es noch das Vergnügen, zu verlieren."

„Herzog, es gibt hier weder mehr Schmerz, noch Vergnügen."

„Ah! und ich komme zurück, weil ich mich dort zu sehr langweilte! ich verrichte Wunder von Diplomatie, um das Recht zu haben, nach Frankreich zurückzukehren! und Sie sagen mir solche Dinge: man langweilt sich hier, in Versailles! Und der König?"

Fräulein von Charolais erröthete beinahe.

„Wie! der König? was wollen Sie damit sagen?"

„Ich, nichts; ich wollte Sie nur fragen, wie er sich befinde."

„Sehr wohl," antwortete Fräulein von Charolais.

„Dieses sehr wohl befriedigt mich nicht."

Digitized by Google

„Wie brauchen Sie es, Herzog?“

„Ich möchte es gern heiter oder traurig haben: heiter, wäre es von einer glücklichen Frau, traurig, wäre es von einer eifersüchtigen Frau. Wählen Sie, Prinzessin.

„Eifersüchtig, ich! eifersüchtig auf den König! aus welchem Anlaß sagen Sie mir solche Tollheiten, Herzog?“

„Ei! ich hoffe nicht, daß er Ihnen Grund gibt, die Eine oder die Andere zu sein.“

„Glücklich oder eifersüchtig durch den König, ich?“

„Prinzessin, bei meinem Ehrenwort, man sollte glauben, ich spreche Hebräisch.“

„Wahr ist es, daß Sie sich nicht mehr verständlich machen, mein lieber Herzog. Sie haben also seit zwei Jahren keine Nachrichten mehr aus Frankreich erhalten? Ich bildete mir ein, die Gesandten haben eine Correspondenz und sogar zwei Correspondenzen: die öffentliche Correspondenz und die geheime Correspondenz, die politische Correspondenz und die Liebescorrespondenz.“

„Prinzessin, ich hatte keine zwei Correspondenzen.“

„Nein, Sie hatten hundert.“

„Es ist wahr, es hat mir alle Welt geschrieben, Sie ausgenommen.“

„Dann hat man Ihnen gesagt, daß der König...“

„Daß der König schön ist, ja.“

„Und daß er vernünftig ist?“

„Man hat mir auch dies gesagt; da ich aber weiß, daß Herr von Fréjus meine Briefe aufbrechen ließ, so glaubte ich nicht ein Wort hievon.“

„Sie haben Unrecht gehabt.“

„Der König ist vernünftig?“

„Ja.“

„Das ist undenkbar. Ah! gut, ich begreife,“ sagte Herr von Richelieu.

Und er lachte auf das Herzlichste.

Digitized by Google

„Was begreifen Sie?“ fragte Fräulein von Charolais.“

„Bei Gott! Sie wollen sich nicht selbst denunciren, und Sie warten, bis ich mit Beweisen komme.“

„Kommen Sie.“

„Nehmen Sie sich in Acht!“

„Mein lieber Herzog, der König hat mich seit zwei Jahren nicht einmal angeschaut.“

„Beschwören Sie das ein wenig.“

„Bei unserer alten Liebe, Herzog?“

„Oh! ich glaube Ihnen, denn Sie haben mich beinahe eben so sehr geliebt, als ich Sie liebte.“

„Das war die gute Zeit.“

„Ach! wie Sie vorhin sagten, wir waren damals jung.“

„Eil wir betrüben uns, Herzog, und Sie betrüben mich besonders. Sie machen mich alt.“

„Ich denke an Eines, liebe Prinzessin. Wenn der König keine Geliebte hat, muß der Hof in einer schrecklichen Unordnung sein.“

„Mein Freund, das ist ganz einfach das Chaos.“

„Offenbar. Denn wenn der König keine Geliebte hat, so regiert Fleury Frankreich, und Frankreich ist ein Seminar.“

„Herzog, es gibt Seminarien, welche leichtfertige Orte im Vergleiche mit Frankreich sind.“

„Natürlich, ist der König vernünftig, so will alle Welt vernünftig sein.“

„Herzog, das ist Schauder erregend.“

„Es entspringt daraus bei Hofe eine Ueberfülle von Tugend, welche in die Straßen austreten und das Volk überschwemmen muß. Und die Königin?“

„Die Königin, das ist nicht Tugend, das ist Wildheit.“

„Mein Gott! wetten wir, daß sie dabei Politik treibt, die arme Frau.“

„Sie haben es gesagt.“

Digitized by Google

„Gütiger Himmel, mit wem?“

„Mit wem soll sie das treiben? Nicht mit dem König, ohne Zweifel.“

„Warum?“

„Eil mein Lieber, sie ist so tugendhaft, daß sie bange hat, sich ihren Gemahl zum Geliebten zu geben.“

„Bah! beräth man sie?“

„Ja.“

„Dann hat sie einen Lehrer in der Politik genommen?“

„Das heißt, sie hat denjenigen behalten, welchen sie hatte, denjenigen, welcher sie zur Königin von Frankreich gemacht hat. Es gibt nichts Dankbareres als die Polen, und besonders als die Polinnen.“

„Das ist nicht wie bei den Französinnen, nicht wahr, Prinzessin?“

„Oh! nein.“

„So conspirirt sie also mit Herrn von Bourbon?“

„Ganz richtig.“

„Der immer einäugig ist.“

„Mein Gott! ja.“

„Der buckelig ist.“

„Seine Leibesgestalt dreht sich allerdings. Ich weiß nicht, ob dies von der Last der Geschäfte herrührt.“

„Seht doch, diese duckmäuserische Prie sagte mir nicht ein Wort von der ganzen Sache!“

„Ah! gut, die Prie schrieb Ihnen nach Wien?“

„Gewiß.“

„Dann weiß ich nicht, warum Sie mich befragen, Herzog.“

„Ei! um zu erfahren.“

„Bleibt, wenn die Prie irgendwo gewesen ist, noch etwas mitzutheilen?“

„Nun, meine liebe Prinzessin, Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen . . .“

„Ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich Ihnen nicht glaube.“

Digitized by Google

„Ich schwöre . . .“

„Ein Schwur! das wird noch schlimmer sein.“

„Ich schwöre Ihnen, daß die Marquise so gleichgültig gegen mich ist, als der König gegen Sie.“

Fräulein von Charolais zuckte die Achseln und lachte.

„Weil Sie von Wien kommen, glauben Sie, ich komme von Lappland?“ sagte sie.

„Fahren Sie fort, liebe Freundin,“ versetzte der Herzog, da er sah, daß es völlig unnütz war, die Ungläubigkeit der Prinzessin zu bekämpfen.

„Bei was soll ich fortfahren?“

„Bei dem, was Sie angefangen haben. Sie sagen also, die Königin conspirire mit dem Herrn Herzog von Bourbon? Und warum will sie Fleury stürzen?“

„Weil Fleury ein alter Knauser ist, der es ihr an Geld fehlen läßt. Ah! was das Geld betrifft, Sie, der Sie der Freund der Prie sind, sagen Sie ihr doch, sie habe einen abscheulichen Geschmack bei ihrer Protégée gehabt.“

„Ah! Prinzessin, diese arme Königin, beklagen Sie sie: sie ist mehr zu beklagen, als zu tadeln.“

„Ich beklage Sie mehr, als Sie es selbst thun: ich beklage Sie besonders, daß sie zur Königin von Frankreich durch diese intrigante Marquise ernannt worden ist.“

„Wahrhaftig, Prinzessin, Sie setzen mich in Erstaunen, wenn Sie mir sagen, Sie haben sich seit zwei Jahren gelangweilt. Wenn man haßt, wie Sie hassen, belustigt man sich immer mehr oder weniger. Schonen Sie diese Marquise, und wäre es nur um des Herrn Herzogs willen.“

„Nein, nein, ich finde das Benehmen dieser dummen Person schändlich: sie macht zur Königin die Königin.“

„Das war ihr Recht, da man sie damit beauftragt hatte.“

„Ja! doch war es auch ihr Recht, der armen Prin-

Digitized by Google

„Nun! warum erregt ſie nicht den Haß des Königs gegen ihn?“

„Ei! Herzog, ſtellen Sie ſich doch im Gegentheil vor, Herr von Fréjus will, daß der König ihr gehäſſig werde. Das iſt ſchauderhaft.“

„Das Gräuel wird kommen, hüten wir uns, daran zu zweifeln. Man tadelt und ſchmäht wohl alſo von oben nach unten?“

„Ueberall.“

„Es gibt Fréjusianer und Bourbonianer?“

„Schlachtordnung!“

„Die Lage iſt alſo folgende: den König durch irgend ein Verfahren beherrſchen. Herr von Bourbon ſucht ſich in der Gunſt der Königin zu behaupten?“

„Es wird ihm nicht gelingen.“

„Feiner als Herr von Bourbon, iſt Herr von Fréjus ohne Zweifel darauf bedacht, einen neuen Stern am Himmel aufgehen zu machen?“

„Was ſagten Sie denn, Sie ſeien nicht unterrichtet? Bei Gott! welche Diplomatie!“

„Liebe Prinzeſſin, ich habe mich entſchieden nie über Herrn von Bourbon getäuſcht, wenn ich dachte, er ſei ein Dummkopf.“

„Oh! der König iſt beſtändig, Herzog.“

„Nun fangen Sie wieder an, Prinzeſſin. Oh! laſſen Sie mich nicht ſo zweifeln.“

„An wem und an was?“

„An Ihnen und an der Schönheit.“

„Was habe ich hiebei zu thun, Herzog?“

„Prinzeſſin, Herr von Bourbon ſucht, Herr von Fréjus ſucht, ich, ich komme von Wien an, und ohne zu ſuchen, habe ich gefunden.“

„Was gefunden?“

„Das Verfahren. Der König muß Sie lieben, Prinzeſſin, und Ihre hohe Weisheit muß ihn berathen.“

„Oh! Herzog.“

„Sind unter allen Frauen, welche Seine Majeſtät

Digitized by Google

umgeben, Sie nicht am meiſten fähig, dem König jenes Gefühl zärtlicher Beherrſchung einzuflößen?"

„Seien Sie offenherzig, Sie ſpotten nicht?"

„Ich! Oh! Gott behüte mich!"

„Man hat Ihnen nichts dorthin geſchrieben?"

„Ueber was?"

„Nichts ſeit Ihrer Rückkehr geſagt?"

„Ueber wen?"

„Ueber mich."

„Nein," erwiederte der Herzog mit einer naiven Miene.

„Wohl, Herzog, derſelbe Gedanke iſt mir gekommen."

„Wahrhaftig! und warum haben Sie ihn aufgegeben?

„Ich habe ihn nicht aufgegeben, im Gegegentheil."

„Wie! Sie haben ihn in Ausführung gebracht?"

„Und ich bin geſcheitert."

„Geſcheitert, Sie! Das iſt unmöglich!"

„Es iſt aber, wie ich Ihnen zu meinem Schmerz ſage, mein lieber Herzog, und ich ſage Ihnen dies, weil ich lieber will, daß Sie es von mir erfahren, als von einem Andern. . . . Meine Niederlage rührt vielleicht von einem Umſtand her."

„Sprechen Sie."

„Ich war in den König verliebt."

„Sie, Prinzeſſin? Oh! welcher Fehler!"

„Mein Gott! ja, und das hat mir meine Mittel benommen."

„Ich begreife; Sie haben ſich in eine Ecke geſtellt, Sie haben Seufzer ausgeſtoßen, in Erwartung, daß er Sie anſchaue, und . . . und er hat Sie nicht angeſchaut."

„Ich bin nicht hiebei ſtehen geblieben. Ich habe ein ziemlich hübſches Gedicht gemacht. Ich habe es mit meiner ſchönſten Schrift geſchrieben, die der König beinahe ſo gut kennt, als Sie, und ich habe es ihm in die Taſche geſchoben."

Digitized by Google

zessin ihren Brautschmuck zu bringen, ihr ihr Strümpfe, ihre Hemden und ihre Unterröcke vorzuzählen, wie es eine Weißkrämerin einer Braut in der Provinz gethan hätte?"

„Hören Sie, Prinzessin, die Marquise war Stieftochter von Leblanc."

„Ah! diese Güte söhnt mich mit Ihnen aus, und ich komme auf Herrn von Fréjus zurück*)."

„Nämlich auf unsern Knauser."

„Dieser, da er weiß, daß die Königin kein Geld hat, läßt Orri, den Generalcontroleur, zu sich kommen, welcher bevollmächtigt ist, ein Anlehen im Namen der armen Maria Leczinska zu unterhandeln; Orri stellt Herr von Fréjus vor, die Königin sei nicht im Stande, ihren Rang zu behaupten. Fleury gesteht, es sei wahr, bekommt Mitleid mit dem Generalcontroleur und zieht aus seiner Cassette, denn er hat eine Cassette wie Harpagon . . ."

„Und zieht was?"

„Errathen Sie."

„Ei! Sie sagen wie Harpagon."

„Herzog, verhüllen Sie Ihr Gesicht: er zieht hundert Louis d'or heraus! Wir werden von einem Menschen regiert, der einer Königin hundert Louis d'or gibt! Sie waren in Wien Gesandter dieses Menschen."

„Wenn ich diesen Zug gewußt hätte, ich schwöre Ihnen, Prinzessin, ich wäre nicht vier und zwanzig Stunden geblieben. Was mußte er sagen, als er erfuhr, ich habe bei meinem Einzug die Pferde von meinem Gefolge mit Silber und die meinigen mit Gold beschlagen lassen."

„Ja, und Sie haben es so eingerichtet, daß alle den

---

*) Fleury war Bischof von Fréjus; dadurch erklärt es sich, warum die redenden Personen abwechselnd Fleury und Herr von Fréjus sagen. D. Uebers.

Digitized by Google

Beſchlag verloren hatten, als Sie in Ihrem Hotel ankamen."

„Kommen wir auf Herrn von Fréjus zurück. Sie haben keinen Begriff, wie ſehr mich das, was Sie mir ſagen, intereſſirt."

„Er zog alſo aus ſeiner Caſſette hundert Louis d'or für die Königin. Orri wurde roth wie ein Dompfaff und führte dem Miniſter zu Gemüthe, Ihre Majeſtät brauche Geld."

„Fleury ſtieß einen Seufzer aus.

„Wenn ſie wirklich Geld nöthig hat," ſagte er, „ſo laſſen wir uns zur Ader."

„Und er fügte fünfzig Louis d'or bei."

„Oh! das iſt nicht möglich!" rief Richelieu; „Sie ſchmücken die Sache aus."

„Sagen Sie, es ſei nicht wahrſcheinlich, und ich bin Ihrer Anſicht. Doch ich bitte, warten Sie das Ende ab."

„Das hat noch ein anderes Ende, als dieſes?"

„Orri, nachdem er erröthet war, fing an zu erbleichen. Als dies Herr von Fréjus ſah, vermuthete er, er werde ſich abermals beklagen.

„„Gut, es ſei," ſprach der Miniſter, „„ich füge noch fünf und zwanzig Louis d'or bei, doch ſie ſoll in einem Monat nichts mehr verlangen."" Wonach Harpagon ſeine Caſſette ſchloß."

„Hundert fünf und ſiebenzig Louis d'or!"

„Fünf und zwanzig Louis d'or weniger, als ich Ihrem Lackei gab, als er mir am Neujahrstag ein Billet von Ihnen brachte."

Richelieu verbeugte ſich höflich.

„Prinzeſſin," ſagte er, „ich geſtehe, es ſind in meiner Abweſenheit Dinge von der andern Welt hier vorgefallen. Die Königin iſt alſo wüthend gegen Herrn von Fréjus?"

„Ganz wüthend!"

Digitized by Google

zessin stieg in den Wagen. Richelieu wartete, bis sie verschwunden war, und kehrte in seine Gemächer zurück.

Sein Lackei übergab ihm eine Liste von sieben und zwanzig Frauen, die er der Prinzessin wegen abgewiesen hatte.

Richelieu seufzte.

„Bah!“ sagte er, „noch ein Tag der Diplomatie geopfert! Ich werde morgen Cardinals-Gedanken haben.“

Und er entschlief. Es schlug Mitternacht.

XLIX.

Frau von Prie.

Richelieu entschlief, während er an alle diese Frauen dachte und sich fragte, welche liebreich genug wäre, um ihm beim König in der Politik den Einfluß zu geben, dessen er bedurfte, nun, da er ehrgeizig geworden.

Dergleichen Gedanken können, wenn nicht einem Diplomaten von ein und dreißig Jahren den Schlaf rauben, doch wenigstens ihm sehr angenehme Träume schicken. Gegen ein Uhr Morgens und als der Herzog, nachdem er eine Menge goldener Ideen in seinem Kopfe umhergewälzt hatte, diese Ideen allmälig sich entfärben und vermengen fühlte, bildete er sich ein, er sei entschlummert, und da er entschlummert sei, träume er.

Und in seinem Traume hörte er etwas wie das Geräusch von beharrlichen Stimmen vor dem Fenster seines Gartens, in dessen Erdgeschoß er hatte schlafen wollen, — eine Mannsstimme und eine Frauenstimme, welche stritten.

Digitized by Google

Und es schien dem Herzog, diese Frauenstimme sei ihm nicht unbekannt, und jeder von ihren Klängen bringe ihm etwas wie eine höchst reizende Erinnerung.

Da überließ sich der Herzog diesem täuschenden Traume, den er verfolgen wollte... Ist es Ihnen nicht schon begegnet, meine Leserin, wenn Sie einen von den reizenden Träumen machten, wie Sie solche machen, daß Sie, selbst während Ihres Schlafes, diesem Traume alle Ausdehnung, die er haben konnte, geben wollten?

Der Wille ist eine so schöne und so mächtige Sache! Selbst im Schlafe bringt er zuweilen solche Wirkungen hervor.

Der Herzog ließ also ein Ohr wach und mit diesem Ohr horchte er.

„Nein, Madame," sagte die Mannesstimme, „Sie werden nicht weiter dringen; es ist schon genug, daß Sie, ich weiß nicht wie, die Thüre des alten Hofes forcirt haben. Wahrhaftig, Madame, diese Dinge können nicht geschehen."

„Drolliger Bursche!" dachte der Herzog, immer schlafend.

„Ob ich die Thüre des alten Hofes forcirt oder nicht forcirt habe," erwiederte die scharf klingende Frauenstimme, „ich bin im Hause, nicht wahr?"

„Sie sind darin, doch durch Ueberrumpelung."

„Kurz, ich bin darin, gleichviel wie: die Hälfte der Arbeit ist gethan. Lassen Sie mich bis zum Herzog gehen."

„Unmöglich, Madame. Der Herr Herzog hat sich vor einer Stunde, sehr müde von der Reise, zu Bette gelegt und schläft."

„Sehen Sie, hier ist etwas, was Lärmen macht, wecken Sie ihn auf."

Und der Herzog hörte den Klang einer unbestimmten Anzahl von Goldstücken, welche in einer Börse geschüttelt wurden.

Digitized by Google

„Eine Liebeserklärung?“

„Bei meiner Treue, ja: es muß doch zu etwas dienen, daß man Prinzessin von Geblüt ist.“

„Es ist wahr, man fordert seinen Tänzer auf. Oh! welch ein Unglück, daß Sie kein Gedächtniß haben, Prinzessin! Sie hätten mir Ihre Verse recitirt, wir hätten gesehen, ob sie so viel werth sind, als die meinigen, oder vielmehr als die von Rassé.“

„Unverschämter!“

„Wer macht die Ihrigen, Prinzessin?“

„Ich.“

„Dann müssen Sie sich derselben erinnern.“

„Ich glaube wohl, daß ich mich erinnere; wenn sie zu etwas genützt hätten, wüßte ich sie nicht mehr. Hören Sie:

Vous avez l'humeur sauvage
Et le regard séduisant.
Se pourrait il qu'à votre age
Vous fussiez indifférent?
Si l'amour veut vous instruire,
Cédez, ne disputez rien.
On a fondé votre empire
Bien longtemps après le sien. *)

„Oh! meine Prinzessin, das war ganz einfach anbetungswürdig, und der König, als er solche Verse in seiner Tasche fand und Ihre Handschrift erkannte, ist nicht vor Ihnen auf die Kniee gefallen?“

„Er war zu jung.“

„Sagen Sie das doch! Aber jetzt?“

---

*) Sie haben ein scheues Gemüth und einen verführerischen Blick. Sollten Sie in Ihrem Alter gleichgültig sein? Will Sie die Liebe unterrichten, so geben Sie nach, streiten Sie nicht. Man hat Ihre Herrschaft lange nach der der Liebe gegründet.

Digitized by Google

„Jetzt ist es etwas Anderes. Ich würde diese Verse nicht wieder machen. Ich bin nicht mehr verliebt, und um nichts in der Welt würde ich eine Erklärung einem Manne schicken, den ich nicht liebe. Darum, Herzog, wird es mir nicht beim König glücken, der, um sie zu fühlen, um davon inspirirt zu werden, einer wahren Liebe bedarf."

„Ei! ei! ei! es ist sehr weiblich, was Sie da gesagt haben, liebe Prinzessin."

„Nein, es ist sehr wahr."

„Nun! das wollte ich sagen."

„Sie verzichten also auf Ihren Plan, Herzog?"

„Nein, doch ich werde etwas Besseres suchen."

„Und was werden Sie mit Ihrer Dienerin machen?"

„Ich werde sie anflehen, mein zu bleiben."

„Herzog, scherzen Sie nicht. Ich sage Ihnen, daß ich Niemand mehr liebe, und das ist gesagt."

„Wie! Freundschaft in unserem Alter?"

„Herzog. Sie haben noch acht Tage österreichisches Wesen von Ihrem Gesichte zu nehmen; Sie haben das selbst ausgesprochen. Nehmen Sie sie. Ich, eine Pariserin, sage es Ihnen. Freundes Rath!"

Und sie reichte ihm die Hand, die er mit der vertraulichen Artigkeit küßte, welche man in unsern Tagen nicht mehr hat.

Die Prinzessin stand auf und wärmte einen Augenblick ihre kleinen Füße am Kamin; dann befahl der Herzog, einen Wagen am Ende der Straße warten zu lassen, und führte Fräulein von Charolais selbst bis zu diesem Wagen.

„Herzog, in acht Tagen werden Sie die Neuigkeiten wissen; ich werde bei Ihnen nur eine Wilde sein. Ist eine dabei, die mich interessiren kann, so bringen Sie sie mir. Sie kennen die Wege."

„Sie sind frei?"

„Leider zu frei!"

Nach diesen Worten trennten sie sich. Die Prin-

Digitized by Google

„Ho! ho!“ murmelte der Herzog, immer träumend, „man gibt meinem Lackei Gold! Das geht gut, und der Platz ist vortrefflich.“

„Aber, Madame,“ entgegnete der hartnäckige Diener, dem daran lag, seinem Gebieter den Ruf eines Mannes von Liebesglück zu erhalten, „der Herr Herzog ist nicht allein.“

Der Herzog murmelte das Wort: „Schurke!“

„Ei! was geht das mich an?“ erwiederte die Frauenstimme. „Ich habe in Geschäften mit ihm zu sprechen. Vorwärts, Junge, öffne, öffne.“

„Aber, Madame, der Herr Herzog hat verboten . . .“

„Er wußte nicht, daß ich kommen würde.“

„Madame, ich schwöre Ihnen, er wird aufwachen, er wird hören und mir den Befehl geben, — Sie zurückzuweisen, was von seiner Seite unverbindlich sein wird, während, wenn sie von meiner Seite kommt, die Bitte, die ich an Sie richte, nicht auf Ihrem Verlangen bestehen zu wollen, nur die Folge eines Verbotes ist.“

„Dieser Teufel von einem Lackei spricht sehr gut,“ sagte der Herzog, in sein Bett von Eiderdunen gewickelt, „hören wir ein wenig, was die Frau antworten wird. Ah!“

„Nun wohl! ich,“ antwortete sie, „ich wette, daß mich der Herzog nicht fortschickt, besonders wenn ich mich nenne.“

„Madame, nehmen Sie die Sache auf sich und klopfen Sie an die Fensterscheiben.“

„Nein, nein, ich will die Hand nicht aus meinem Muff thun; es friert.“

„Teufel!“ dachte Richelieu, „es ist eine vornehme Dame, da sie so sehr vor der Kälte bange hat. Warum nennt sie nicht sogleich ihren Namen?“

„Auf, klopfe, Junge!“ fuhr die Dame fort, „klopfe und ich werde sagen: ich habe geklopft.“

„Madame, ich werde es thun, da Sie mich dazu zwingen, doch ich wünschte Ihren Namen zu wissen.“

Digitized by Google

„Ich auch," ſagte der Herzog.

„Warum dies? iſt es nicht genügend, wenn ich ihn Deinem Herrn nenne?"

„Nein, Madame, denn wenn mich mein Herr auf der Stelle fortjagt, ſo ſind Sie mir eine Entſchädigung ſchuldig."

„Das iſt nur zu richtig, und Du biſt ein Junge von Verſtand. Eine Entſchädigung! hier iſt eine Abſchlagszahlung von dem, was ich Dir vorbehalte."

„Abermals Geld," murmelte der Herzog; „dieſe Frau iſt wahnſinnig in mich verliebt. Dergleichen Dinge ſieht man nur im Traume."

„Nun muß ich nur noch Eines wiſſen," ſprach der Lackei, „Ihr Name?"

„Ah! Herr Raffé, Du machſt mich am Ende ungeduldig."

„Sie ſehen, Madame, da Sie den meinigen wiſſen, muß ich auch den Ihrigen wiſſen."

„Nun wohl! die Marquiſe von Prie."

Und zu gleicher Zeit erſcholl ein heftiger Fauſtſchlag an die Läden des Herzogs.

„Frau von Prie!" rief der Herzog, indem er raſch ſeinen Kopf unter den Decken vorzog. „Wie! ich habe das geträumt! ich habe geträumt, Frau von Prie, die Geliebte von Herrn von Bourbon, ſei in meinem Garten und ſtreite mit Raffé bei fünf Grad Kälte! Ein luſtiger Traum!"

In demſelben Augenblick machte ein zweiter Schlag, auf den mehrere verdoppelte, ungeduldige Schläge folgten, das hohe Fenſter erzittern.

„Doch nein, ich träume nicht, man klopft wirklich," rief der Herzog.

„Herzog! Herzog! öffnen Sie!" fuhr die Frauenſtimme, durch den Aerger verſchleiert und durch die Kälte ein wenig heiſer, fort.

„Oeffne!" rief der Herzog, während er aus ſei-

Digitized by Google

nem Bette sprang, um in eine Hose zu schlüpfen und sich in einen Schlafrock zu hüllen.

Der Lackei eilte in das Zimmer seines Herrn.

„Und die Marquise?“ fragte lebhaft der Herzog.

„Hier bin ich, Herzog,“ rief die Marquise, auf der Schwelle erscheinend. „Sind Sie aufgestanden?“

„Ja, Madame, immer für Sie aufgestanden. Zünde an, Raffé, zünde an.“

„Wie! schon angekleidet?“ sagte Frau von Prie.

„Gewiß.“

„Sie haben mich also gehört?“

„Ja, und ich habe Ihre Stimme erkannt.“

„Ah! Herzog, Sie sind nicht so geckenhaft, wie man sagt.“

„Warum?“

„Ein Geck wäre nicht aufgestanden.“

„Marquise, Sie vergessen, daß ich zwei Jahre von Paris abwesend bin. Aber setzen Sie sich doch . . Feuer, Raffé, Feuer! Die Marquise friert; Du siehst es wohl, mein Freund.“

„Es scheint,“ sagte die Marquise lachend, „nach Mitternacht ist das Haus so voll, daß man sich genöthigt sieht, Frauen im Garten antichambriren zu lassen.“

„Ganz im Gegentheil, Marquise, das Haus war leer; ich erwartete Sie.“

„Ja, schlafend.“

„Erwartet man nicht so das Glück?“

„Oh! das ist reizend, Herzog.“

Die Marquise setzte sich in den Lehnstuhl, den ihr Richelieu bezeichnete; Richelieu nahm eine äußerst anmuthige Stellung; Beide lachten; das Feuer flammte; Raffé ging ab.

„Ah! Marquise,“ sagte Richelieu, „wissen Sie wohl, daß es ein Uhr schlägt?“

„Und daß es friert, um die Steine bersten zu machen, Herzog.“

Digitized by Google

„Es brennt also bei Herrn von Bourbon, daß Sie hierher eilen?“

„Bei meiner Treu, Herzog, ich mußte Sie durchaus zuerst sprechen.“

„Aber, verzeihen Sie, Madame, wie haben Sie es gemacht, um sogleich herein zu kommen? In einem Halbschlafe oder in einem Halbtraume, wie Sie wollen, glaubte ich zu hören, Raffé spreche von einer Thüre, die Sie forcirt?“

„Forcirt, nein; geöffnet, ja.“

„Wie dies, Marquise?“

„Ei! mit einem Schlüssel!“

„Wie! Sie haben einen Schlüssel zu meinem Hause und ich liege ruhig im Bette, einer solchen Gefahr ausgesetzt?“

„Herzog, mir scheint, Sie haben mir einst einen gegeben.“

„Ja, das ist wahr, doch ich glaubte Ihnen denselben wieder genommen zu haben.“

„Was für ein grausames Gedächtniß hat er!“

„Hören Sie doch, ein Staatsmann! Woher haben Sie übrigens diesen Schlüssel? Sie begreifen, was ich Sie frage, Marquise, bezieht sich auf meine Hausordnung.“

„Ja, man könnte fabricirt haben. Das wäre im Ganzen eine Speculation.“

„Marquise, Sie erschrecken mich.“

„Beruhigen Sie sich; ich habe diesen Schlüssel aus einer weniger unehrlichen Quelle. Es ist kein falscher Schlüssel, es ist ein ächter Schlüssel!“

„Aber wo haben Sie sich denn denselben verschafft?“

„Vor zwei Jahren, vor Ihrer Abreise nach Wien, theilten Sie mehrere in Paris aus.“

„Ja, doch wie soll ich annehmen, eine Frau unserer Tage behalte zwei Jahre den Schlüssel eines abwesenden Mannes, wenn sie ihn nicht etwa in ihrem Gebetbuch vergessen hat!“

„Nun, darin irren Sie sich, wir werden sehr fromm.

Digitized by Google

Die Frömmigkeit ist in der Mode seit Ihrer Abreise. Sie haben den Herrn Regenten hier gelassen und finden Herrn von Fréjus wieder."

„Alles dies sagt mir nicht, wo Sie diesen Schlüssel gefischt, und haben Sie ihn nicht Jemand genommen . . ."

„Genommen! pfui doch! Sie behandeln mich als Prinzessin von Geblüt, mein lieber Herzog; Sie halten mich für Fräulein von Valois oder Fräulein von Charolais. Genommen! pfui doch! ich habe ihn gekauft."

„Gekauft! Ah! man hat ihn an Sie verkauft?"

„Eine Kammerfrau, welche nicht wußte, was sie an mich verkaufte. Sie begreifen, man sieht einen Schlüssel herumfahren; von diesem Schlüssel weiß Niemand etwas; es kommt Jemand, der fünf und zwanzig Louis d'or für diesen Schlüssel gibt. Verlangt ihn die Gebieterin, so nimmt man eine erstaunte Miene an und sagt: „„Welchen Schlüssel, gnädige Frau?"" Das ist verführerisch für eine Kammerjungfer."

„Und dann, wie Sie gesagt haben, Marquise, der Schlüssel eines Mannes, der in Wien ist . . . Ah! man glaubte also ganz im Ernste, ich würde nicht mehr von Wien zurückkommen?"

„Ja, mit Ausnahme von mir, die ich Sie, in meiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, unter Weges wußte."

„Das ist richtig."

„Ich habe also diesen Schlüssel angekauft, weil ich dachte, Sie würden die Gewirre Ihrer Schlösser erst am Tage nach Ihrer Ankunft verändern lassen. Das ist eine ziemlich klare Berechnung."

„Eine sehr gute, wie Sie sehen."

„So daß mir der Schlüssel, wie ich hoffe, ein wenig mehr eintragen wird, als er mich gekostet hat. Doch es ist seltsam, Herzog . . ." unterbrach sich die Marquise.

Und sie zog den Athem mehrere Male mit voller Nase ein.

„Was denn?“ fragte Richelieu.

Die Marquise fuhr fort in starken Dosen zu athmen.

„Es ist Jemand hier.“

„Gehen Sie doch! Ich bin allein.“

„Ich sage Ihnen, daß eine Frau hier ist, deren Parfum ich kenne.“

„Marquise, ich schwöre Ihnen.“

„Ein Prinzessin-Parfum.“

„Ah! Sie schmeicheln mir, Marquise.“

„Geck! Er hat sich nicht verändert.“

„Sie sich auch nicht: Sie werden nur alle Tage schöner.“

„Ja, das werden mir wenigstens meine Hofmacher sagen, so lange ich in der Gunst bin.“

„Sie sind im höchsten Grade in der Gunst.“

„Ich glaube es und komme sogar, um Ihnen den Beweis davon zu bringen.“

„Ah! lassen Sie hören.“

„Nein, es ist Jemand da!“

„So wahr ich Richelieu heiße, bei meinem Ehrenworte sage ich Ihnen, daß Niemand da ist. . . . Sie zögern noch?“

„Herzog, hätte ich über Liebesangelegenheiten mit Ihnen zu sprechen, so würde ich, bei meiner Ehre, Ihren Worten glauben; doch da wir über politische Dinge zu reden haben, und da bei diesem Punkte jede Indiscretion tödtlich ist, so erlauben Sie mir, es zu machen, wie der heilige Thomas.“

„Vide pedes, vide manus.“

„Sie sagen mir das, damit ich glaube Sie können Lateinisch.“

„Gott behüte mich, daß ich diese Prätension habe.“

„So entschließen Sie sich, den Beweis zu liefern.“

„Marquise, ich nehme den Leuchter,“ sprach der

Herzog, indem er aufstand; „wir werden jede Höhle meiner Wohnung durchforschen, nicht wahr?“

„Wenn es Ihnen gefällig ist, Herzog.“

„Wollen Sie beim Kamin anfangen? Doch es ist Feuer darin; ich hoffe, Sie mißtrauen nicht.“

„Wenn sich nicht etwa eine Prinzessin von Geblüt darin befindet; diese Damen sind unverbrennbar wie die Salamander.“

„Warum kann man nicht dasselbe von den Prinzen von Geblüt sagen!“ rief der Herzog.

Die Marquise lächelte bei dieser Anspielung.

„Sehen wir zuerst im Bettgang,“ sagte sie.

„Leer,“ versetzte Richelieu, „treten Sie ein.“

„Cabinette für die Mantelbretter.“

„Oede, öde. Wollen Sie unter den Röcken schauen, Marquise?“

„Unnöthig, man würde die Beine sehen.“

„Es bleibt die Geheimtreppe.“

„Unnöthig, die Riegel sind vorgeschoben, und die Treppe ist nicht geheizt, seitdem wir beisammen sind; eine Frau von Stande würde hier vor Kälte gestorben sein, und sie wäre folglich nicht mehr gefährlich.“

„Mächtig geschlossen!“

„Gut, wir sind allein; lassen Sie uns plaudern.“

„Lassen Sie uns plaudern,“ wiederholte der Herzog, während er sie zu ihrem Lehnstuhle zurückführte.

Die Marquise setzte sich. Der Herzog stützte sich auf die Lehne ihres Stuhles.

Digitized by Google

L.

Die Politik der Frau Marquise von Prie.

„Marquise, liebe Marquise," sagte der Herzog zu ihr, indem er sie zärtlich bei der Hand nahm, „wenn Sie wüßten, wie sehr ich es bedaure, daß mich Ihre boshafte Laune einst genöthigt hat, Ihnen diesen Schlüssel wieder abzufordern!"

„Warum?"

„Weil wir, wenn Sie mich in jenem Augenblick mehr geliebt hätten, heute, besonders nach meiner zweijährigen Abwesenheit, wahnsinnig in einander verliebt wären."

„Herzog, ich bin gekommen, um von Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen ... Lassen Sie meine Hand; die Zeit vergeht."

„Wie es Ihnen beliebt, Marquise," erwiederte der Herzog.

Und er behielt die Hand.

„Ich sagte Ihnen also ..."

„Sie seien mehr als je in der Gunst."

„Das setzt Sie in Erstaunen?"

„Ja."

„Warum?"

„Wegen eines ziemlich heftigen Krieges, den der alte Fleury mit dem Herrn Herzog führen muß."

„Wir geben es ihm, Gott sei Dank, zurück."

„Er hat den König für sich, Marquise, und Sie wissen, wenn man dem König seinen Hofmeister nimmt, so weint der König, schreit der König."

„Ja, doch wir haben die Königin für uns, und wenn man dem König die Königin nimmt ..."

„Sehen Sie sich wohl vor, Marquise. Man sagt,

Digitized by Google

die Königin werde tugendhaft, zu tugendhaft, und der König fange an sie mehr zu fürchten und weniger zu lieben."

„Ah! man hat Ihnen das gesagt?"

„Man hat mir sogar mehr gesagt."

„Was denn?"

„Man hat mir gesagt, Ludwig XV. fange an, was ihm nie geschehen ist, abgesondert Gesellschaft zu machen."

„Das ist wahr."

„Ei! Marquise, mir scheint, Sie haben eine traurige Stütze in der Königin."

„Mein lieber Herzog, denken Sie, eine Königin könne etwas von ihrem Einflusse in dem Augenblick verlieren, wo sie die Gewißheit hat, der Monarchie einen Erben zu geben?"

Richelieu sprang auf bei dieser Nachricht und gab einen Ausruf von sich, der die Marquise sehen ließ, wie interessant die Neuigkeit war, die sie ihm mittheilte.

„Ah! sehr gut," sagte er nach einem Stillschweigen.

„Sie begreifen, Herzog," fuhr Frau von Prie fort, „ein Dauphin, das ist unser Glück; die Königin, sobald sie Mutter ist, wird den ganzen Ernst ihres Standes annehmen. Sie ist schon ernst genug, sie hat richtige Ideen, sie ist ehrgeizig, oder wird vielmehr zum Ehrgeiz angetrieben."

„Durch wen, Marquise?"

„Spielen Sie doch den Unwissenden! Ist Wien so weit von den Herzogthümern Bar und Lothringen entfernt, daß Sie nicht wissen sollten, wie gern Stanislaus Einfluß auf unsere Angelegenheiten üben möchte?"

„Marquise, ich verstehe Sie, und ich denke, Sie könnten wohl Recht haben."

„Nicht wahr? ... Ich habe auch sogleich an Sie gedacht, um Sie unter unsere Freunde einzureihen."

„Marquise, ich hoffe, ich gehöre schon dazu."

Digitized by Google

„Ja, doch ich spreche von einer andern Kategorie von Freunden . . . von politischen Freunden.“

„Werde ich dazu gehören?“

„Oh! das wird nur von Ihnen abhängen.“

„Lassen Sie den Plan ein wenig hören.“

Herr von Richelieu schaute die Marquise zärtlich an.

„Was haben Sie mich denn so anzuschauen?“

Richelieu gab einen Seufzer von sich.

Die Marquise brach in ein Gelächter aus.

„Seien Sie ernsthaft, wenn es Ihnen möglich ist,“ sagte sie dann. „Sie sind Botschafter und ich bin außerordentliche Gesandtin.“

„So kommen wir auf Ihren Plan zurück.“

„Hören Sie ihn: Augenscheinlich will Herr von Fréjus Alles an sich reißen . . .“

„Sogar den Cardinalshut, das ist offenbar.“

„Und den Herrn Herzog fortjagen?“

„Und den Herrn Herzog fortjagen.“

„Hiezu braucht er also zwei Einflüsse: den des Königs, er hat ihn; den von Jemand, der den König beherrscht. Diese Herrschaft, finden Sie es nicht moralisch, daß sie von der Königin auf den König, von der Frau auf den Mann ausgeübt werde?“

„Das ist in der That moralisch, Marquise.“

„Streben wir nach der Moralität durch alle mögliche Mittel.“

„Ei! ei! ich empfehle Ihnen die unmoralischen Mittel, Marquise.“

„Nein, der König ist vernünftig wie ein Mädchen.“

„Einverstanden, Marquise. Doch man hat gesehen, daß Mädchen vernünftig zu sein aufgehört haben; das ist etwas ganz Gewöhnliches.“

„Die Königin wird ihn aufrecht erhalten; geben wir der Königin Gewicht.“

„Nichts kann leichter sein. Es handelt sich nur darum . . .“

„Es handelt sich darum, den König mit guten Bei-

Digitized by Google

ſpielen zu umgeben, ſtatt ihn alle Arten von Sünden begehen zu laſſen.“

„Ja, Marquiſe, ja, ich ſehe ihren Plan. Sie wollen aus dem Hofe des Königs im Jungen das machen, was der Hof des verſtorbenen Königs im Alten war; ſo wäre Ludwig XV. Ludwig XIV., die Königin wäre Frau von Maintenon, der Herr Herzog würde die Rolle von Letellier ſpielen; Sie wären der Pater Lachaiſe, nicht wahr?“

„Beinahe, abgeſehen von der Langweile und dem Alter.“

„Eil ei! Marquiſe, Sie mußten doppelt auf meine Bekehrung rechnen, um mir ſolche Vorſchläge zu machen.“

„Ich rechne darauf, weil Sie ſich in der That verändert haben. Ich rechne darauf, weil Sie zu leichtfertig geweſen ſind, um nicht ernſt zu werden, weil Sie zu gefährdend geweſen ſind, um nicht discret zu ſein.“

„Marquiſe, dictiren Sie mir mein Benehmen.“

„Ich werde es thun und Ihnen die Vortheile in Ausſicht ſtellen.“

„Ich höre und ich ſchaue.“

„Sie werden morgen beim Spiele der Königin erſcheinen. Was ſage ich, morgen? heute, da es ſchon halb drei Uhr iſt.“

„Gut, das war meine Abſicht, Marquiſe.“

„Sie werden Senſation machen.“

„Um die Wahrheit zu ſagen, ich zähle ein wenig darauf.“

„Ich weiß nicht, ob Sie die Königin ſehr liebt.“

„Ich kann Sie hierüber vollkommen belehren. Ich weiß, daß ſie mich nicht liebt.“

„Sie werden bemüht ſein, daß ſie ihre Geſinnung gegen Sie ändert. Alles iſt Ihnen leicht, wenn Sie es nur ein wenig wollen.“

„Ich werde es verſuchen. Sie iſt Polin, ich werde Deutſcher ſein, das berührt ſich.“

Digitized by Google

„Gut. Sind Sie einmal mit der Königin ausgesöhnt, so rühmen Sie dem König ihre Vollkommenheiten; durch dieses Mittel werden Sie rasch in Freundschaft mit dem König sein, Herzog.“

„Ja, wenn ich ihn belustige.“

„Oh! Sie werden ihn belustigen.“

„Moralisch, haben Sie wohl Acht, das ist schwierig.“

„Er liebt vor Allem die Jagd.“

„Gut, doch man jagt nicht ohne Unterlaß.“

„Er liebt es, zu gärteln.“

„Ja, ich weiß, daß ihm Herr von Fleury den Geschmack für Pflanzen, für Lattiche beigebracht hat, denen er zuschaut, wie sie wachsen und gelb werden. Ich, ich werde mich nie daran gewöhnen, die Erde umzugraben und die Lattiche zu raupen. Ich hätte einen vierten Aufenthalt in der Bastille nöthig, um mich zu der Cultur der Nelken zu entschließen, trotz des Beispiels des großen Condé.“

„Sie werden ihm Geschichten erzählen.“

„Ich weiß keine.“

„Dann erfinden Sie.“

„Sehen Sie, Marquise, es gibt nur drei Dinge auf der Welt, welche die Könige immer unterhalten können.“

„Welche?“

„Schauen Sie Ludwig XIV. an, das war ein König, der sich vollkommen in seiner Jugend belustigt hat, so gut belustigt, daß ihn in seinem Alter nichts mehr belustigte. Nun denn, Ludwig XIV. liebte diese drei Dinge: die Weiber, den Krieg und den Aufwand.“

„Herzog! Herzog!“

„Sie werden mir sagen, die Königin sei zu eifersüchtig, um Nebenbuhlerinnen zu dulden, zu zärtlich, um den Krieg zu gestatten, zu sparsam, um den Aufwand zu erlauben.“

„Sie glauben?“

Digitized by Google

„Gewiß. Die gute Prinzessin, fragt sie nicht gewöhnlich, ehe sie kauft: Was kostet das?“

„Sie fragt: Wie viel kostet das? weil Fleury fragt: Wie viel hat das gekostet?“

„Gleichviel, ich habe nichtsdestoweniger wie ein Orakel gesprochen.“

„Und Sie folgern aus Allem dem?“

„Ich folgere daraus, daß es mir schwer sein wird, den König zu belustigen, Marquise.“

„Ei! allerdings, wenn Sie sich Schwierigkeiten nach Belieben schaffen; wenn Sie nicht Jedem nach seinem Charakter Rechnung tragen wollen; wenn Sie sich weigern, zu sehen, daß sich Ludwig XV. schon ganz zur Vernunft hinneigt, und daß Alles in ihm den guten Bürger athmet, der nur darauf bedacht ist, in der Familie zu leben; wenn Sie endlich den König nach Ihrer Elle messen. Ah! Herzog! Herzog! es ist nicht Jedermann mit siebenzehn Jahren der Bastille würdig.“

„Gut! nun beleidigen Sie mich,“

„Ei! ich schmeichle Ihnen im Gegentheil nur zu sehr; auf! keinen Widerstand mehr, Herzog, und besonders keine Paradoxen mehr!“

„Marquise, ich füge mich.“

„Sie willigen also ein, die Königin zu unterstützen?“

„Ich werde dem König sagen, sie sei die unterhaltendste Frau der Welt.“

„Sie willigen ein, den König zu belustigen?“

„Ja, wenn Sie mir die Art der Belustigung nicht bestimmen.“

„Ich schließe Sie nur in die eheliche Liebe ein.“

„Streichen wir das, Marquise, streichen wir: das ist Ihre Sache und nicht die meinige. Ein Mann kann immerhin Tugend bei den Frauen treiben, das ist guter Geschmack; aber bei den Männern, das ist Heuchelei. Streichen wir das, Marquise, streichen wir.“

„Sie wollen also nicht, daß man Sie zum Mini-

Digitized by Google

ſter macht, oder an einem ſchönen Morgen nach Flandern ſchickt, um dort einen Marſchallsſtab zu holen?“

„Bah! Marquiſe, wenn es je von dieſer Waare regnet, ſo verſpreche ich Ihnen, der Erſte unter der Traufe zu ſein.“

„Nun, da es durchaus ſein muß, ſo überlaſſe ich Ihnen den König; verderben Sie ihn nicht, das iſt Alles, was ich von Ihnen verlange.“

„Ich verſpreche es Ihnen.“

„Der Handel iſt alſo abgeſchloſſen, Herzog?“

„Welches Handgeld, Marquiſe?“

„Herzog, Sie würden die Negociantin geringſchätzen, wenn ſie ſich zum Voraus bezahlen ließe.“

„Marquiſe, Sie ſind ein Dämon der Anmuth und des Geiſtes.“

„Oh! geben Sie ſich nicht den Anſchein, als ſchmachteten Sie. Ich bin eine politiſche Frau, Sie würden nichts Angenehmes mehr in meiner Liebe finden, denn ſie wendet ſich dem Nützlichen zu. Kommen wir auf unſere Schlüſſe zurück.“

„Thun wir das. Erſtens...“

„Erſtens, Sie kommen heute Abend zum Spiel der Königin.“

„Ja, Marquiſe.“

„Zweitens, Sie ſetzen ſich wieder in den vorigen Stand.“

„Das iſt abgemacht.“

„Drittens, Sie nehmen mit uns Partei gegen den hochwürdigſten Herrn Biſchof.“

„Das entſpricht meiner Neigung.“

„Viertens, Sie ſchleichen ſich in die Gunſt des Königs ein.“

„Ich brauche Ihnen nicht zu verſprechen, daß ich Alles, was ich vermag, zu dieſem Ende thun werde: das iſt mein lebhafteſter Wunſch.“

„Fünftens, Sie laſſen den König vernünftig, wie er iſt, Sie thun nichts, um ihn zu verderben, Sie

Digitized by Google

fliehen alle Gelegenheiten, zu machen, daß er eine Geliebte hat."

„Ich verspreche die Neutralität, wenn sie der König beobachtet."

„Seien Sie ruhig, ich stehe dafür."

„Gut, Marquise! Nun . . ."

„Was?"

„Welche Verbindlichkeiten übernehmen Sie Ihrerseits? Sie wissen, ein Vertrag besteht nur, wenn Gegenseitigkeit stattfindet?"

„Unsererseits machen wir uns verbindlich . . ."

„Erstens?"

„Ah! ah! Sie wollen eine Verbindlichkeit in mehreren Artikeln?"

„Warum nicht?"

„Gut. Erstens, Ihnen in diesem Jahre, den Gesandschaftsposten, den Sie wollen, oder ein Ministerium zu geben."

„Auch nach meiner Wahl?"

„Ja, wenn es nur nicht das des Herrn Herzogs ist."

„Wohlverstanden . . . Ehre, dem Ehre gebühret."

„Oh! das wäre nicht das erste Mal, daß Sie genommen hätten, was ihm gehörte."

„Marquise, Sie sind es, die das gesteht."

„Zweitens!" sagte lebhaft die Marquise.

„Ich protokollire."

Zweitens: Sie zum Generallieutenant bei der ersten Gelegenheit und zum Marschall bei der zweiten zu ernennen."

„Wie viel Zeit verlangen Sie für Alles dies, Marquise?"

„Setzen wir zwei Jahre fest, wenn Sie wollen."

„Nehmen Sie sich in Acht, das ist kurz."

„Ei nein! der Fleury wird vor dieser Zeit vor Wuth gestorben sein, vor Wuth oder vor Alter, wie Sie wollen."

„Vor Wuth ist mir lieber, es ist sicherer."

Digitized by Google

„Vor Wuth, es sei! Ihre Hand, Herzog.“

„Ei! Frau Marquise, seit einer Stunde reiche ich Ihnen beide.“

„Wohl, küssen Sie mich, ich habe keine Schminke, und dann Gott befohlen.“

Sie klingelte lebhaft. Raffé erschien.

„Wie! was! Marquise, Sie gehen schon!“ rief der Herzog; „das ist Feindseligkeit.“

„Soll ich Ihnen nun etwas sagen?“ versetzte die Marquise, während Sie die Thüre wieder erreichte.

„Sprechen Sie.“

„Wohl! Herzog; wenn Sie eben so viel Willen für uns haben, als ich seit einer Stunde gegen Sie gehabt habe, so ist Herr von Fleury in einem Monat unten.“

Und sie drückte ihm die Hand mit dem Ende ihrer eigensinnigen Finger, warf ihm einen lezten Blick der Coquetterie und der Bosheit zu, und stürzte in den Garten, Raffé nach sich ziehend, der ihr kaum in ihrem Fluge folgen konnte.

„Teufel!“ sagte Richelieu, als er allein war, „ich bin sehr neugierig, zu erfahren, was mir Herr von Fréjus vorschlagen wird.“

LI.

Ein nächtliches Abenteuer.

Kaum hatte Frau von Prie zehn Schritte ihrem Wagen entgegen gemacht, der sie in einiger Entfernung erwartete und sich näherte, als sie der Kutscher herauskommen sah, Raffé, der ihr aus Furcht vor einem Un-

Digitized by Google

fall mit den Augen folgte, hatte noch nicht die Thüre geſchloſſen, als plötzlich drei aus Leibeskräften laufende Männer ſich in die Mitte dieſer Thüre warfen, wie ſich drei durch Windhunde verfolgte Kaninchen in denſelben Bau merken.

Raffé ſuchte ihnen dadurch Widerſtand zu leiſten, daß er die Thüre von ſeiner Seite zudrückte; doch drei gegen die ſeinige vereinigte Kräfte trugen den Sieg davon. Raffé war alſo nahe daran, bezwungen zu werden, als er zu parlamentiren verlangte.

Da antwortete der Größte von den drei Männern, die Zeit dränge, die Unterhandlung würde lange dauern, und er fordere ihn daher auf, gutwillig ihn und ſeine Gefährten einzulaſſen, ſonſt würden ſie mit Gewalt eindringen.

„Aber, meine Herren! meine Herren!“ rief der Lackei.

„Ei! ſchreie, ſo viel Du willſt! die Patrouille verfolgt uns, und wir haben nicht Luſt, auf die Wache zu gehen.“

„Ein Grund mehr, meine Herren; wenn die Patrouille Sie verfolgt, ſo ſind Sie Miſſethäter. Meine Herren, ich rufe! meine Herren, ich ſchreie!“

„Ah! dreifacher Dummkopf!“ ſagte derſelbe Mann, der ſchon geſprochen hatte, „für wen des Teufels hältſt Du uns denn?“

„Ei! ei! meine Herren, die Diebe kleiden ſich zuweilen ſehr gut.“

Die Patrouille machte ihren Weg; man hörte ſie raſch herbeikommen.

„Auf,“ rief der Kleinſte und wahrſcheinlich der Jüngſte von den drei Flüchtigen, „auf, laſſen Sie uns Gewalt brauchen, meine Herren.“

Und dieſe Stimme verlieh den zwei Andern einen ſolchen Muth, daß ſie unmittelbar über den Leib des Lackeien von Richelieu gingen.

Der Größte von den drei Männern ſchloß indeſſen behend und feſt die Thüre wieder, während ſich Raffé,

Digitized by Google

ganz betäubt auf seine Beine erhob und mit seinem schnellsten Schritt nach dem Erdgeschoße lief, wobei er zu sich selbst sagte:

„Ist das möglich, mein Gott! ist das möglich!“

Raffé trat in das Zimmer des Herzogs gerade in dem Augenblick ein, wo dieser sich wieder zu Bette gelegt hatte und einzuschlafen versuchte.

Raffé trat ein, haben wir gesagt; wir irren uns, Raffé stürzte hinein.

„Nun, was gibt es noch, Raffé?“ fragte der Herzog.

„Oh! gnädigster Herr.“

„Was geht vor?“

„Ein Abenteuer, wie sie nur Ihnen begegnen, Herr Herzog.“

„Sollte mich die Königin besuchen?“

„Etwas Besseres, gnädigster Herr, etwas Besseres als dies, wenigstens, wie ich glaube. Kleiden Sie sich rasch an, kleiden Sie sich an.“

„Bah! ist es nothwendig?“

„Hurtig! Herr Herzog, hurtig!“

Der Herzog sprang aus seinem Bette, wie er es bei einem Ueberfall im Felde gethan hätte.

„In große Gala, gnädigster Herr,“ sagte Raffé, „in große Gala.“

„Erkläre Dich doch, Schlingel!“

„Herr Herzog, sie sind zu drei.“

„Gut, und Du glaubst sie zu kennen?“

„Masken, Herr Herzog, Masken.“

„Ho! ho! die Bälle der Oper haben allerdings angefangen; doch wo sind die Drei?“

„Im Hofe, Herr Herzog, im Hofe.“

„Sie haben also die Thüre forcirt?“

„Ja, gnädigster Herr.“

„Und Du hast sie machen lassen?“

„Ich habe ihnen Widerstand geleistet, doch sie sind mir über den Bauch gegangen.“

„Ei! einen Musketon also?“

Digitized by Google

„Oh! Herr Herzog, hüten Sie sich wohl.“

„Wie! drei Männer forciren meine Thüre und mißhandeln einen Diener von mir, um zwei Uhr Morgens, und . . .“

„Herr Herzog, unter diesen drei Männern ist eine gewisse Stimme.“

„Eine Frauenstimme?“ fragte lebhaft Richelieu.

„Gnädigster Herr, ich will Ihnen nicht mehr sagen, denn ich befürchte, für einen Dummkopf in den Augen des Herrn Herzogs zu gelten, wenn ich mich irre.“

„Dann laß mich in Ruhe.“

„Nein, Herr Herzog, nein; bemühen Sie sich an den Ort, wo sie sind, und Sie werden sehen . . .“

„Was?“

„Was Sie sehen werden.“

Der Herzog schlüpfte abermals in seine Hose und in seinen Schlafrock, nahm seinen Degen in seine linke Hand und folgte Raffé nach.

Die drei Männer waren hinter die kleine Thüre gekauert und horchten lachend auf die Aufforderungen, die ihnen von der andern Seite der Straße die Scharwache zurief.

„Ah!“ sagte der Sergent, „gut! gut! gut! Es ist im Hotel des Herrn Herzogs von Richelieu!“

„Nun wohl! ja, es ist im Hotel des Herrn Herzogs von Richelieu. Was dann?“ fragte einer von den drei Flüchtigen.

„Es ist gut! es ist gut!“ erwiederte der Sergent; „kaum angekommen, fängt der Herr Herzog seine muthwilligen Streiche wieder an.“

„Ei!“ sagte Richelieu, der herbei kam, „es scheint, man arbeitet hier unter meinem Namen.“

Das Trio brach in ein Gelächter aus.

„Oh!“ versetzte der Sergent, „die ehrlichen Frauen auf den Straßen beleidigen und den Leuten des Königs

ins Gesicht lachen. Ein Herzog, ein Gesandter! Ich notire das!"

„Teufel! Teufel!" sagte der Herzog; „das ist nicht meine Rechnung! Wie, meine Herren, es handelt sich um Beleidigungen, welche ehrlichen Frauen auf der Straße angethan worden sind?"

„Sie haben viel geschrieen, um ehrlich zu sein," versetzte eine von den Masken.

„Sie nehmen es sehr leicht, meine Maske," sagte der Herzog, indem er sich demjenigen von den drei Unbekannten, welcher gesprochen hatte, näherte; „man sieht wohl, daß Sie nicht Richelieu heißen, wie ich, und daß Sie nicht das Bedürfniß fühlen, sich einen Ruf hoher Sittlichkeit zu gründen."

„Der Herzog! es ist der Herzog!" flüsterten die zwei anderen Männer.

„Meine Herren," fuhr Richelieu fort, „ich will Sie wohl für Edelleute halten; das sind so meine Manieren, und ich verstehe mich darauf. Gleichwohl wünsche ich, — und Sie werden das begreifen, — gleichwohl wünsche ich zu wissen, in welchem Grade Sie es genug sind, daß ich brüderlich den Mißcredit, den Sie mir gemacht, auf mich nehme. Ich bitte also, legen Sie die Masken ab."

Bei diesen Worten entstand unter den drei Männern eine sehr deutliche Bewegung des Zögerns.

„Meine Herren," sagte der Herzog, „ich hoffe, Sie werden mich nicht nöthigen, selbst meine Thüre den Leuten von der Scharwache zu öffnen?"

Da trennte sich der Größte von den Dreien von der Gruppe, ging gerade auf den Herzog zu und sagte, indem er seine Maske aufhob:

„Erkennst Du mich?"

„Pecquigny!" rief Richelieu.

„Er selbst."

„Was Teufels! treibst Du Empörung gegen die

Scharwache, Du, Kapitän der Chevaulegers Seiner Majestät?"

„Höre. Wir sind nach dem Schauspiel auf dem Balle der Oper gewesen; nach dem Balle haben wir zu Nacht gespeist; nachdem wir gespeist hatten, fühlten wir uns ein wenig erhitzt und liefen in den Straßen umher."

„Ja, das ist es, und Ihr habt ehrliche Frauen insultirt?"

„Ei nein! eine Erbärmlichkeit, mein Lieber."

„Mein lieber Pecquigny, erlaube mir nur, eine Frage an Dich zu machen."

„Welche?"

„Du hast Deine Maske abgenommen."

„Ei! Du siehst es wohl."

„Warte doch! . . Du hast Deine Maske abgenommen, und ich kenne in Frankreich keinen besseren Edelman als Dich. Warum, da Du sie abgenommen hast, behalten Deine Gefährten ihre Maske?"

„Sie haben Gründe."

„Mir scheint, diese Gründe könnte man mir wohl sagen."

„Bestehe nicht hierauf, Herzog."

„Sind es Frauen? Nein, das ist unmöglich, sie sind zu groß."

„Herzog . . ."

„Sind es vielleicht Prinzen von Geblüt?"

„Ich schwöre Dir . . ."

„Mein Lieber, wenn es weder Frauen, noch Prinzen von Geblüt sind, so kenne ich keinen Grund, der sie abhält, die Maske abzunehmen, wie Du es gethan hast."

Pecquigny zögerte noch. Wüthend, daß man ihnen auf ihre Aufforderungen nur mit Gelächter antwortete, fingen die Schützen indessen an die kleine Thüre des Hotels mit den Kolben ihrer Musketen zu erschüttern.

Ungeduldig, zupfte der Herzog Pecquigny an seinem Manchette und sagte zu ihm:

Digitized by Google

„Höre, Pecquigny, ich bin von Wien ſehr vernünftig, ſehr gemäßigt, ſehr philoſophiſch, aber zugleich zornwüthig wie ein Truthahn, wenn ich ſchlecht ſchlafe, zurückgekommen. Du weckſt mich nun auf, Du myſtificirſt mich, Du läſſeſt mir Scandal durch die Scharwache machen; wohl denn, ich, Richelieu, erkläre Dir, daß ich, wenn Du mir nicht die zwei anderen unverſchämten Masken nennſt, welche hartnäckig bei mir bedeckt bleiben, Euch alle Drei mit Raffé angreifen, der bei gegebenem Anlaß mein Prevot iſt. Auf, Raffé, nimm einen Degen! und zugeſtoßen! zugeſtoßen!"

„Ah! ah!" rief Pecquigny, welcher den wunderlichen Charakter von Richelieu kannte und ſchon die Degen glänzen ſah, „ah! gemäßigter Philoſoph, vernünftiger Geſandter, wie, Du erräthſt nicht, wer der Kleinſte von uns Dreien iſt?"

„Ei! wie Teufels ſoll ich das errathen? Ich bin kein Oedipus."

„Der Kleinſte von uns Dreien . . ."

„Nun?"

„Das iſt der Größte."

„Der König!" konnte Richelieu auszurufen ſich nicht erwehren..

„Stille!"

„Wie, dieſer vernünftige und unſchuldige Monarch läuft in den Straßen umher und inſultirt die Frauen?"

„St!"

„Wie iſt denn das zugegangen? Wahrhaftig, mein Lieber, je mehr Du mir davon ſagſt, deſto unbeſcheidener machſt Du mich."

„Bei Gott! das iſt ganz einfach: während wir Abenteuer ſuchten, begegneten wir einer Frau und ihrer Dienerin."

„Warte, mein Lieber, ich will zuerſt dieſe Schlingel von Schützen wegſchicken; ſie werden am Ende das ganze Quartier aufwecken."

Digitized by Google

Pecquigny begriff die Nothwendigkeit dieser Maßregel und trat in den Schatten.

Der Herzog öffnete die Thüre im Schlafrock und seine Laterne in der Hand haltend.

„Was gibt es, meine Herren?" sagte er mit gebieterischem Tone, „und was macht man zu dieser Stunde an meiner Thüre?"

„Oh! verzeihen Sie, Herr Herzog," erwiederte der Sergent, von der Höhe seines Zornes herabfallend, der vor einer verschlossenen Thüre anwuchs und vor einer offenen Thüre verschwand.

„Nun! was willst Du vom Herrn Herzog, daß Du ihn so aufweckst, wie Du es thust?"

„Monseigneur! . . es sind . . ."

„Was?" fragte majestätisch der Herzog.

„Drei von Ihren Leuten haben Lärm auf der Straße gemacht, und wir suchten sie."

„Woher wißt Ihr, daß es meine Leute sind?"

„Wir haben gesehen, wie sie sich zu Ihnen geflüchtet."

„Das ist kein Grund."

„Gleichviel, Herr Herzog, mögen sie Ihre Leute sein oder nicht sein, diejenigen, welche Scandal machten, sind nichtsdestoweniger bei Ihnen, und Ihr Hotel, um ein Asyl zu sein, gilt nicht für eine Kirche."

„Seht doch! Witz, Herr Bursche! Wir haben so viel ausgestreut, daß, bei meinem Ehrenwort, Jedermann davon aufhebt. Und was für einen Scandal machten diese Herren? laßt hören."

„Nicht wahr, Monseigneur kennt alle schöne Frauen von Paris?"

„Ja, so ungefähr."

„Prinzessinnen von Geblüt, Damen vom Adel, Bürgerinnen?"

„Nun! Sergent?"

„Monseigneur muß also die schöne Paulmier kennen?"

. . . . . .

„Die Wirthin zum Sprechenden Löwen? Ich kenne das.“

„Das iſt eine ehrliche Frau.“

„Hm!“ machte der Herzog; „weiter!“

„Nun! ſie ging mit ihrer Dienerin durch die Rue Saint-Honoré. Da kamen Ihre Leute.“

„Sergent, ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß dieſe Herren nicht meine Leute waren.“

„Dieſe Herren,“ fuhr der Sergent fort, „dieſe Herren traten ganz cavaliermäßig auf ſie zu, und der Kleinſte von den Dreien fing an ſie zu umarmen, aber zu umarmen, daß es demüthigend war.“

„Seht doch!“ rief Richelieu.

„Der Größte ſtreichelte indeſſen der Dienerin das Kinn. Die zwei ehrlichen Perſonen ſchrieen auch zum Herzzerreißen.“

„Aber was machten ſie denn zu einer ſolchen Stunde auf der Straße?“

„Ei! Herr Herzog, ſie ſuchten die Wache.“

„Wie! ſie ſuchten die Wache! ſie errieth alſo, man würde ſie inſultiren?“

„Ei! nein, Herr Herzog, es geſchah, um Leute von Stande zu trennen, die ſich im Gaſthauſe von Mademoiſelle Paulmier ſchlugen.“

„Warum haben ſie das dem Kleinen nicht geſagt? Das hätte ihn vielleicht beſänftigt.“

„Ah! ja wohl, der Kleine! ein wüthender Teufel, Herr Herzog! „„Die Wache!““ rief er. „„Ah! Sie ſuchen die Wache! Gut, warten Sie!““ Und er nahm Mademoiſelle Paulmier um den Leib und zog ſie trotz ihres heldenmüthigen Widerſtands bis zum Poſten der Schweizer des Louvre fort. Hier, Herr Herzog, fing das wahre Vergehen an, denn Sie begreifen, eine Demoiſelle umarmen, und wäre ſie auch ſehr hübſch, hübſcher noch als Mademoiſelle Paulmier, was übrigens ſchwer ſein dürfte, iſt kein Vergehen; doch der kleine Ruchloſe ahmte eine erhabene Stimme nach und fing an zu rufen . . .“

Digitized by Google

„Wen zu rufen?“

„„Foreſtier,““ rief er, „„Foreſtier!““

„Wer iſt das, Foreſtier?“ fragte Richelieu.

„Herr Herzog, das iſt der Commandant der Schweizer von dieſem Poſten, der wahre Commandant.“

„Gut.“

„Nein, im Gegentheil ſchlecht, denn Herr Foreſtier glaubt die Stimme des Königs zu erkennen; er zieht ſeinen Degen in der Mitte des Poſten und ſchreit:

„„Es iſt der König, der ruft, bei Gott! es iſt der König!““

„Und alle Schweizer ſpringen nach ihren Degen und ihren Carabinern. Man läuft, man wirft ſich nieder, man ſucht auf der Straße.“

„Und man findet?“

„Mademoiſelle Paulmier und nichts Anderes; der kleine Ruchloſe, der kleine Fälſcher hatte mit ſeinen Genoſſen die Flucht ergriffen.“

„Und die Schweizer?“ fragte Richelieu, unwillkürlich ein Gelächter aufſchlagend.

„Ah! Herr Herzog, die Schweizer waren im höchſten Grade wüthend; da aber Mademoiſelle Paulmier ihre Geſchichte erzählte, da das vernünftige Weſen unſeres vielgeliebten Königs bekannt iſt, da auch der Poſten leer geblieben war und Herr Foreſtier einen Ueberfall befürchtete, ſo gab er Befehl zum Rückzug.“

„Das war klug.“

„Da kehrten die Schweizer nach dem Poſten zurück, doch zum Glück hatten ſie uns gerade in dem Augenblick getroffen, wo wir Mademoiſelle Paulmier, welche ganz in Thränen zerfloß, tröſteten. Sie gab uns Auskunft über den Weg, den die Delinquenten genommen hatten, und wir eilten, ſie zu verfolgen. Nach fünf Minuten erblickten wir dieſe Leute, welche ganz ruhig durch die Straße gingen, als ob ſie nicht das Quartier in Aufruhr gebracht hätten. Wir griffen ſie an, und

Digitized by Google

sie entkamen uns nur dadurch, daß sie in Ihr Hotel eintraten."

„Nun! das ist eine schöne Geschichte," sagte der Herzog freundlich zu dem Sergenten, „schlimm für Jedermann, Dich, mein Freund, und Deine würdigen Soldaten ausgenommen, denn wenn ich auch nicht will, daß meine Leute verhaftet werden, wie sie es verdienen würden, so will ich doch, daß sie die Kosten ihrer Unbesonnenheit bezahlen. Auf, auf, meine Herren, man besteuere sich," rief der Herzog, indem er sich nach der Seite der Schuldigen umwandte.

Und er streckte die Hand aus.

Drei ziemlich gut gespickte Börsen fielen in diese Hand.

„Meine Kinder," sagte der Herzog zu den Schützen, „nehmt dies und seid verschwiegen, selbst nachdem Ihr Alles, was diese Börsen enthalten, zu Ehren meiner glücklichen Rückkehr vertrunken habt."

Der Sergent betastete das Gold mit Befriedigung und theilte es redlich mit seinen Leuten, das heißt, er gab ihnen eine Börse für Alle und behielt zwei für sich allein; dann verschwand er, gefolgt von seiner Mannschaft.

„Nun, meine edle Herren," sprach der Herzog mit vollkommener Liebenswürdigkeit, „entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht empfangen habe, wie ich es wünschte; unter der Maske ist jeder Mensch frei und gestattet die Freiheit den Andern."

Und nach diesen Worten machte der Herzog eine Verbeugung, welche ungezwungen genug, daß sie Pecquigny gelten konnte, und dennoch ausdrucksvoll genug, daß sie noch höher adressirt sein konnte.

Die drei Männer erwiederten seinen Gruß, und nachdem Pecquigny die Straße wohl erforscht hatte, gingen sie auch weg.

Der Kleinste, als er hinausging, machte Richelieu

Digitized by Google

ein Zeichen, in welchem ſich die auf das Zarteſte ausgedrückte Dankbarkeit offenbarte.

Dann blieb der Herzog allein in ſeinem Hofe mit Raffé. Beide ſchauten ſich an.

„Nun! Herr Herzog," fragte Raffé, „was denken Sie hievon?"

„Bei Gott! Du hatteſt Recht," erwiederte der Herzog nachdenkend.

„Habe ich eine gute Naſe, Herr Herzog?"

„Oh! Raffé, ich habe nie daran gezweifelt."

„Herr Herzog, Sie können ſich nun wieder zu Bette legen."

„Du glaubſt, Raffé?"

„Ich bin feſt davon überzeugt. Es gibt bei den Abenteuern wie bei den Spielgeheimniſſen eine Progreſſion, deren Ziel der Culminationspunkt bezeichnet. Nach dem, was vorgefallen iſt, erwarten Sie nichts mehr, oder erwarten Sie vielmehr Alles."

„Raffé, Du biſt ein reizender Geiſt. Kannſt Du leſen und ſchreiben?"

„Wie, Herr Herzog?"

„Ich frage Sie, Herr Raffé, ob Sie leſen und ſchreiben können?"

„Ich kritzle und ſchmiere."

„Raffé, von dieſem Augenblick an biſt Du mein Secretaire, und werde ich je in der Academie aufgenommen . . ."

Richelieu machte eine Pauſe.

„Nun! ſo wirſt Du meine Rede verfaſſen."

„Oh! Herr Herzog!"

„Du wirſt ſie verfaſſen, oder der Teufel ſoll mich holen!"

„Legt ſich der gnädigſte Herr wieder zu Bette?" fragte der Secretaire gewordene Lackei.

„Nein, unmöglich, ich habe zu viel zu denken; nein, laß mich allein, Raffé."

„Sie haben Feuer, Herr Herzog; ich verlaſſe Sie."

Digitized by Google

Richelieu blieb allein.

„Das ist der Charakter, welchen zu moralisiren Frau von Prie mich beauftragt! Wie! ich sollte mir so viel Mühe geben, um diesem reizenden jungen Manne beschwerlich zu sein, statt ihm Vergnügen mit so geringen Kosten zu machen!“

Er träumte noch einige Augenblicke und sagte dann:

„Andere mögen sich an den Flammen der Tugend verbrennen. Ich bin offenbar nicht für den Dienst des Löschhorns geboren; ich habe einen guten Hauch, der Funke glänzt, der Stoff ist brennbar; blasen wir, alle Teufel! blasen wir; überdies würde ich nicht auslöschen.“

LII.

Das Spiel der Königin.

Trotz aller seiner Betrachtungen, verfehlte Herr von Richelieu nicht, am Abend desselben Tages zum Spiele der Königin zu gehen: er hatte ein Versprechen geleistet, dem er nicht untreu werden konnte, ohne sich mit der Marquise zu entzweien.

Man erwartete ihn. Die ganze zurückgehaltene Ungeduld des Hofes kam zum Ausbruch, als er eintrat. Die Königin allein schien ihn nicht zu bemerken.

Diese vortreffliche Prinzessin hatte aus Richelieu ihr Schreckbild gemacht. Die Heldenthaten des Herzogs waren ihr zu Ohren gekommen, als sie noch ein demüthiges junges Mädchen, und all dieser Reiz des Lasters, den man in Versailles so glänzend fand, hatte der tu-

Digitized by Google

gendhaften Prinzessin ein ungeschickter, Verbrechen bedeckender Firniß geschienen.

Sie hatte auch einen tödtlichen Haß diesem Verderber gelobt. Der Herzog seinerseits konnte sie nicht lieben. Aus dem Zusammenstoß dieser zwei Feindseligkeiten mußte nichts Vortheilhaftes für die Politik von Frau von Prie hervorgehen, welche im Gegentheil auf der Vereinigung von Herrn von Richelieu und der Königin beruhte.

Die Königin wurde, so zu sagen, gezwungen, Herrn von Richelieu anzuschauen, den sie nicht sehen wollte. Der Herzog grüßte sie mit jener vollkommenen Höflichkeit, welche alle Nuancen enthielt. Mit seinem wunderbaren Takt hatte Richelieu schon von der Schwelle des Zimmers aus die Feindseligkeit der Fürstin an der beinahe unmerklichen Bewegung erkannt, welche die Schultern von Maria Leszinska gemacht, als sie ihn hatte melden hören.

„Guten Tag, mein Herr," sagte kalt die Königin, und sie setzte sich wieder zu ihrem Cavagnole-Spiel.

Der Herzog war nicht der Mann, der um die Gunst bettelte: er wußte zu wohl, daß sie den Hochmüthigen zufällt; er war nicht der Mann, der sich übermäßig vor einer Frau erniedrigte, und wäre diese Frau Königin gewesen: er wußte zu wohl, daß die Frauen mehr die Stolzen, als die Demüthigen lieben.

Aber es war für seinen Ruf als Hofmann und als Mann von Geist von Belang, es nicht bei einem so kalten, so schlechten Empfang beruhen zu lassen.

Was hätte man in der Diplomatie gesagt? Ein schon bei der ersten Verbeugung verächtlich abgewiesener Diplomat wäre sogleich aus der Liste gestrichen worden.

Der Herzog brachte sein Gedächtniß voll von einer Menge von deutschen Prinzessinnen, polnischen Portraits, — für Maria Leszinska theure Erinnerungen, — zurück; er war überzeugt, beim ersten Worte dieser guten Familienplaudereien würde die hoffärtige Prinzessin sogleich

Digitized by Google

das Ohr drehen. Herr von Richelieu ſpeculirte auf Alles, ſelbſt auf die guten Eigenſchaften.

„Madame," ſprach er, „ich kann mich nicht von Eurer Majeſtät entfernen, ſo ſehr ſie von ihrem Spiele in Anſpruch genommen zu ſein ſcheint, ohne ihr Alles zu melden, was mir Zärtliches für die Frau und Ehrerbietiges für die Königin die Prinzeſſinnen von Braunſchweig-Wolfenbüttel und Naſſau geſagt haben."

Die Königin wandte ſich raſch um.

„Ah!" ſagte ſie mit einem Lächeln, „man denkt dort noch an mich?"

Das war die Gelegenheit für Richelieu, eines von den reizenden Worten anzubringen, wie er ſie oft fand; er beſchränkte ſich darauf, daß er ſich verbeugte und, nachdem der Pfeil abgeſchoſſen war, an ſeinen Platz zurückkehrte.

Die Königin ſah ihn ſich entfernen und wurde nachdenkend: ſie hätte dieſer Unterredung einen Fortgang gewünſcht. Lange kämpfte ſie gegen dieſen Wunſch. Minder ſtark als ihr Herz, unterlag ſie endlich.

Es war nicht nur eine gute Prinzeſſin, ſondern auch eine vortreffliche Frau, dieſe arme Königin.

„Herr Herzog," ſagte ſie, „haben Sie in Wien nicht die Gräfin von Königsmark, meine zärtliche Freundin, geſehen?"

„Doch wohl, Madame," erwiederte der Herzog, indem er mit einem ehrfurchtsvollen Eifer zur Königin zurückkehrte, „die Frau Gräfin ſpricht immer nur mit Thränen in den Augen von Eurer Majeſtät: oh! das iſt rührend."

„Gut!" rief die Königin. „Rührend! Herzensgedanken für Männer; ich glaubte, das ſei nur lächerlich."

„Madame," erwiederte Richelieu mit ernſtem Tone, „wollen Sie glauben, daß Alles das, was ein aufrichtiges Herz zeigt, die Männer von Herz ſehr tief ergreift, und wenn es ſich um die Bewunderung handelt, die

Digitized by Google

seine Fürstin einflößt, setzt jeder gute Franzose, jeder Edelmann seine Ehre darein, nie gleichgültig zu sein."

Diese Antwort brachte eine große Wirkung auf die Königin hervor, welche verstohlen einen Blick auf den Herzog warf und schwieg.

Richelieu hatte seine Sache gewonnen.

Sicherlich konnte der Herzog, wenn ihm viel daran gelegen gewesen wäre, in diesem Augenblick die Unterhandlungen im Sinne der Pläne des Herrn Herzogs von Richelieu anknüpfen.

Die Tugend war inthronisirt.

Doch der König trat ein. Der König war glänzend von Jugend und Schönheit. Nichts, die ganze Welt stimmte darin überein, kam in Frankreich der anmuthvollen Majestät des jungen Königs gleich.

Als der Herzog Ludwig XV. so schön sah, wollte er die Wirkung beurtheilen, die er auf die Königin hervorbrächte.

Der König schien in der That sehr besorgt über die Haltung seiner Frau.

Maria Lesczinska stand auf, machte die üblichen Verneigungen und setzte sich wieder, nachdem sie der Etiquette gegeben hatte, was die Etiquette forderte, nicht mehr.

Der König erröthete im Gegentheil, da er die Königin, wenn nicht schön, doch wenigstens interessant mit ihrer leidenden, schmachtenden Miene sah.

Als er aber statt des Feuers, das in seinen Augen glänzte, bei der Königin nichts Sympathetisches gewahr wurde, wie er es gewünscht hätte, zog eine Wolke, beinahe den Zornanfällen ähnlich, über seine Stirne; er seufzte und schaute die schönen, erröthenden Frauen an, die sich um ihn verneigten.

„Maria Lesczinska hat nicht einmal die Eifersucht," dachte Richelieu.

Die Königin fuhr in der That fort, ganz friedlich ihre Marken zu ordnen.

Digitized by Google

Mit einer keuchenden Bruſt athmete Ludwig XV. gierig die Wohlgerüche und die Anbetungen der Frauen ein.

Er erblickte den Herzog, der ſich ehrfurchtsvoll beiſeit hielt, bereit, zu grüßen, wenn der König an ihm vorbei käme.

Als er ſich Richelieu näherte, richtete der König an ihn ein kleines Lächeln voll Feinheit und guter Laune.

Dann wurde das Geſpräch, das ſo beſchränkt und ſo kalt von Seiten der Königin geweſen war, ſehr lebhaft und ſehr freundlich von Seiten des Königs.

Ueber ſeine Reiſen befragt, antwortete Richelieu immer auf eine Art, um die Einbildungskraft und den Geſchmack des Königs zu entflammen. Aber am Ende, als er bemerkt hatte, mit welcher ſtummen Undurchdringlichkeit es der Herzog vermied, eine Anſpielung auf die Abenteuer der Nacht zu machen, legte der König, der ſehr ſchüchtern war und wie die ſchüchternen Leute alle diejenigen liebte, welche ihn nicht in Verlegenheit ſetzten, legte der König, ſagen wir, eine Hand auf den Arm von Richelieu und ſagte zu ihm:

„Herzog, Sie haben die Königin geſehen, Sie haben mich geſehen; Sie müſſen nun den Herrn Cardinal aufſuchen.“

„Das war meine Abſicht und mein Wunſch, Sire, und ich erwartete hierzu nur die Erlaubniß Eurer Majeſtät.“

„Gut! Sie werden dem Herrn Cardinal ungemein gefallen, ich bin feſt davon überzeugt.“

„Meine Achtung wird mir das Vermögen geben.“

„Der Herr Cardinal iſt ein ſehr unterrichteter Mann und ein guter Rathgeber. Sie haben viel Erfahrung, Herr Herzog.“

Dieſes Wort: Erfahrung, bei dem jungen König, bedeutete Alles, was das Jünglingsalter an Wünſchen und an Anbetung für die Wiſſenſchaft des Guten und des Böſen hat, mit der das reifere Alter vertraut iſt,

Digitized by Google

und die Herrn von Richelieu besonders eigenthümlich war, da er so frühzeitig in den Baum, welcher sie trägt, gebissen hatte.

„Genug, Sire," antwortete der Herzog, „um im Stande zu sein, meine Dienste für Seine Majestät wirksamer zu machen."

„Herzog, ich werde es nicht vergessen; suchen Sie also den Cardinal auf und sagen Sie ihm, daß ..."

Er schaute umher. Richelieu horchte. Der König fuhr fort:

„Sagen Sie ihm, daß ich mich langweile," sprach er mit einem düsteren Blick und mit einem Falten der Stirne, das den Olymp von Versailles zittern gemacht hätte, wäre dieses Falten von der Stirne von Ludwig XIV. ausgegangen.

„Eure Majestät langweilt sich!" rief Richelieu, der den Erstaunten spielte.

„Ja, Herzog."

„Mit Ihrem Alter, mit Ihrer Schönheit, mit dem Königreiche Frankreich?"

„Gerade deshalb langweile ich mich, Herzog: mein Alter verhindert mich, zu regieren, wie ich gern möchte. Das Königreich Frankreich verhindert mich, mich zu belustigen, wie ich könnte."

„Sire, die Langweile ist eine tödtliche Krankheit; ich werde es nicht dulden, daß Eure Majestät des Arztes entbehrt."

„Gut, der Herr Cardinal würde lachen, wenn er Sie hörte; er hat mir immer wiederholt, ein Mensch könne sich auf Erden nicht langweilen."

„Sire," erwiederte der Herzog, „das ist so, weil Ihnen der Herr Cardinal offenbar nicht alle Mittel mitgetheilt, die er hat, um sich zu belustigen."

Es war das erste Mal, daß ein Höfling es wagte, einen Scherz vor dem König über diesen angebeteten Erzieher von Ludwig XV. zu machen. Herr von Ri-

Digitized by Google

chelieu fühlte wohl, daß er sich gefährdete; doch er wollte ein großes Spiel spielen, um mehr zu gewinnen.

Der König ärgerte sich nicht; im Gegentheil, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, sagte er mit sanftem Tone:

„Herzog, Herr von Fleury hat Recht gehabt, mich nicht sogleich alle Belustigungen der Welt zu lehren; bleibt mir Zeit, zu leben, so werde ich wenigstens Versuche zu machen haben."

„Ich stehe dafür," sagte Richelieu.

„Sie werden mir helfen, Herzog?"

„Ich bin zu den Befehlen Eurer Majestät."

„Besuchen Sie also den Herrn Cardinal."

„Schon morgen."

„Und sagen Sie ihm . . ."

„Ja, Sire, Euere Majestät langweile sich."

„Und ich wolle Krieg führen, um mich zu unterhalten," fügte der König mit einer Heuchelei bei, die den Herzog mit tiefer Bewunderung erfüllte, nach den Freiheiten dieses Gespräches, in welchem er das Herz des Königs und seine mehr verliebten, als kriegerischen Neigungen zu erschauen geglaubt hatte.

„Sire," sagte er, indem er sich in die Rolle einschloß, die man ihm vorgezeichnet hatte, „ich werde meinen Ruhm darein setzen, Eurer Majestät in dem, was sie wünscht, zu dienen. Aus meiner Zusammenkunft mit dem Herrn Cardinal geht, wie ich hoffe, die Lösung hervor, welche Eure Majestät zufriedener machen wird."

Der König drehte sich auf den Fersen um. Richelieu vollendete seine tiefe Verbeugung.

„Ah!" sagte er, „wenn sich Frau von Prie nicht mit mir versteht, so werde ich nicht mit ihr sein, das ist entschieden."

Sein Wagen erwartete ihn, er wechselte einige Zeichen mit Pecquigny, der ihm zu der kleinen Thüre nachfolgte.

„Nun! Pecquigny?" sagte er.

Digitized by Google

„Nun! Herzog, Du wirst vom König angebetet.“

„Gut. Sage mir: Wer war die dritte Maske heute Nacht?“

„Bachelier, der erste Kammerdiener des Königs.“

„Ich danke,“ sprach Richelieu.

Und er kehrte allein nach Hause zurück.

LIII.

Der Kammerdiener von Herrn von Fréjus.

Herr von Richelieu hatte dem König versprochen, er wollte sein Wort nicht brechen.

Er machte also dem Herrn Cardinal von Fleury den Besuch, den Saint-Ceran von einem Botschafter, der von seiner Sendung zurückgekehrt, erwartete.

Herr von Fleury, Bischof von Fréjus, Erzieher des Königs, verdient wohl einige Züge unserer Feder, und wäre es nur zum Verständniß der Rolle, die er in diesem Buche spielen wird.

Das war in der Zeit, um die es sich handelt, ein betagter, verschmitzter, übersättigter Geistlicher, wie später Beaumarchais sagte, ein Greis jung für die Intrigue, ein Geist fruchtbar an kleinen Mitteln, die er mit Muße unter der Regierung von Ludwig XIV. im Schatten der Roben des Pater Lachaise und von Frau von Maintenon studirt hatte.

Er kannte den Hof, er war des Königs sicher; mehrere Versuche, die man gemacht, um ihn aus dem Besitze zu setzen, hatten sich zur Verwirrung und Beschämung seiner Feinde gewendet, und er hatte nicht den geringsten Ruhm daraus zu ziehen geschienen.

Digitized by Google

Im Gegentheil, bei jedem neuen Triumphe wurde er demüthiger, als zuvor.

Man hatte bei drei kritischen Umständen, als schon sein Credit zu wanken schien, den jungen König mit Thränen und Schreien ungeduldigen Zorns seinen alten Lehrer wiederverlangen sehen, der ihn an Spielzeug, an Bonbons und an eine sehr große Freiheit bei dem, was ihn nicht von seiner Politik entfernte, gewöhnt hatte.

Fleury besaß also das Geheimniß, das den Leuten von Hofe das Maß von allen denjenigen gibt, mit welchen sie es zu thun haben, ein unfehlbares Geheimniß, um zu regieren: das Talent, sich hinter einem Throne zu schirmen und mit verborgenen Fäden die Arme und die Zunge des Automaten in Bewegung zu setzen, der unter dem pomphaften Namen König figurirt.

In diesem Augenblick suchte sich Fleury des Herrn Herzogs von Bourbon, des ersten Ministers, zu entledigen, den er selbst zu diesem Amte nach dem Tode des Regenten hatte ernennen lassen.

Die Scandal-Liebhaber sagten, Fleury wolle selbst regieren; die Leute ohne Empfänglichkeit erklärten, der Herr Herzog verdiene die Intimität des Cardinals wegen seiner Manieren, welche die Regentschaft unter einem König fortsetzten, dessen Character sich als moralisch und wesentlich reformirend ankündigte.

Eine Thatsache ist es, daß Herr von Bourbon oder vielmehr Frau von Prie den der Königin widerstrebenden Cardinal stürzen wollte, und daß der Cardinal alle Fugen am Harnisch des Ministers suchte, um ihn an den guten Stellen zu treffen.

Man kennt durch die Unterredung des Herzogs von Richelieu mit Frau von Prie die Wunden des Herrn Herzogs, und man wird vielleicht staunen, daß unter Leuten von einer Moralität, welche so sicher, sich zu verstehen, nicht mehr wirkliche Sympathie herrschte.

Der Leser, der bei dieser Angelegenheit ohne Herrn

Digitized by Google

von Richelieu rechnen würde, liefe jedoch Gefahr, sich zu täuschen. Der Herzog war nicht von Wien zurückgekehrt, um dieser ganzen Hofpolitik fremd zu bleiben, in welche wir den Leser mit vollen Segeln haben einlaufen lassen.

Der Herzog kam beim Cardinal an.

Fleury, der die Einfachheit bis zur Prätension trieb, ging, für die meiste Zeit, nach Issy zu den Sulpicianern, seinen Freunden, und that sein Bestes, um ihnen die Jansenisten verfolgen zu helfen.

Er studirte gründlich die Theologie, ehe er zur höheren Politik überging.

Umgeben von seinem Beichtiger, dem Abbé Polet, von seinem Kammerdiener Barjac, die ihn Einer nach dem Andern, zuweilen Einer zu gleicher Zeit mit dem Andern, führten, kam er mit Bescheidenheit zurück, — mit der Bescheidenheit eines Mannes, der Bischof geworden ist und Papst zu werden hofft.

Die Menge beeiferte sich immer, ihn in Issy zu sehen, wenn er, der Hofmeister des Königs und der Gebieter Frankreichs, geruhte, die Thüren dieser Einsiedelei offen zu lassen; Thüren, an welche Jeder demüthig klopfte, und die besser bewacht waren, als die des Louvre.

Hier bildete sich auch Herr Hercules von Fleury insgeheim einen Hof, dessen erste Operationen ihn in seinen ehrgeizigen Absichten unterstützen und zu einer Macht führen sollten, nach der er duckmäuserisch begehrte.

Leutseligkeit gegen alle diese Söhne der Roués heuchelnd, die es nicht mehr wagten, sich in Gegenwart des ehemaligen Gouverneur des Königs an den Tisch zu setzen, wo ihre Väter, lustige Gefährten des Regenten, Orgie gemacht, hatte der Bischof, um die Wahrheit zu sagen, keinen erklärten Feind.

Ich nehme die Kriegsleute aus, die ihn durchdrungen hatten, doch das war ein seltenes Privilegium.

Die Geiſtesart des Gouverneur gehörte ganz ihm, und dieſe Geiſtesart, die ihm eigenthümlich war, hielt ihn ab, je auch nur ein wenig mehr davon zu zeigen, als er ſehen laſſen wollte.

Die Leute mit Specialität haben das Problem der Univerſalität gelöſt oder glauben es wenigſtens gelöſt zu haben. In einer Sache ſich auszeichnen heißt die ganze Welt der Neidiſchen verletzen, heißt mehr vereinigen, als das Ganze der Vollkommenheiten, das die Welt gewöhnlich geſtattet.

Die Welt der Höflinge hatte alſo für Herrn von Fleury ſo viel Verehrung und Vertrauen, als der Hofmeiſter von Ludwig XV. wünſchen konnte. Sein ganz verſchleierter Ehrgeiz, wenn man ſo ſagen darf, gegenüber einer ſo hellſehenden Welt, wie die, welche die Vorzimmer eines neuen Hofes füllt, ließ die Stellung errathen, die er einnehmen konnte; er ſchien ſie zu verachten, und man wußte ihm allgemein Dank dafür, daß er ſie verachtete.

Der Biſchof, ein gewandter Diplomat, benützte mit einer bewunderungswürdigen Weisheit alle einzelne Gewogenheiten, die ihm den Weg zu der Macht, nach der er begehrte, bahnen ſollten.

Mazarin, dieſer Zögling von Richelieu, der ſich eine Macht conſtituirt, welche der große Cardinal vergebens an ſich zu reißen gehofft hatte, Mazarin und Richelieu betrachtete Herr von Fleury als die Vorbilder, welche er ſchon durch die günſtigen Chancen, die ihm ſeine Zukunft zu bieten ſchien, verwiſcht glaubte.

Hätte man dieſem Mann das Vermögen von einem der Pairs der neuen Beförderung geboten, er würde es mit Geringſchätzung ausgeſchlagen haben.

Tag für Tag ſeine kleine Intrigue für den andern Tag machen; eine Woche arbeiten, um die andere Woche zu verdienen, wenn er in der Begeiſterung war; einen Monat lang den folgenden Monat zu verdienen ſuchen, wenn ihn ſeine Inſpiration unterſtützte, dies war ſein

Digitized by Google

Leben, dies war seine unablässige Arbeit, seitdem er am Hofe hielt. Ludwig XV., der Enkel von Ludwig XIV., derjenige, welcher wie sein Großvater sagen konnte: „Der Staat, das bin ich!“ der König gehörte nicht Frankreich; er gehörte nicht sich selbst: er gehörte Fleury, der ihn für seine eigene Rechnung, für sein eigenes Glück erzogen hatte.

Fleury war auch auf alle Welt eifersüchtig; Fleury betrachtete auch mit Eifersucht die Königin, diese erste Vergötterung des Königs, seit dem ihm seine Spielzeuge gleichgültig waren.

Die Königin hatte begriffen: sie gab ihm seine Feindschaft zurück, sie machte Gegengewicht mit dem Herzog von Bourbon und der Marquise von Prie, ihren Pathen, als es sich um das Königreich Frankreich gehandelt hatte.

Richelieu, indem er, am Tage vor seinem Besuche, die Kälte der Königin hinnahm, spielte ein vortreffliches Spiel, um sich dem Cardinal zu nähern. Wir wollen ihm nach Issy in seinen Kartencombinationen folgen.

Fleury erwartete ihn dort. Dieser Mann, der in der Zurückgezogenheit lebte, dieser einsame Mann wußte besser als der Polizeilieutenant Alles, was bei Hofe vorging.

Richelieu, der an seinen Gewohnheiten nicht zweifeln konnte, bereitete sich auf die Reise vor. Er wünschte sich dazu Glück, denn schon im Vorzimmer traf er Barjac.

Dieser Barjac war eine sonderbare Gattung von Menschen; ergraut im Dienste des Cardinals, dessen Glück, eine etwas launenhafte Prinzessin, er unterstützt, hatte durch dreißig Jahre der Treue, der Ergebenheit eine solche Herrschaft über den Cardinal erlangt, daß dieser ihm nicht nur die materielle Direction seines Lebens, sondern auch einen großen Theil der geistigen überließ.

Barjac verdankte dieses Vertrauen und dieses An-

Digitized by Google

ſehen einer großen Gewandtheit gemiſcht mit einer hinreichenden Doſis von Offenherzigkeit; er liebte wirklich und bewunderte ſeinen Herrn, was kein mittelmäßiger Beweis von ſeiner Gutmüthigkeit war, und da er Aufrichtigkeit für das Intereſſe des Cardinals beſaß, ſo ließ man es ihm hingehen, daß er einige Anordnungen für ſein eigenes Intereſſe traf.

Ein politiſcher Diener, ſagte er wir, wenn er von den Cabinetsangelegenheiten ſprach, wie er ehedem: unſer Silberzeug und unſer Park ſagte, wenn er von den Angelegenheiten von Herrn von Fréjus ſprach.

Barjac mit Zartheit behandeln war eine Wiſſenſchaft erſter Nothwendigkeit bei Seiner Herrlichkeit, welche ſehr oft, wenn ihre Tafel voll war, die ausgezeichnetſten Höflinge zu Barjac mit den Worten ſchickte:

„Es iſt kein Platz mehr hier, ſpeiſen Sie mit Barjac.“

Zwiſchen dem Worte von Richelieu: „Meine Herren, ich verlange, daß der König bedient werde,“ und dem Worte von Fleury: „Meine Herrn, ſpeiſen Sie doch mit Barjac,“ liegt die ganze Geſchichte des franzöſiſchen Adels ſeit 1620 bis 1720: ein Jahrhundert der Hinfälligkeit und Servilität.

Doch dieſer ſo mächtige Barjac war kein Dummkopf, der ſich leicht mit dem Zauber des Weihrauchs führen ließ: viele Höflinge hatten ſich die Finger daran verbrannt. Barjac wußte die Kohlen auf diejenigen zurückzuwerfen, die ihn mit Ungeſchicklichkeiten beräucherten.

Als eines Tags ein Herzog und Pair, der bei ihm ſpeiſte, ihn umarmt, begrüßt, bei Tiſche mit tauſend Vertraulichkeiten überhäuft, ganz wie ſeines Gleichen behandelt hatte, ſtand Barjac auf, nahm einen Teller mit der rechten Hand, eine Serviette mit der linken, bediente den vornehmen Herrn und ſagte zu ihm:

„Gnädiger Herr, wenn Sie ſich ſo bei Barjac vergeſſen, geziemt es ſich doch nicht, daß ſich der arme Barjac bei Ihnen vergißt.“

Digitized by Google

Ein solcher Kämpe war schwer zu bezähmen.

Richelieu trat ein.

„Guten Morgen, Barjac," sagte er; „wie geht es Ihnen?"

„Der Herr Herzog!" rief Barjac sein Gesicht entfaltend, als ob er erstaunt gewesen wäre.

„Von fern zurückgekehrt, Barjac! Ah! Barjac, Sie werden stark, mein Freund!"

„Sie finden, Herr Herzog?"

„So geht es, wenn man sich nicht mit der Politik beschäftigt."

Barjac lächelte fein.

„Monseigneur hat eine gute Reise gehabt?" sagte er.

„Eine vortreffliche! Sieht man Herrn von Fréjus?"

„Er war nicht benachrichtigt, doch er wird glücklich sein, Sie zu sehen."

Sie werden mir einen Dienst erweisen, wenn Sie mich allein einführen."

„Noch einen Augenblick Geduld, wenn es Ihnen gefällig wäre; wir haben heute ein Gewimmel: lauter Angelegenheiten von der letzten Woche. Es ist der Schweif der abscheulichen Geschichte mit Spanien, von der Sie etwas wissen."

„Ja," sagte Richelieu; „Ihre Katholische Majestät will durchaus nichts hören."

„Ah! man muß gestehen," versetzte Barjac, „wir haben sie grausam dadurch verletzt, daß wir die Infantin zurückgeschickt. Setzen Sie sich an ihre Stelle, Herr Herzog, wenn Sie Kinder im Auslande etablirt hätten, und man schickte sie Ihnen zurück wie irrthümliche Waare!"

„Sie haben Recht, das wird endlos sein."

„Nur von Seiten der Königin von Spanien, denn der König . . ."

„Oh! Seine Katholische Majestät Philipp V. hegt keinen Groll: er hat beinahe nicht mehr genug Grund hiefür;

Digitized by Google

doch, mein lieber Barjac, ſagen Sie mir, wird der Herr Cardinal lange warten laſſen?"

Barjac, der Kammerdiener, Barjac, dem ſeine kleine Gewalt doch nicht die volle Freiheit gegen die Manieren des vornehmen Mannes geben konnte, die ihn immer bezähmten, verführt überdies durch die wechſelnde Vertraulichkeit des Herzogs, ging Barjac auf der Stelle ab, um ihn dem Cardinal zu melden.

Man führte den Herzog ſogleich ein.

Beim Anblick des Herzogs ſtand ein ſtattlicher Greis von ſtrengem Geſichte, der bei Fleury ſaß, auf, grüßte ernſt und entfernte ſich alsbald, doch nicht ohne zuvor den ſehr abgemeſſenen Gruß von Herrn von Richelieu in Empfang genommen zu haben.

Denn dieſer Greis war die zweite Macht nach Herrn von Fleury oder vielmehr neben ihm.

Es war der Pater Polet, ſein Beichtiger, der furchtbare Verfolger der Janſeniſten, dem ſicherlich nur Ludwig XIV. und die Gelegenheit fehlten, um den franzöſiſchen Boden von den Ketzereien von Arnaud und Nicolle zu reinigen.

Der Herzog blieb mit dem Biſchof allein.

LIV.

Herr von Fréjus, Erzieher von König Ludwig XV.

Der Cardinal war alt, aber noch friſch; er hatte eine ſalbungsreiche und überzeugende Leutſeligkeit, welche, in Augenblicken und für gewiſſe Angelegenheiten, ſeinen Mittheilungen die Feierlichkeit gab, der ihn der völlige Mangel an Genie bei den großen Veranlaſſungen beraubt hätte.

Digitized by Google

Er hatte den ruhigen, forschenden Blick des Mannes, der gewohnt ist, ferner als im Geiste zu suchen, das Gewissen zu durchgraben.

In dem was man ihm sagte, hörte er kaum etwas Anderes, als das, was man ihm nicht sagte. Er durchdrang die Form und verfehlte selten, das Uebrige zu errathen.

Herr von Fréjus, Anfangs Abbé, dann Bischof, dann Cardinal; Herr von Fleury, ein mittelmäßiger Mensch, der dennoch, unumschränkt in seiner scheinbaren Demuth, die höchste Stellung von Europa einnahm, machte seine Politik mit der Erinnerung der Traditionen der letzten Regiernng. Man hätte glauben sollen, es sei, in Abwesenheit von Ludwig XIV., ein Interim des Pater Letellier.

Als Richelieu eingeführt war, begann Fleury mit Höflichkeiten. Der Gesandte, wie man sich denken kann, blieb nicht gegen ihn im Rückstand. Mit dem vollkommenen Takt, den er besaß, hatte er schon aus dem Gruße, schon aus dem Blicke von Herrn von Fréjus errathen, daß er sich nur ermuthigen zu lassen brauchte.

Der Cardinal machte ihm als ein Mann von gutem Anstand Complimente über seine Unterhandlung beim Kaiser.

„Monseigneur," sagte Richelieu, „die Sache war leicht, ich hatte Ihre Ideen."

„Gleichviel," erwiederte Fleury, „es war schwierig für einen so jungen Mann, wie Sie sind, diese, von der Wiege an schwerfällige, deutsche Köpfe zum Guten zu lenken."

Richelieu lächelte.

„Monseigneur," entgegnete er, „Sie täuschen sich im Anschein. Ich bin nicht jung."

„Man sagt es," versetzte Herr von Fréjus, ebenfalls lächelnd. „Sollte das zufällig wahr sein?"

„Oh! Monseigneur, mit einem Worte werden Sie

Digitized by Google

begreifen, warum ich nicht mehr jung zu sein nöthig habe."

„Sprechen Sie dieses Wort aus, Herr Herzog."

„Ich bin ehrgeizig geworden."

„Gut! das mußte früher oder später bei dem Enkel des großen Cardinal kommen."

„Nun! Monseigeur, das ist gekommen."

„Werden Sie den Krieg oder die Diplomatie treiben?"

„Das Eine oder das Andere, nach der Wahl Seiner Majestät."

Und indem er diese Worte sprach, verbeugte sich der Herzog auf eine Art, um Fleury zu beweisen, während er eine falsche Adresse auf den Brief setze, den er auf die Post warf, wünsche er doch, daß dieser Brief an die wahre gelange.

Fleury erwiederte dies mit einem kleinen freundschaftlichen Gruße, welcher bedeutete, er habe vollkommen begriffen.

„Sie stehen gut mit dem Könige?" fragte er.

„Ich hoffe es, Monseigneur. Ich komme so eben an und bin seit zwei Jahren Niemand beschwerlich gewesen."

„Wie haben Sie den König gefunden?"

„Bezaubernd."

„Nicht wahr?"

„Und ganz königliche Manieren. Nur . . ."

„Was denn?" fragte Herr von Fréjus.

„Der König langweilt sich."

„Was sagen Sie da!"

„Eine officielle Neuigkeit, Monseigneur, denn der König in Person hat mich beauftragt, sie Ihnen mitzutheilen."

„Der König langweilt sich?"

„Zum Sterben."

„Das ist nicht möglich!"

„Es ist wirklich so, Monseigneur."

„Und er hat es Ihnen gesagt?"

Digitized by Google

„Gestern Abend, ausdrücklich."

„Wo dies?"

„Beim Spiele der Königin, wohin ich mich meiner Pflicht gemäß begeben hatte."

Die acht letzten Worte unterbrachen auf den Lippen von Herrn von Fréjus eine nach den vier ersten angefangene Grimasse.

„Oh! das ist äußerst ernst," sagte der Cardinal, glücklich, durch diese zarte Gewandtheit von Richelieu mitten in den Strom der Unterredung geworfen worden zu sein. „Lassen Sie uns das erwägen, wenn Sie mir einen Augenblick schenken können, Herr Herzog."

„Das ganze Leben, Herr Cardinal."

„Nun! so benützen wir es, um zu plaudern."

Er klingelte, und Barjac trat ein.

„Barjac," sagte Herr von Fréjus, „heißen Sie Jedermann weggehen; ich bin müde und werde heute Niemand mehr sehen."

Barjac lächelte Richelieu zu und entfernte sich wieder.

„Ich kann mich über das, was Sie mir gesagt haben, nicht fassen," rief Herr von Fréjus; „und in der That, wenn Sie es nicht wären . . ."

„Sie wissen, daß ich nicht mehr lüge."

„Nicht mehr . . . Nie?"

„Nie mehr, Monseigneur . . . ausgenommen in Wien gegen die Spanier; auch geschah dies nur einige Male."

„Für das Wohl des Dienstes?"

„Ich habe die Absolution dafür gehabt."

„Ein außerordentlicher Mann! Sie werden also immer derselbe sein?"

„Oh! nein, Monseigneur: ich sagte Ihnen schon, ich habe mich so sehr geändert, daß ich mich nicht mehr erkenne."

„Ich will sagen, man müsse sich immer mit Ihnen vor der ganzen Welt beschäftigen."

Digitized by Google

„Das ist nicht meine Schuld.“

„Wessen Schuld ist es denn?“

„Es ist die Schuld der Leute, welche die Güte haben, mir mehr Werth zuzuerkennen, als ich wirklich besitze.“

„Gut! ich wollte mit Ihnen einzig und allein vom König sprechen, und ich sehe mich dahin gebracht, daß ich nur von Ihnen rede.“

„Ein armseliger Gegenstand, Monseigneur.“

„Lachen Sie nicht. Sie würden behaupten, Sie lassen sich die Absolution geben?“

„Ich bin sehr religiös, Monseigneur.“

„Oh! Herzog,“ sagte der Greis den Kopf schüttelnd, „mir scheint, ich höre noch in meinen Ohren gewisse Gerüchte von Wien klingen, welche alle diese Bekehrungswunder Lügen strafen.“

„Wenn ich mich nicht sehr täusche, weiß ich, was Sie meinen,“ erwiederte Richelieu.

„Ja, eine gewisse Scene.“

„Der Magie?“

„Ganz richtig.“

„Wohl! Monseigneur, erweisen Sie mir die Ehre, mir, einem armen Fremden, zu sagen, wie man Ihnen die Sache erzählt hat; dann werde ich Ihnen die Wahrheit sagen.“

„Oh! das ist kurz. Man hat erzählt, Sie haben mit Herrn von Sinzendorf Versuche der weißen Magie gemacht.“

„Wo dies, Monseigneur?“

„An einem abgelegenen Orte, bei Wien . . . in Steinbrüchen, glaube ich, und dort haben Sie mit dem Magier, der Sie zu viel oder zu wenig den Teufel habe sehen lassen, einen Streit bekommen, in Folge dessen man den armen Teufel, — ich spreche vom Magier, wohlverstanden, — todt, — sagen wir das Wort, — ermordet gefunden.“

„Alles dies ist die genaue Wahrheit, Monseigneur;

Digitized by Google

ſchneiden wir nur von dieſer ganzen Erzählung ein Wort weg."

„Das Wort ermordet, nicht wahr?"

„Wenn es Ihnen gefällig wäre."

„Alſo weder Sie, noch Herr von Sinzendorf . . ."

„Keiner von uns Beiden hat den Magier ermordet."

„Er iſt aber doch geſtorben."

„Es iſt wahr, er hat uns dieſen boshaften Streich geſpielt; hören Sie jedoch, wie ſich die Sache zugetragen hat. Herr von Sinzendorf und ich, wir ließen uns die Nativität ſtellen."

„Sie geſtehen es?"

„Ja, Monſeigneur, und hierin liegt die Sünde."

Herr von Fleury beſtätigte als Theolog durch ein Nicken mit dem Kopfe.

„Der Zauberer fing damit an, daß er uns einige Wahrheiten und viele Lügen erzählte. Er theilte uns gewiſſe in der Diplomatie unbekannte Hofgeheimniſſe mit."

„Das war alſo ein Zauberer von gutem Hauſe?"

„Sodann erbot er ſich, Jedem von uns zu verſchaffen, was uns am meiſten gefiele."

„Sie verlangten von ihm, immer von den Frauen geliebt zu werden?"

„Mein Gott! nein, Monſeigneur, denn darin lag gerade die Frage. Ich hatte die Eitelkeit, zu glauben, dieſes Verlangen ſei unnöthig."

„Sehen Sie!"

„Ich verlangte den Schlüſſel zum Herzen der Prinzen."

„Ah! ah! ich ſehe Sie kommen, immer Ihre Ideen des Ehrgeizes."

„Sie haben um dieſe Zeit gekeimt."

„Nun! hat er Ihnen dieſen Schlüſſel gegeben?"

„Monſeigneur, die Sache war ihrem Abſchluſſe nahe, als ein unerwartetes Ereigniß unſere Pläne ver-

Digitized by Google

rückte. Eifersüchtig auf den Schlüssel zum Herzen der Prinzen, in Betracht, daß er ihn zu besitzen glaubte, verlangte Herr von Sinzendorf den Schlüssel zum Herzen der Frauen."

„Der Zauberer konnte Sie Beide befriedigen, ohne den Einen oder den Andern von Ihnen vor den Kopf zu stoßen."

„Hier ist gerade das Drama. Kaum hatte er diese unvorsichtigen Worte von sich gegeben, als ihm der Zauberer antwortete, für gewisse Leute sei der Schlüssel zum Herzen der Frauen unnütz, weil die Frauen kein Herz haben."

„Ho!" machte Herr von Fleury.

„Es war ein wenig Uebertreibung hiebei. Herr von Sinzendorf greift auch sogleich die Sache auf und erklärt die Behauptung des Zauberers für verleumderisch.

„Bah!"

„Das ist begreiflich, Monseigneur. Herr von Sinzendorf hatte in diesem Augenblick die zärtlichste Neigung für eine Dame, auf deren Liebe er zählen zu können glaubte."

„Vanitas vanitatum!" murmelte Herr von Fleury.

„Ganz richtig, Monseigneur: mochte nun der Zauberer diese Leidenschaft kennen, mochte er wirklich Zauberer sein und sie errathen: er antwortete:

„„Mein Herr, Frau von * * *, die Sie lieben, ist der schlechteste Beweis, den Sie zur Unterstützung Ihrer Ansicht über die Frauen wählen konnten.""

„Oh! der Pfeil war nicht stumpf."

„Er stach auch Herr von Sinzendorf mitten ins Herz; der Zorn stieg ihm in die Augen, und er rief:

„„Ha! Bursche! Du lügst!""

„„Mein Herr,"" erwiederte der Zauberer, ohne aus der Fassung zu kommen, „„man müßte nie einen Mann, und noch weniger einen Zauberer Lügen strafen, und besonders müßte man nie denjenigen beleidigen, welchen man belästigt hat.""

Digitized by Google

„Das war ein sehr empfindlicher Zauberer.“

„Diese Reflexion machte ich mir auch, Monseigneur. Seine Empfindlichkeit setzte mich in Erstaunen. Er schien mir unter dieser Sache etwas ganz Anderes zu errathen, als das, was Herr von Sinzendorf selbst darin zu sehen geglaubt hatte. Der Ort war schlecht gewählt, wie Sie gesagt haben, Monseigneur. Wir befanden uns mitten unter Steinbrüchen, eine Meile von Wien, bei Nacht, ohne Licht, nur von einem ziemlich bleichen Monde beschienen; dieser Zauberer hatte das Aussehen eines Menschen, der mit der Einsamkeit ziemlich vertraut und ganz bereit ist, seinen Nutzen daraus zu ziehen. Ich bedeutete Herrn von Sinzendorf durch Winken, er möge schweigen. Doch er ließ sich fortreißen. Er forderte den Zauberer heraus, ihm über Frau von *** etwas zu beweisen, was ihm unangenehm wäre.“

„Was that dann der Zauberer?“

„Ah! Monseigneur, der Zauberer wurde von seinem bösen Sterne angetrieben. Er sprach, er sprach beinahe eine halbe Stunde und unterrichtete Herrn von Sinzendorf, der bald krampfhaft zuckte, bald erröthete und erbleichte, von Dingen, die mich zugleich lachen, beben und zittern machten.“

„Was für ein Mensch war es denn?“

„Ein unglücklicher Mensch, Monseigneur; er trieb Herrn von Sinzendorf aufs Aeußerste, und dieser wollte ihn bestrafen; als dies der verdammte Zauberer sah, zog er mitten aus den Steinen einen kurzen, aber soliden Degen, den er hier verborgen hatte, und empfing Herrn von Sinzendorf auf eine so derbe Art, daß die Partie sich für meinen Gefährten in eine Katastrophe zu verwandeln drohte.“

„Und was für ein Mann war Herr von Sinzendorf?“ fragte Herr von Fleury.

„Ein sehr wohl erzogener, sehr gut unterrichteter, doch er hatte es mit einer starken Gegenpartei zu thun. Er wurde vom Zauberer mit solcher Gewalt angegriffen,

Digitized by Google

daß ich glaubte, es sei Zeit, mich vom einfachen Zuschauer zum Schauspieler zu machen. Es handelte sich darum, Herrn von Sinzendorf zu retten; ein falscher Schritt hatte ihm das Verderben bereitet, er war aus dem Lager gebracht, klitschte rückwärts, fiel nieder, und der Zauberer stürzte auf ihn los, um ihm den Rest zu geben."

„Ei! das war also der Teufel, dieser Mensch?"

„Der Teufel in Person, Monseigneur, ich habe es immer gedacht, und der Beweis . . ."

Herr von Richelieu hielt inne.

„Ah! Sie haben einen Beweis?"

„Ja, Monseigneur, zum Beweise dient, daß er von mir einen Degenstich erhielt, der unter der rechten Brust eindrang und unter der linken Schulter heraus kam, ohne daß aus der einen oder der andern Wunde auch nur ein einziger Tropfen Bluts ausfiekerte."

„Nun! Sie sehen, er erhielt von Ihnen einen Degenstich, Herzog."

„Ja, Monseigneur, und zwei von Herrn von Sinzendorf, den die Hülfe, die ich ihm geleistet hatte, wieder in den gehörigen Stand setzte. Wir waren im Falle legitimer Vertheidigung, Monseigneur, und mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf."

„Kurz, Sie haben den Teufel getödtet, das ist das Klarste, was ich in Allem dem sehe."

„Monseigneur kennt das Sprichwort: Es ist besser, wir tödten den Teufel, als daß der Teufel . . ."

„Uns tödtet. Armer Zauberer! wie Schade, daß er es mit zwei Narren, wie Sie, zu thun gehabt hat! Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, so hätte der Zauberer mich nicht beleidigt, und ich hätte den Zauberer nicht beleidigt; ich hätte Alles erfahren, was Sie wissen, und noch viele andere Dinge; das ist die Frucht der Geduld."

„Oh! Monseigneur, obgleich wir ein wenig lebhaft gewesen sind, ich gestehe es zu, so hatte der arme Teu-

Digitized by Google

fel doch Zeit gehabt, uns von einer Menge guter Dinge zu unterrichten."

„Ich glaube Ihnen; doch ich bitte, kommen wir auf Ihre Bekehrung zurück."

„Sie datirt gerade von damals, Monseigneur. Schuldig, beinahe einen Menschen aus Gründen, die nicht ganz zu rechtfertigen, getödtet zu haben, brach ich mit der Neugierde, brach ich mit den Frauen, brach ich mit dem Zorn, was die drei großen Steine des Anstoßes im Leben sind."

„Lassen Sie hören, was hat Ihnen der Zauberer gesagt?"

„Wohl! Monseigneur, er hat mir auf eine zuverlässige Art das Mittel angegeben, den Königen zu gefallen."

„Hat er Geheimhaltung von Ihnen gefordert?"

„Monseigneur, ich würde Sie nichts lehren, Sie, den der König vergöttert; lassen Sie mich also ein wenig für mich die Vortheile behalten, die ich unter Weges einernte."

„Da Sie so verschwiegen sind, so machen Sie allein von Ihren Mitteln Gebrauch; aber benützen Sie dieselben schnell; der König langweilt sich, sagen Sie; gefallen Sie ihm dadurch, daß Sie ihn belustigen."

„Darauf ziele ich ab, Monseigneur, das ist auch der Grund meines Besuches in Issy."

„In Issy, Herr Herzog!" rief der Cardinal, welcher glaubte, Richelieu überliefere sich zu frühe, und noch länger seine Diplomatie destilliren wollte. „Sie sagen, Sie seien nach Issy gekommen, um den König zu zerstreuen? Ei! Herr Herzog, was könnten Sie dem König Anderes zurückzubringen finden, als eine Langweile, welche noch viel größer, als die seinige?"

„Monseigneur," erwiederte der Herzog, „Sie haben mich nicht verstanden. Ich habe nie danach getrachtet, durch weltliche Gedanken diese fromme Einsamkeit, in

Digitized by Google

der Sie leben, zu ſtören. Gott ſoll mich behüten! Und dann ſind das meine Ideen.“

Der Cardinal ſchlug ſein beobachtendes Auge zum Herzog auf, als wollte er ihn fragen, welche Art von Ideen er haben könnte, ſollte er nicht die haben, von denen man wünſchte, daß er ſie hätte.

Doch der Herzog hatte ſich eine Rolle gemacht.

„Monſeigneur,“ ſagte er, „ich habe wohl nachgedacht, ſeitdem ich den König ſo traurig geſehen, und ich habe mich damit beſchäftigt, ihm Unterhaltungen zu finden, über deren Gegenſtand ich Sie um Rath fragen will.“

„Ah! das heiße ich ſprechen,“ rief Fleury. „Laſſen Sie hören, Herr Herzog, laſſen Sie hören, Sie ſind ein Mann von gutem Rath, und in Dingen der Beluſtigung müſſen Sie von erſter Stärke ſein. Der König hat ſich nicht ſchlecht adreſſirt.“

Richelieu lächelte beſcheiden, wie ein Prediger, den man vor der Predigt lobt.

„Monſeigneur,“ ſagte er, „ich habe eine ziemlich tiefe Kenntniß von den Gefühlen, welche die Könige Europas für unſeren jungen König hegen. Es iſt nicht nur Freundſchaft, es iſt wie Vaterſchaft mit etwas noch Zärtlicherem. Man ſollte glauben, es ſei eine Liebe und eine Neugierde zugleich.“

„Worauf zielt er ab?“ fragte ſich der Cardinal, der, mit den Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, jedes Wort des Redners verſchlang.

Richelieu fuhr fort:

„Sie werden erfahren haben, daß Seine Majeſtät überall das Kind Europas genannt wird?“

„Man hat es mir geſagt,“ erwiederte Fleury; „doch ich ſehe nicht klar ...“

„Was ich will? ich komme dazu, Monſeigneur. Bei einem Logiker von Ihrer Stärke glaubte ich die Vorſicht des Eingangs nicht vernachläſſigen zu dürfen; ich will Ihnen vorſchlagen, den König reiſen zu laſſen.“

Digitized by Google

„Reisen!“ rief Fleury.

„Empfangsfeierlichkeiten, zahllose Freudenfeuer, Acclamationen der Völker, Festmahle, Cavalcaden, Seefahrten werden eine Belustigung sein, die man sechs Monate kann dauern lassen.“

„Den König sechs Monate reisen lassen!“ wiederholte Fleury ganz erstaunt; „das fällt Ihnen nicht ein! Es ist nicht möglich, daß Sie mir im Ernste sagten, ich soll mich sechs Monate vom König trennen.“

„Sie sollen sich nicht von ihm trennen, Monseigneur, da Sie ihn begleiten werden.“

„Ich, den König begleiten!“ fuhr Fleury fort, indem er sich heftig in seinem Lehnstuhl hin und her bewegte. „Ich, in diesem unaufhörlichen Geräusch leben! ich tausend Meilen machen! Ah! Herr Herzog, haben Sie wirklich im Ernste gesprochen?“

„Im Ernste, Monseigneur.“

„Den König zerstreuen! ihn tödten! mich auch tödten!“

„Ei! Monseigneur man reist so bequem heut zu Tage! Und dann welche Bundeslade! Das ist eine von Frankreich zu allen durch den Krieg von uns getrennten Reichen geschlagene Brücke.“

Der Cardinal schüttelte den Kopf mit der Verzweiflung, welche die besten Diplomaten nicht verbergen können, wenn derjenige, welchen sie überhören wollen, statt in das Garn zu gehen, entwischt und sie zu neuen Combinationen nöthigt.

Scheinbar geärgert durch den geringen Erfolg seiner Eröffnung, weidete sich Richelieu innerlich an der grausamen Täuschung des Greises.

„Ihre Idee, Herr Herzog, ist vielleicht vortrefflich,“ sagte Fleury, „doch sie ist leider unausführbar.“

„Verzichten wir darauf, den König zu zerstreuen,“ erwiederte Richelieu, indem er einen ungeheuren Seufzer von sich gab.“

Digitized by Google

„Sie haben nichts Anderes gefunden, Sie, der Sie so erfindungsreich sind?“ fragte der Cardinal.

„Ach! nein, Monseigneur.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie, als Sie Ihr Herr Vater im Alter des Königs nöthigte, mit Ihrem Hofmeister zu reisen, die Sache nicht sehr belustigend fanden.“

„Oh! gewiß nicht,“ rief Richelieu; „doch zwischen mir und dem König, welch ein Unterschied! Ich war mit allen Fehlern geboren, ich hatte mir alle Laster angeeignet. Der König ist im Gegentheil von einer Frömmigkeit, von einer Solidität der Grundsätze, von einer Treue, daß ich nur staunen muß.“

„Das ist wahr,“ versetzte Fleury.

„Ich, ich war verdorben. Der König ist ein Heiliger. Einen Edelmann unterrichten, heißt ihn bessern; einen König unterrichten, heißt ihn verderben.“

„Wahr! wahr! und sehr gut gesagt!“ rief Fleury fortgerissen durch diese Maxime, die er so oft als Programm aufgestellt hatte; „doch muß ein König, weil er König ist, vor Langweile sterben?“

„Monseigneur, die Langweile ist in den Attributen des Königthums.

„Oh! Herzog! Herzog!“

„Dann, Monseigneur, besorge der König seine Angelegenheiten selbst, er schreibe mit seinen Ministern, er überwache die Finanzen, er ... er führe Krieg, und er wird sich nicht langweilen.“

„Herzog, Sie springen nun zu den Extremitäten über,“ rief der Cardinal erschrocken. „Den König dadurch belustigen, daß man Europa in Brand steckt! Und Sie sagen, Sie seien vernünftig geworden?“

„Dann weiß ich nicht ...“ versetzte Richelieu mit scheinheiliger Miene; „nachdem ich Ihnen das Reisen, die Arbeit, den Krieg vorgeschlagen ...“

„Suchen wir noch.“

„Von Herzen gern.“

Digitized by Google

„Sehen wir in den nobeln Unterhaltungen.“

„Da ist die Blumencultur,“ sagte Richelieu; „doch der König hat sich mit seinen Gemüsen übersättigt.“

Der Cardinal erröthete leicht; der Herzog sprach zu treuherzig, als daß man sich ärgern konnte.

„Da ist auch noch das Spiel,“ fuhr Richelieu fort.

„Das ist keine Unterhaltung für einen frommen Mann, und besonders ist es keine königliche Unterhaltung. Wenn der König spielt und er gewinnt, so verlieren die adeligen Herren, wenn der König spielt und er verliert, so bezahlt das Volk.“

„Die Jagd.“

„Oh! der König jagt schon zu viel.“

„Wissen Sie, Monseigneur, daß das in Verlegenheit setzt: keinen Krieg, keine Reisen, keine Arbeit, kein Spiel!... Ah! ich vergaß Eines, was Ludwig XIV. so sehr belustigt hat und von seinem Enkel nicht einmal geahnet wird.“

„Was denn?“

„Das Bauen, Monseigneur.“

„Das fällt dem König nicht ein, Herzog.“

„Seine Majestät ist mit achtzehn Jahren nicht mehr unterhaltbar! Was läßt sich machen? Dieses Unglück ist seinem Großvater erst mit sechzig Jahren begegnet.“

Nach diesen Worten schwieg Richelieu.

Fleury, nachdem er einige Minuten beobachtet hatte, wagte schüchtern ein paar Worte:

„Ich bin der schlechteste Rathgeber, den der arme Prinz haben kann. Priester und alt, vermag ich ihm nicht die Liebe zur Sünde einzuflößen.“

„Nicht einmal die Sünde der Liebe,“ sagte lachend Richelieu mit einer genialen Kühnheit.

Fleury schaute ihn starr an und war durch seine Dreistigkeit ganz aus der Fassung gebracht.

„Eine abscheuliche Sünde!“ murmelte er.

„Welche für Ludwig XV. nicht zu fürchten ist,“ fügte Richelieu bei; „der König liebt seine Frau.“

Digitized by Google

Fleury ſchwieg auch.

„Im Ganzen, wie kommt es, daß der König, da er verliebt iſt, ſich langweilt? Das iſt ein Problem! Der König iſt närriſch in die Königin verliebt, und langweilt ſich! Das läßt ſich nicht begreifen! Sie, Monſeigneur, der Sie alle Geheimniſſe des Königs kennen . . .“

Der Cardinal ſeufzte geräuſchvoll.

„Was gibt es?“ fragte Richelieu.

Fleury ſeufzte abermals.

„Mein Gott! Monſeigneur, Sie erſchrecken mich; ſollten der König und die Königin . . .“

„Ah! Herzog!“

„Wie! dieſe ſcheinbare Liebe! Oh! das iſt nicht möglich! Geſtern noch ſchaute der König ſeine Gemahlin mit Diamantaugen an.“

„Herzog, ich weiß nicht, ob Ihnen der Zauberer in Wien alle Geheimniſſe geſagt hat, doch das ſcheint nicht der Fall zu ſein.“

„Ich falle aus den Wolken, Monſeigneur.“

„Hören Sie, Herzog, der König iſt bis auf einen gewiſſen Grad entſchuldbar. Er iſt der ächte Sohn ſeines Großvaters.“

„Und die Königin iſt eine ſtrenge Deutſche, nicht wahr?“

„Ach! Sie ſehen da meine ganze Verzweiflung.“

„Mein Gott! Monſeigneur, man muß dieſe Ehe retten. Es iſt die Ruhe der Welt außer dem Glücke unſerer Gebieter, was wir geſichert haben werden.“

„Ja, Herzog, ja, man muß dieſe Ehe durchaus retten, denn wenn ſich der König einmal langweilt, wohin kann er gehen, um ſich zu zerſtreuen? Das iſt erſchrecklich.“

„Monſeigneur, Sie ſagen, der König ſei mit einem glühenden Charakter begabt.“

„Feuer, Herr Herzog!“

„Ich habe immer ſagen hören, bei Charakteren

dieser Art sei es nothwendig, daß man sie bezähme. Man könnte sehen ... Anstrengende Leibesübungen, das Ballspiel, das Schwimmen."

„Herr Herzog, vergessen Sie nicht, wir haben gesagt, der König langweile sich."

„Monseigneur, es ist also die Nothwendigkeit vorhanden, dem König Gegenstände der Zerstreuung zu geben."

„Ich weiß es wohl, Herr Herzog; doch Alles dies würde den König nicht unterhalten."

Richelieu schwieg abermals.

„Es ist mir so eben ein Gedanke gekommen," sagte Fleury.

„Ich bin hier, um Sie zu hören, Monseigneur, und ich höre Sie mit allen meinen Ohren."

„Nehmen wir an, der König, der der Gebieter ist, denn er ist am Ende der Gebieter; nehmen wir an, er thue, was er will ..."

„Man muß das annehmen."

„Es ist unsere Pflicht, uns ..."

„Uns zu neigen, Monseigneur."

„Und wenn er Böses thut?"

„Ihn zu beklagen und nicht nachzuahmen," erwiederte Richelieu mit frommem Tone.

„Ganz gut, Herzog. Hören Sie meinen Gewissensfall. Wenn Sie, zum Beispiel, wüßten, auf der Jagd gehe mit dem König sein Pferd durch, und es sei im Begriffe, ihn in einen zwanzig Fuß tiefen Graben zu stürzen; wenn sich auf dem Wege des Königs, um zum Graben zu kommen, ein kleinerer Graben von höchstens drei bis vier Fuß fände ..."

„Monseigneur, ich würde dem Pferde die Hächse abschneiden, damit es den König in den kleineren Graben würfe."

„Nicht wahr? Ich bitte Sie, Herzog, folgen Sie wohl meinem Raisonnement. Da ihn die Hitze seines Charakters zum Abgrunde der Sünde fortreißt, wer

Digitized by Google

weiß, ob er bei seinen Verirrungen nicht sowohl die Ehre seines Namens, als das Heil des Staates gefährden wird?"

„Vortrefflich geurtheilt, Monseigneur."

„Was dann thun? Könnte man sich nicht erlauben, für den König den Graben zu wählen, in welchen er mit weniger Gefahr für seine Ehre und für das Wohl des Staates gleiten würde?"

Richelieu stellte sich, als hielte er bei diesem Gedanken an, wie wenn er ihn nicht vollkommen begriffen hätte.

„Ich erkläre mir," fuhr Fleury ziemlich ärgerlich darüber fort, daß er in Einzelheiten eingehen mußte, die er zu geben sich gern enthalten hätte, „ich erkläre mir den natürlichen Hang des Königs zum Vergnügen. Der König wird sich blindlings darein stürzen. Sie kennen beinahe so gut als ich Seine Majestät, und Sie erheben nicht den geringsten Zweifel über diesen Gegenstand. Der König, sage ich, wird sich darein stürzen; ist es nicht eine heilige Aufgabe für uns, diesen Hang zu leiten?"

„Sehr gut! sehr gut!" rief Richelieu; „ich fange an zu begreifen, Monseigneur."

„Wie soll man es dann machen," sagte der Minister, „wenn nicht so, daß man sich den Anschein gibt, als billigte man ihn?"

Kaum hatte der Cardinal dieses unvorsichtige Wort von der Zunge gelassen, als Richelieu, der dies seit einer halben Stunde erwartete, darüber herfiel, wie der Sperber über das Feldhuhn, das er mit seinen Kreisen auf einer Jagd ermüdet.

„Billigen, die Ausschweifungen des Königs billigen!" rief er aufspringend. „Ah! Monseigneur, welches Wort haben Sie ausgesprochen!"

„Nein, nein, ich spreche nicht hievon, Herzog. Mein Gott! nein, ich spreche nicht hievon. Wer spricht vor Allem von Ausschweifungen?"

Digitized by Google

„Das wunderte mich, Monseigneur; denn diese Tugend verdankt der König Ihnen allein, da ihr sein Charakter entgegengesetzt ist.“

„Allerdings, allerdings! mittlerweile ist er auf dem Punkte, sie zu verlieren.“

„Sie glauben?“

„Alles bestätigt dies. Er entfernt sich nach und nach von der Königin. Mit einem Worte, ich denke, es bleiben dem König so viele Stunden zu verwenden, daß er Zeit hat, sich zu Grunde zu richten, indem er seine Ehe zu Grunde richtet, wie wir Beide vorhin so gut sagten. Ich komme auf meine Ansicht zurück. Es handelt sich nicht um das Gute oder um das Böse, es handelt sich um das mehr oder minder Böse; es handelt sich nicht darum, den König tugendhaft zu erhalten, da er den festen Willen hat, bald aufzuhören, es zu sein, sondern ihn so wenig, als man nur immer können wird, sündhaft zu erhalten.“

Richelieu schlug die Augen zum Himmel auf.

„Herzog, stellen Sie sich den Augenblick vor, wo wir erfahren werden, die arme Königin sei verlassen, den Augenblick, wo der König öffentliche Liebschaften zur Schau stellen wird.“

„Unmöglich! unmöglich! Monseigneur, mit den Grundsätzen, die er von Eurer Eminenz empfangen hat.“

„Ei! Herzog, die Gefahr ist überall; sie umgibt uns: sie ist in Frau von Charolais, welche dem König selbst Verse in die Tasche steckt, in Frau von Toulouse...“

„Ach! Monseigneur, er wird am Ende unterliegen, trotz Alles dessen, was Sie gethan haben, und trotz Alles dessen, was ich zu thun bereit bin.“

„Welch eine gräßliche Verantwortlichkeit für uns, Herr Herzog, die wir diesen Hang haben entstehen sehen, die wir ihn gefälliger Weise geduldet, nicht zu mäßigen gewußt haben werden, für uns, die er verschlingen wird!“

„Was ist zu thun? was ist zu thun?“

Digitized by Google

„Schwaches Gewiſſen! furchtſames Gewiſſen! Oh! wie ſchwankend und lau ſeid Ihr für das Gute, Ihr Kriegsleute! wie wenig wißt Ihr in den kranken Theil einzuſchneiden, um den geſunden Theil zu retten! Wenn man dieſe Männer der That zu Hülfe ruft, reißen ſie aus und machen dabei mehr umſtürzende Moral, als wir verbeſſerndes Böſes zu thun wagen."

„Aber, Herr Cardinal," rief Richelieu, „ich bin ganz bereit, Ihnen beizuſtehen, ich bin zu dieſem Ende gekommen. Nur erwarten Sie ohne Zweifel nicht von mir die Erleuchtung, die Erfahrung eines Genie, wie Sie es ſind. Es waren ſiebenzig Winter nöthig, Herr Cardinal, um dieſe patriarchaliſche Vernunft zur Reife zu bringen, welche eines Tages aus Ihnen den allmächtigen Herrn der Geſchichte Europas machen wird. Ich bin ein junger Mann, ich habe nur gute Abſichten, wenig Initiative für das Gute, — ein Ueberreſt von meinen ſchlimmen Gewohnheiten. Ich habe mich vom Böſen geſäubert, indem ich es floh, und ich ſehe es überall. Ich bin ein unvollſtändiger Geiſt, der noch nicht die Heilung vom Gifte in den Giften zu ſehen verſteht. Unterrichten Sie mich, erleuchten Sie mich, verwenden Sie mich; ich bin bereit, Ihnen treu zu dienen."

„Geben Sie alſo Eines zu," ſprach der Cardinal mit ſanfterem Tone: „daß nichts den Character des Königs mäßigen wird, wenn nicht der Anſchein einer Befriedigung."

„Das iſt wahr, und auch der Anſchein, Monſeigneur..."

„Geben Sie zu, daß ich mich nicht weltlich genug fühle, um die Fahne dieſer Theorien aufzuſtecken; ich beauftrage Sie damit. Geben Sie zu, daß der Mann, der ſich eine kleine Sünde vorzuwerfen hat, nur um ſo mehr ſich beeifert, ſeine Frau zu lieben."

„Man ſagt es, und ich glaube es, Monſeigneur.

Digitized by Google

Das ist die Wirkung, die es auf mich hervorbrächte, wenn ich eine Frau hätte."

„Wie! wenn Sie eine Frau hätten! Man sollte wahrhaftig glauben, Herr Herzog, Sie vergessen, daß Sie verheirathet sind."

„Oh! ich bin es so wenig, Monseigneur!"

„Es handelt sich aber nicht um Sie."

„Es handelt sich um den König."

„Nun, der König mag sich Unrecht vorzuwerfen haben, und er wird auf das Beste mit der Königin stehen, — nach Ihrem eigenen System."

„Von Ihnen auseinandergesetzt, Monseigneur. Und dann rechnen Sie ohne die Eifersucht dieser armen Prinzessin von Polen."

„Herzog, die Königin würde selbst begreifen, oder man würde ihr begreiflich machen, daß dies das einzige Mittel ist, ihn zu retten."

„Alles käme dann in Ordnung."

„Und man hätte eine völlige Ruhe für einige Zeit erlangt."

„Ueberlegen wir das wohl, Monseigneur, es ist der Mühe werth. Ich, was mich betrifft, welche auch vor der Verantwortlichkeit zurück."

„Herzog, so oft Sie bei Ihren Gesandtschaften Agenten nahmen, waren Sie verantwortlich?"

„Ja, Monseigneur."

„Nun! wie machten Sie es, um keine Unannehmlichkeiten zu haben?"

„Ich wählte die Agenten."

„Das ist es. Ich habe Ihnen nun nichts mehr zu sagen. Machen Sie sich zum Freunde des Königs, oder willigen Sie ein, einen Andern bei Ludwig XV. sich dieses Platzes bemächtigen zu lassen, der mir entgeht. Nehmen Sie sich in Acht, daß er nicht einem von Ihren Feinden zufällt. Stellen Sie sich vor, was aus einer Combination hervorginge, welche an ihrer Spitze entweder die Legitimirten des verstorbenen Königs, oder

Digitized by Google

Fremde, wie die Spanier, hätte. Mißtrauen Sie dem Einfluß des Norden; König Stanislaus treibt seine Tochter zur Politik an. Ich sage Ihnen nicht mehr. Sie, wenn ich mich nicht täusche, stehen nicht auf das Allerbeste mit der Königin."

„Alles, was Euere Eminenz sagt, ist in der Ecke mit dem vollkommensten Genie bezeichnet, Monseigneur, Sie werden mich auch, was geschehen mag, nicht mit einem bösen Gefühle verfolgen."

„Keineswegeſ, Sie werden für das Wohl des Staates gehandelt haben."

„Im Falle, daß Sie erster Minister würden, sei es nun durch den Unwillen des Herrn Herzogs, sei es durch den Einfluß, den auf den König eine neue Idee gewänne, darf ich versichert sein, daß Sie mir nicht ungewogen wären?"

„Sollte ich je, was ich nicht glaube, weil ich es nicht wünsche, erster Minister werden, wie Sie sagen, Herr Herzog, so würde ich mich, frei gegen Jedermann, beschützt vor der Politik der Königin, beeifern, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen."

„Man muß auf Alles gefaßt sein, Monseigneur. Der König ist in diesem Augenblick unter dem Drucke des Herrn Herzogs. Die Combination, die wir gefunden haben, Sie und ich, macht den König frei und stürzt vielleicht den Herzog; aus diesem entspringt für mich eine mächtige Feindschaft . . ."

„Herr Herzog, es gibt keine Feindschaft gegen einen Mann, wie Sie sind, wenn er zur Unterstützung der Würden seiner Geburt die fundamentalen Würden des Staats kommen sieht. „„Leistet mir heute einen Dienst,"" sagt das italienische Sprüchwort, „„und ich werde Euch morgen drei leisten.""

„Sobald ich Eurer Eminenz einen Dienst leiste, bin ich zu gut bezahlt," erwiederte rasch der verschmitzte Höfling.

Digitized by Google

Der Cardinal erröthete abermals und ſtand auf. Richelieu hatte ſeinen Abgang ſchon vorbereitet.

„Monſeigneur," ſagte er, „die Zeiten ſind hart und der König iſt kalt für die Wohlthaten; verſprechen Sie mir, von ihm für mich zu verlangen, wenn ich nach Etwas Luſt haben werde?"

„Herzog, Sie werden den Preis ſelbſt machen."

Zu gleicher Zeit reichte der Cardinal Herrn von Richelieu die Hand.

„Er wird fallen oder Frau von Prie wird fallen," dachte der Herzog; „das iſt ihre Sache."

„Noch ein Wort," ſprach der Cardinal, Richelieu zurückhaltend: „ich rechne auf Ihre ausgezeichnete Empfindlichkeit, auf Ihren vortrefflichen Geſchmack, daß Sie den König gut umgeben."

„Sagen Sie dieſes Wort nicht; ich habe die Ehre Ihres Vertrauens erhalten, das genügt mir. Von dieſem Augenblick an ſtrecken Sie die Hand in irgend einer Richtung aus, und Sie werden mich in dieſer Richtung gehen ſehen."

„Herr Herzog, Sie überſchütten mich," erwiederte der Cardinal, während er Richelieu mit mehr Freundlichkeit als Ceremoniell zurückführte.

Barjac erwartete den Herzog mit Augen, die vor Freude glänzten. Man konnte ſicher ſein, daß er in ſeiner Eigenſchaft als Kammerdiener an der Thüre zu horchen gewußt hatte.

„Nun! gnädigſter Herr," ſagte er, „ſind Sie zufrieden?"

„Nicht an mich müſſen Sie dieſe Frage richten, Barjac," erwiederte der Herzog, „ſondern an Ihren Herrn."

Und mit einem bezeichnenden Gelächter trennten ſich dieſe zwei Diplomaten.

„Dieſer," ſagte Richelieu, als er wieder in ſeinen Wagen geſtiegen war, „dieſer wird mich wirklich beſſer bezahlen, und ich werde weniger Mühe haben."

Digitized by Google

Dann überlegend fügte er bei:

„Es ist nur noch eine Schwierigkeit: die Rechtsfrage ist zugestanden; es bleibt die Frage hinsichtlich der Sache. Wir werden hierüber sprechen, Bachelier und ich.“

LV.

Eine geheime Unterzeichnung.

Und nun, da wir Fräulein von Charolais und Frau von Prie zu Herrn von Richelieu, und Herrn von Richelieu zum Spiele der Königin und zu Herrn von Fréjus gefolgt sind, glaube ich, daß es Zeit wäre, diesen moralischen Mann alle seine kleinen Vorkehrungen mit Meister Bachelier, dem Kammerdiener des Königs, treffen zu lassen und zu Frau von Mailly zurückzukehren, die wir kaum in ihrem Hotel als wir im Gefolge von Bannière dort eintraten, erblickt und, nachdem wir sie erblickt, wieder verlassen haben.

Wir haben die ganze Geschichte dieser Heirath erzählt, nach der Herr von Mailly Olympia wieder aufgesucht hatte.

Wir haben das Portrait von Frau von Mailly zu zeichnen versucht, ein Portrait, das uns in allen seinen Einzelheiten die Geschichte und besonders die Scandalchronik der Zeit hinterlassen haben.

Wir haben sie braun von Haaren und weiß von Haut, mit blendenden Zähnen und Augen beschattet von dichten schwarzen Brauen gesehen. Wir haben der unvergleichlichen Anmuth ihrer ganzen Person erwähnt;

Digitized by Google

doch wir haben vergessen, von ihrem Geschmacke in der Toilette zu sprechen, der so sehr über dem Geschmacke der andern Frauen erhaben war, daß sechs Jahre lang ganz Europa sich nach dem ihrigen richtete.

Und auf die Gefahr, uns zu wiederholen, sagen wir, daß sie geistreich, uneigennützig, gut, eine Frau von den höchsten gesellschaftlichen Formen, mit dem Hofe vertraut war und das menschliche Herz kannte.

Damit ist gesagt, daß Fräulein von Nesle den Mann, den Sie heirathete, nach seinen guten Eigenschaften und seinen Fehlern zu schätzen wußte.

Sie wußte sehr wohl, daß sie von ihm nur aus Eitelkeit und Vernunft geliebt wurde, doch, im Vertrauen auf ihr Verdienst und ihren eigenen Werth kennend, hoffte sie diese Vernunftliebe in eine Liebesvernunft zu verwandeln.

Gewisse Frauen haben Geduld, und sie thun wohl daran: sie wissen, daß ihr Glück eine Zeitfrage ist, und daß sie früher oder später ihren Schätzer treffen werden.

Zum Unglück für Frau von Mailly, lebte der Graf in einer Zeit, wo ein Mann von Herz einer Geliebten von Verdienst und nicht einer Frau von Werth bedurfte. Die seinige kam ihm schwermüthig, träumerisch und empfindlich vor. Ueberdies war sie concentrirt, streng im Ceremoniell, und hatte wenig Vermögen.

Es war also nichts in der Familie und wenig in der Frau zu schonen. So bald er verheirathet war, bemerkte er Eines, was er nicht einmal geahnet hatte: daß er anbeten mußte, statt sich ruhig anbeten zu lassen. Viele Männer liegen zu den Füßen ihrer Geliebten, während sie ihre Frauen vor sich knieen sehen wollen. Mailly fing an darüber verdrießlich zu werden, daß er in seinem Hause einen Hof zu machen hatte wie in Versailles.

Er sehnte sich nach den Ungleichheiten, den Verschwendungen, den Mysterien des Junggesellenlebens zurück; er nutzte rasch Alles ab, was ihm seine Frau

Digitized by Google

von ihrem Herzen oder ihrem Geiſte zeigte. Er zerknitterte die Blätter und glaubte das Buch geleſen zu haben. Das Buch war völlig für ihn verſchloſſen geblieben; er kannte kaum die Vorrede davon.

Als er ſo weit gekommen war, erfaßte ihn die Langweile. Packt die Langweile einen Neuverheiratheten, ſo läßt ſie ihn nicht ſo leicht los. Die Langweile klammerte ſich am Grafen an. Er entfernte ſich allmälig, um ſich die Langweile zu vertreiben; allmälig wurden auch ſeine Abweſenheiten länger. Endlich eines Morgens faßte er, wie wir erwähnt, einen großen Entſchluß. Er ſtieg in eine Poſtchaiſe und reiſte ab, um Olympia zu holen, die er raſend liebte, ſeitdem er ſie nicht mehr hatte. Man weiß das Uebrige.

Aber was man nicht weiß und was wir nun bezeichnen wollen, das iſt der ſtille Schmerz der Gräfin; was man nicht weiß, das iſt die tiefe Verachtung, mit der ſie das Leben betrachtete, das ihr dieſe Heirath machte; was man nicht kennt, das iſt, als dieſe Verachtung ſie ergriffen hatte, die vollkommene Gleichgültigkeit, mit der ſie bei dem Cultus der Gottheit zu Werke ging, bei der die am mindeſten Devoten vielleicht diejenigen ſind, welche ihr am meiſten opfern, wir meinen die Gottheit, die man die öffentliche Meinung nennt.

Frau von Mailly war jung, ohne es zu ſehr zu ſein; ſie war mehr verführeriſch, als ſchön; ſie hatte Geiſt genug, um ſich nicht zu langweilen, wenn ſie ſich nicht zerſtreuen wollte, Vermögen genug, um unabhängig zu leben, Ordnung genug, um nie mit dieſem Vermögen, ſo mittelmäßig es auch einem Andern ſcheinen konnte, ihre Zuflucht zu ihrer Familie oder zu ihrem Gatten nehmen zu müſſen. Mailly war abgereiſt, ohne von ihr Abſchied zu nehmen; er war zurückgekehrt, ohne ihr von dieſer Rückkehr Nachricht zu geben; ein ganzer Monat war vergangen, ohne daß er wieder in das Hotel gekommen.

Digitized by Google

Es war somit Stoff vorhanden, um, wenn nicht die Eifersucht, doch wenigstens die Neugierde einer jungen Ehefrau zu erregen.

Frau von Mailly wollte wissen, was ihr Gatte machte, und sie erfuhr es.

Ihre Verachtung, ihre Gleichgültigkeit und ihr Verlangen nach Freiheit nahmen zu.

Mittlerweile fand der bekannte Besuch von Bannière statt, der Frau Mailly über Alles belehrt haben würde, wenn sie nicht Alles gewußt hätte.

Am Abend, am andern Tag und am zweiten Tag nach diesem Besuche dachte Frau von Mailly, welche schon nachgedacht hatte, noch tiefer nach.

Das Resultat dieser Betrachtungen war der entschieden gefaßte Entschluß, aus einer Lage heraus zu treten, welche viele Frauen von Geist angenommen, sogar erstrebt hätten.

Doch Frau von Mailly hatte etwas Besseres als Geist, oder vielmehr sie hatte Geist und noch etwas Anderes. Sie hatte Herz.

Mit Herz war es aber schwer, länger eine solche Stellung einzunehmen.

Sie dachte, früher oder später würde Herr von Mailly in das Hotel zurückkehren, und lauerte auf seine Rückkehr.

Herr von Mailly kehrte in der That zurück: er kam, um ein schönes Pferd zu sehen, das seit drei Tagen seinen Besuch im Stall erwartete.

Der Graf trat ein und ging gerade auf den Stall zu; er ließ das Pferd herausführen, untersuchte es, ließ es laufen, war damit zufrieden und kaufte es.

Sobald aber dieser Handel abgeschlossen war, schritt er auf die Thüre des Hotel zu, in der Absicht, hinauszugehen.

Es war ihm nicht einmal eingefallen, sich nach seiner Frau zu erkundigen.

Er ging schon über die Thürschwelle, als er kleine

Digitized by Google

Tritte hinter sich hörte, die sich beeilten und in seiner Verfolgung begriffen zu sein schienen. Er wandte sich um.

Diese kleinen Tritte waren die der Kammerfrau, die wir so gefällig gesehen haben. Sie kam im Auftrage der Gräfin, um Herrn von Mailly zu bitten, das Hotel nicht zu verlassen, ohne zu ihr hinauf zu kommen.

Obgleich eine solche Einladung dem Grafen seltsam dünkte, machte er doch keine Schwierigkeit, derselben auf der Stelle zu entsprechen; er war ein Mann von Lebensart, und wie Herr von Grammont, der, nachdem ihm Hamilton ganz athemlos gesagt hatte: „Herr Graf, ich glaube, Sie haben in London Etwas vergessen," erwiederte: „Es ist wahr, mein Herr, ich habe vergessen, Ihr Fräulein Schwester zu heirathen, und werde ausdrücklich zu diesem Zwecke zurückkehren," antwortete Herr von Mailly der Kammerfrau:

„Sagen Sie der Frau Gräfin, ich habe sie um die Gunst bitten wollen, die sie mir bewilligt."

Kaum hatte sie diese Antwort ihrer Gebieterin überbracht, als Herr von Mailly, der hinter ihr hinaufgegangen war, auf der Schwelle erschien.

„Guten Morgen, Madame," sagte er, indem er auf die Gräfin zuging und ihr die Hand mit der ungezwungensten Miene küßte.

„Guten Morgen, mein Herr," erwiederte die Gräfin mit einem Ernste, den der Graf für ein Schmollen hielt.

Dann, nachdem er sich umgewandt und gesehen, daß auf einen Wink der Gräfin die Zofe sie allein gelassen hatte, sagte er:

„Sie haben nach mir verlangt, Madame?"

„Ja, mein Herr, ich habe Sie gebeten, gefälligst zu mir heraufzukommen."

„Ich unterziehe mich Ihren Befehlen, Madame!"

Digitized by Google

„Oh! seien Sie unbesorgt, mein Herr, ich werde Ihre Augenblicke nicht mißbrauchen."

„Gut," dachte Mailly, „sie hat Geld von mir zu verlangen."

Und da dies die Sache war, die ihn am wenigsten zu geben kostete, so nahm er seine freundlichste Miene an.

Das Gesicht der Gräfin erheiterte sich nicht.

„Mein Herr," sagte sie nach einer kurzen Pause, ihren entschlossenen Blick auf den Grafen heftend, „es ist ein voller Monat, daß ich Sie nicht mehr gesehen habe."

„Bah! Sie glauben, Madame?" versetzte Mailly wie ein Erstaunter.

„Ich bin dessen sicher, mein Herr."

„Ei! Madame, ich bitte Sie tausend Millionenmal um Verzeihung wegen dieser Abwesenheit, doch in der That, Sie können sich nicht vorstellen, in welchem Grade einen Officier alle diese Provinzinspectionen beschäftigen."

„Ich weiß es und mache Ihnen keinen Vorwurf, — Gott soll mich davor behüten."

Der Graf verbeugte sich als ein befriedigter Mann.

„Nur," fuhr Frau von Mailly fort, „nur sind Sie, wie ich Ihnen sagte, etwas über einen Monat auswärts geblieben."

„Und ich, ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu antworten, daß die Inspectionen . . ."

„Die Officiere sehr beschäftigen; ja, mein Herr, ich habe vollkommen verstanden; doch Sie begreifen, das ist ein Grund mehr, daß ich mich erkundige, wie lange Sie noch außer dem Hotel zu bleiben gedenken."

Alles dies wurde mit jener Ruhe des Wohlanstands gesagt, welche nur einer gewissen Welt eigenthümlich ist, und obgleich Herr von Mailly dieser Welt angehörte, war er doch leicht verlegen, um auf diese Frage zu antworten.

Digitized by Google

„Madame," sagte er, „das hängt von den Umständen ab; reise ich wieder, so glaube ich wohl, daß ich werde einige Zeit auswärts sein müssen, wenn ich indessen nicht hier bleibe. Doch ich bitte, warum fragen Sie mich dies?"

„Weil ich Sie nicht geheirathet habe, um allein zu bleiben, und weil ich mich allein langweile," antwortete unumwunden die junge Gräfin.

„Ah! Madame, wenn die Erörterung diesen Punkt behandeln soll, so erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich nicht zugleich Sie zu belustigen und den Dienst des Königs zu thun vermöchte," sagte der Graf.

Die Erörterung wurde ernst, und der Graf schickte sich, wie man sieht, an, mit harten Worten die Härte zu erwiedern, die sich in den Blicken der jungen Frau zu offenbaren anfing.

„Mir schien," erwiederte die Gräfin, „es sei in unserm Ehevertrag nicht enthalten, Sie heirathen mich, um den Dienst des Königs zu thun."

„Madame, ich habe Sie geheirathet, um den Posten, den ich bei Hof einnehme, zu behaupten und noch zu vergrößern; ist ein Nutzen dabei, so werden Sie die Hälfte davon ernten."

„Ich weiß nicht, ob für mich ein Nutzen in der Zukunft sein wird, aber ich weiß, daß in der Vergangenheit Langweile ist; ich weiß nicht, ob es ein Avancement für Sie in der Gegenwart gibt, aber ich weiß, daß es sicherlich Zerstreuung gibt."

„Zerstreuung! wie so, und was wollen Sie damit sagen, Madame?" fragte der Graf erstaunt über diesen ruhigen, entschlossenen Ton.

„Sie waren vorgestern in der Comédie," erwiederte die Gräfin; „Sie belustigten sich oder schienen sich wenigstens sehr zu belustigen."

„In der Comédie, das ist möglich; in der Comédie, Sie wissen, man findet dort von seinen Standesgenossen."

Digitized by Google

„Ich will wohl glauben, daß Sie dort Ihren Dienst versahen, doch Sie waren nicht mit mir."

„Wahrhaftig, Madame, man sollte denken, Sie erweisen mir die Ehre, Streit mit mir zu suchen."

„Man würde sich nicht täuschen, Herr Graf! Ich suche in der That Streit mit Ihnen," sagte die junge Frau mit dem gelassensten Tone.

„Oh! ich hoffe, Gräfin, Sie werden sich nicht der Lächerlichkeit, eifersüchtig zu sein, hingeben."

„Das ist keine Lächerlichkeit, Graf: hören Sie aber meinen Logik: Sie haben mich geheirathet, ich gehöre Ihnen; Sie müssen also, aus Gegenseitigkeit, mir gehören. Ich habe Sie nicht, Sie haben mich; Recapitulirung: Schaden für mich, Gewinn für Sie."

„Erklären Sie sich, Madame."

„Das ist leicht: Sie haben eine Geliebte, ich habe keinen Liebhaber. Sie belustigen sich, ich langweile mich. Summa: Vergnügen für den Herrn Grafen, Verlassenheit für mich!"

„Ich, ich habe eine Geliebte!" rief Mailly mit dem Zorne, den die Männer immer annehmen, wenn sie Unrecht haben; „ich! eine Geliebte! ich! Den Beweis, Madame, den Beweis!"

„Oh! nichts läßt sich Ihnen leichter geben, mein Herr. Es ist vorgestern ein Mensch hierher gekommen und hat unter Thränen von mir seine Geliebte zurückgefordert, die Sie ihm genommen."

„Ein Mensch! was für ein Mensch?"

„Was weiß ich? Ein Soldat von Ihrem Regimente."

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Gräfin," versetzte Mailly erröthend; „ich habe nicht die Gewohnheit, Marketenderinnen zu nehmen."

„Es ist keine Marketenderin, mein Herr," entgegnete ruhig die Gräfin, „es ist eine Frau."

„Was für eine Frau?"

„Ei! Sie begreifen, Herr Graf, daß ich mich nicht

bemüht habe, um Erkundigungen einzuziehen; die Thatsache ist für mich erwiesen, und da sie nur mir gegenüber erwiesen zu sein braucht, so genügt das mir."

„Erwiesen!" rief der Graf. „Es ist erwiesen, daß ich eine Geliebte habe?"

„Ei! seien Sie doch natürlich!" erwiederte Frau von Mailly; „gestehen Sie doch, Sie strengen sich an, um zu leugnen, eine wahrhaft unnütze Anstrengung!"

Mailly war in seiner Eitelkeit verletzt.

„Und wenn ich eine Geliebte hätte," sagte er verdrießlich, „wäre das ein Grund für eine Frau von Geist, wie Sie sind, mir eine Eifersuchtsscene zu machen?"

„Vor Allem, mein Herr," erwiederte die Gräfin mit der vollkommensten Gelassenheit, „ich mache Ihnen keine Scene; ich habe keine Eifersucht; ich verliere Sie . . . was wollen Sie! ich beklage mich und . . ."

„Und?"

„Und ich treffe meine Anordnungen."

„Ah! Sie treffen Ihre Anordnungen?" versetzte spöttisch der Graf. „Auf welche Art treffen Sie Ihre Anordnungen, wenn sich dies sagen läßt?"

„Man muß gestehen," erwiederte die junge Frau wie mit sich selbst sprechend, „die Männer sind von einem Egoismus, der die Grausamkeit erreicht. „Nun fahren Sie mich an, nun verspotten Sie mich! Und warum? weil ich richtig gesehen habe."

„Nicht, weil Sie richtig oder unrichtig gesehen haben."

„Und warum denn sonst?"

„Weil es nicht guter Ton ist, die Schritte seines Mannes zu bespähen."

„Ich bespähe durchaus nichts, mein Herr, und ich schmeichle mir besonders mit Einem seit dem Anfang unserer Unterredung."

„Mit was?"

„Daß ich den guten Ton eben so gut kenne, als

Digitized by Google

Sie. Und da Sie mir eine Lection geben wollen, mein Herr, so bitte ich Sie, eine anzunehmen."

„Mir eine Lection?"

„Ja, mein Herr, warum nicht?"

„Ich höre die Lection, Madame."

„Ich bin jung, ich habe mein Verdienst; Sie sehen es nicht, desto schlimmer für Sie und für mich; doch ich werde Sie allein den Thoren sein lassen; nehmen Sie mich sehr ernstlich und sehr vollständig wieder, oder geben Sie mir meine Freiheit."

„Ist das Ihr Ernst, was Sie da sagen?" rief Mailly, der durch die Kaltblütigkeit und das unbeugsame Raisonnement der Gräfin ganz außer sich kam.

„Nach der Art, wie ich mit Ihnen spreche, mein Herr, können Sie nicht daran zweifeln."

„Sie schlagen mir einen Bruch vor?"

„Ganz offenherzig."

„Mir! Ihrem Manne?"

„Allerdings. Ich würde ihn meinem Manne nicht vorschlagen, wenn mein Mann mein Liebhaber wäre."

„Verzeihen Sie, Madame, Sie sind jung und ohne Erfahrung, obgleich sich Ihr Charakter mit einer seltsamen Entschiedenheit ankündigt; ich, der ich das Leben kenne, kann Sie also nicht einen so nachtheiligen Handel machen lassen."

„Ich begreife Sie nicht, mein Herr. In welcher Hinsicht wäre hiebei ein Nachtheil für mich?"

„Der freie Mann, Madame, genießt eben durch diese Freiheit alle Güter des Lebens."

„Die Frau auch, mein Herr."

„Wünschen Sie es deshalb zu sein?"

„Gewiß."

„Ich bewundere Sie."

„Nehmen Sie an?"

„Aber . . ."

„Was aber?"

Digitized by Google

„Sie haben also den Plan, Ihren Gatten zu ersetzen?“

„Sie legen mir keine Rechenschaft ab; erlauben Sie mir, dasselbe zu thun.“

„Indessen . . .“

„Uebrigens sehe ich nicht ein, warum wir die Erörterung hierüber schwerfällig machen sollten. Sie wünschen, daß ich mich erkläre?“

„Ich gestehe, das wird mir Vergnügen machen.“

„Nun denn! so erfahren Sie, daß ich bis jetzt durchaus keinen Plan habe; hätte ich einen, Sie begreifen, so würde ich nur die Trennung verlangen, oder ich würde vielmehr gar nichts verlangen, während ich mit demselben Eifer entweder die Trennung oder die Wiedervereinigung fordere.“

Mailly fing an nachzudenken. Die Gräfin heftete einen fragenden Blick auf ihn und sagte:

„Wahrhaftig, so sind die Männer! vor dem Sichern zurückweichend, beschuldigen Sie die Frauen der Launenhaftigkeit und sind noch launenhafter, als die Frauen, die Wolken, das Wasser.“

„Hören Sie doch, Madame, die Sache ist wichtig.“

„Was ist wichtig?“

„Was Sie mir da vorschlagen.“

„In welcher Hinsicht, frage ich Sie? Sind wir nicht schon vollkommen getrennt? Sind nicht schon ein Monat und einige Tage vergangen, wenn ich richtig zählte, daß ich Sie nicht gesehen habe? Nehmen wir an, es sei nur ein Monat. Das ist ein Monat von zwölfen der Ehe. Lassen Sie hören, was verlieren Sie dabei, daß Sie gänzlich getrennt sind? Nichts! Wohl! ich, ich werde viel dabei gewinnen. Thun Sie das für mich, mein Herr, und das wird ein gutes Verfahren sein, wofür ich Ihnen Rechnung tragen werde.“

„Ich wäre begierig, zu erfahren, Madame, was Sie bei dieser Trennung gewinnen werden; sagen Sie es mir, ich bitte Sie, um liebenswürdig zu sein.“

„Ich werde dabei gewinnen, mein Herr, daß ich

Digitized by Google

nicht immer zu warten habe. Ich werde dabei gewinnen, daß ich mich nicht ermüde, um Toiletten für einen Mann zu machen, der sie nicht einmal sieht. Ich werde dabei gewinnen, daß ich von Ihnen geschätzt werde wie jeder Gegenstand, der im Streite begriffen ist. Ich werde endlich meinen Werth wiedererlangen, den der Herr und Meister, verblendet durch das Eigenthum, wie er ist, nicht kennt."

„Und den Andere schätzen, nicht wahr?"

„Nein, mein Herr, noch nicht."

„Aber wenigstens schätzen werden?"

„Oh! das ist möglich."

„Madame!"

„Ich frage Sie doch ein wenig," sprach stolz die Gräfin, „wenn dem so wäre, ich bitte Sie, mit welchem Rechte würden Sie es mir zum Vorwurf machen?"

„Madame, ich sage das durchaus nicht und werfe Ihnen nichts vor, Gott soll mich behüten; ich wiederhole Ihnen nur, daß mich Ihre Festigkeit nach einer einjährigen Ehe mit Bewunderung erfüllt; ich kannte Sie in der That nicht, und nun, da ich Sie kenne ..."

„Nun?"

„Gestehe ich, daß Sie mir bange machen."

„Sehr gut," sagte die Gräfin, „das ist mir lieber, als wenn ich Ihr Mitleid errege. Ein Grund mehr, wenn ich Ihnen bange mache, daß Sie einwilligen."

„Wollen Sie Ihren Vorschlag genau aussprechen, Gräfin?" sagte Herr von Mailly, durch diese unverbindliche Beharrlichkeit auf das Aeußerste gebracht.

„Hören Sie, mein Herr."

„Ich höre," erwiederte der Graf, der die Gräfin auch durch einen Anschein von Entschlossenheit zu erschrecken beabsichtigte.

„Das ist ganz einfach, mein Herr: wir werden uns in Freundschaft, ohne Lärmen, ohne einen offenbaren Bruch, trennen; Sie werden die volle Freiheit haben, zu

Digitized by Google

handeln, wie es Ihnen beliebt, und ich werde dieselben Prärogative genießen. Ist das klar?"

„Vollkommen; doch wohin führt das?"

„Es führt Sie dahin, daß Sie nicht mehr hören, was Sie heute hören, denn ich werde es Ihnen nie mehr sagen, wenn Sie zu dem, was ich von Ihnen verlange, Ihre Einwilligung geben. Das ist schon etwas, wie mir scheint. Scheint es Ihnen nicht auch?"

„Und wer ist der Notar, der den Vertrag abfassen wird?" fragte ironisch der Graf.

„Er ist schon abgefaßt, mein Herr, und wir bedürfen keines Notars hiezu," erwiederte ruhig die Gräfin, indem sie aus dem Leibe ihres Kleides ein zusammengelegtes Papier zog. „Ich habe selbst die Urkunde unseres zukünftigen Glückes entworfen und abgefaßt."

„Unter welcher Garantie soll der Vertrag stehen?"

„Unter der Garantie Ihres Ehrenwortes als Edelmann und unter meiner Garantie als Fräulein von Stande."

„Lesen Sie, Notar," rief heiter der Graf.

Frau von Mailly las:

„Zwischen den Unterzeichneten:

„Louis Alexandre, Graf von Mailly, und Louise Julie von Nesle, Gräfin von Mailly

„Ist folgende Uebereinkunft geschlossen worden."

„Und Sie haben dies allein abgefaßt, Madame?" fragte der Graf.

„Ganz allein, mein Herr."

„Das ist wunderbar!"

„Ich fahre fort," sagte die Gräfin.

Und sie fuhr fort:

„Ist folgende Uebereinkunft geschlossen worden:

„Der Graf nimmt mit Genehmigung der Gräfin wieder seine volle Freiheit, die ihm durch seine Heirath entzogen worden ist.

Digitized by Google

„Die Gräfin nimmt gleichfalls wieder, mit Genehmigung ihres Gemahls, ihre volle Freiheit.

„Kraft deſſen Beide bei ihrer Ehre ſich verbindlich machen, weder eine Störung, noch eine Beengung in den Vollzug gegenwärtigen Vertrags zu bringen, der auf der einen und der andern Seite unter den Schutz ihres Wortes geſtellt iſt.

Doppelt ausgefertigt zu Paris, im Hotel de Nesle, am . . .'

„Sie haben das Datum weiß gelaſſen, Madame?"

„Eil Sie begreifen, mein Herr, da ich nicht wußte wann ich das Vergnügen haben würde, Sie zu ſehen . . ."

„Un› es iſt nicht nöthig, das Datum des Vertrags zurückzuſetzen, Gräfin?"

„Van Ihrer Seite vielleicht, mein Herr, von der meinigen nicht."

„Wir werden alſo unterzeichnen . . ."

„Mit dem heutigen Datum, wenn Sie wollen."

„Es ſei."

„Sie unterzeichnen?"

„Madame," ſprach der Graf, „ich bedenke, daß Sie mich mit einem Charakter, wie der Ihrige iſt, wirklich ſehr unglücklich machen würden. Ich bin nicht der Mann, um in miner Haushaltung zu kämpfen; Sie würden mich beſiegen. Ich will lieber mit den Ehren des Kriegs capitulira."

„Ich habe die Dinge alſo wohl gemacht, Graf?"

„Vatreffiich, Madame, und wenn ich unterzeichne . . ."

„Wann Sie unterzeichnen?"

„Sie geſchieht es aus Egoismus."

„Wie in der Liebe: Egoismus zu zwei," verſetzte ruhig Frau von Mailly.

Der Pfeil drang in die Eitelkeit des Grafen ein und brachte ihr eine tiefe Wunde bei.

Er ergriff eine Feder, die ihm die Gräfin reichte, und ſetzt unter den Vertrag eine energiſche Unterſchrift.

Digitized by Google

„Nun iſt die Reihe an Ihnen, Madame," ſagte er.

Sie zeigte ihm, daß ſie zum Voraus unterzeichnet hatte. Er erröthete.

Die Urkunde war doppelt ausgefertigt.

Die Gräfin reichte ihm eine von den Urkunden und behielt die andere. Dann bot ſie ihm die Hand.

Einen Augenblick war der Graf von der Verſuchung erfaßt, dieſe Hand zurückzuweiſen und mit Heftigkeit abzugehen. Doch auch diesmal kam ihm der Stolz zu Hülfe: er nahm die Hand der Gräfin und legte einen äußerſt anmuthigen Kuß darauf.

„Madame," ſagte er, „ich hoffe, Sie ſind nun wenigſtens befriedigt."

„So ſehr, als Sie es morgen ſein werden, Herr Graf."

„Ich bitte, machen Sie keinen Mißbrauch . . ."

„Graf, keine Bedingungen außerhalb des abgeſchloſſenen Handels: volle Freiheit."

„Volle Freiheit; es ſei!"

Der Graf verbeugte ſich, empfing die Verneigung ſeiner Frau und ging weg, ohne ſich umzuwenden.

Die Gräfin verſchloß ſorgfältig das Blat, das ihr ihre Freiheit gab.

Dann klingelte ſie ihrer Kammerfrau und ließ ſich ankleiden.

Sie ſpeiſte dieſen Abend in Rambouillet bim Herrn Grafen von Toulouſe, der dem König Komödie gab.

Digitized by Google

LVI.

Rambouillet.

Rambouillet, ein herrlicher Aufenthalt, verschönert durch alle Hülfsmittel der Kunst und des Reichthums, gehörte dem Herrn Grafen von Toulouse, einem der legitimirten Söhne von Ludwig XIV. und Frau von Montespan.

Kein Hof war zugleich galanter und glänzender.

Die Gräfin von Toulouse führte hier den Scepter mit jener holden Majestät, deren Ueberlieferung zehn Jahre nach der letzten Regierung, einer Regierung der Urbanität des Geistes und der wahren französischen Würde, zu verschwinden anfing.

König Ludwig XV. kam nach Rambouillet, um die gute Luft und die Freiheit zu athmen, denn man behandelte ihn hier als verwöhntes Kind. Hier athmete er auch die edlen Wohlgerüche des Königthums, welche sich an diesem Orte verewigt hatten, wie die Ueberreste der edlen Weine, von denen Horaz spricht, und deren berauschenden Geruch die Amphora, selbst wenn sie leer ist, bewahrt.

Die Gräfin von Toulouse war von Ludwig XV. geliebt worden. Schön und coquette ohne Geheimniß, denn sie liebte ihren Gemahl, hatte sie dem König Liebe eingeflößt. Das wahr ihr gelungen. Hier hatte der junge Prinz die Höflichkeit studirt und gelernt, die er äußerlich, wenigstens an seinem Hofe, zu bewahren wußte, bis an das Ende eines durch die gemeinen Orgien abgenutzten Lebens, das aber, obwohl im Grunde vom Brand angegriffen, immer elegant auf der Oberfläche blieb.

Die gute Erziehung, die Zierlichkeit der Formen

Digitized by Google

und Manieren, welche die Frauen geben, ist eine zweite Milch, deren Einfluß sich ewig auf den Geist und die Sitten ausübt. Die Krankheiten, welche eine so befestigte Constitution durchziehen, können allerdings das Temperament verändern, zerstören es aber nie ganz.

Obgleich jung und immer dem Einflusse des Cardinal von Fleury unterworfen, begriff Ludwig XV., seine Liebschaft mit der Frau Gräfin von Toulouse wäre nur ein Aergerniß und nie ein Vergnügen. Er verzichtete daher rasch auf diese poetische Geliebte. Er behielt für die anmuthige, reizende Frau die Achtung und die Werthschätzung, mit einem wohlwollenderen Gefühle, als das der Freundschaft, während es doch nicht die Liebe war.

Es ist nicht zu leugnen, Amor war, trotz seiner Binde, langsam, den Kopf zurückgewendet, entflogen, und war bereit, auf das erste Zeichen zurückzukehren.

Wir haben gesagt, König Ludwig XV. sei oft nach dem schönen Schlosse Rambouillet gekommen. Er jagte dort, machte Promenaden und belustigte sich mit dem Hofe. Die Gesellschaft, die er dort fand, hatte nichts mehr von der Regentschaft an sich.

In ihr Schloß mit weniger Wuth, als die Herzogin von Maine nach Sceaux, zurückgezogen, beschäftigten sich der Großadmiral von Frankreich und die Frau Gräfin von Toulouse nur mit dem König und opferten die alten Chimären der Ligitimirung der Wirklichkeit des Grundsatzes der ligitimen Erbschaft.

Die Politik war auch auf immer aus allen Unterhaltungen verbannt. In Rambouillet plauderte man über Literatur, man opferte dort den Künsten, wie man um jene Zeit sagte; man liebte und feierte die Schönheit, die Intelligenz und die Kriegsthaten. Das war der Hof des wahren Sohnes von Ludwig XIV. Man konnte an den Giebel des Schlosses den Wahlspruch des großen Königs: Nec pluribus impar setzen. Es fehlte nur, und das war ein Glück, der Ehrgeiz, der das Herz schwärzt.

Digitized by Google

Der König fühlte, wenn er in Rambouillet, in dieses Asyl des Glückes eintrat, daß jede schädliche Befangenheit in Beziehung auf ihn entfernt worden war, daß die Blumen hier für ihn einen süßeren Wohlgeruch annahmen, daß er hier in seiner wahren Familie war.

Ludwig XV. brachte daher nach Rambouillet die ganze Tollheit seiner Jugend, die ganze Hitze seines Blutes, sein ganzes Herz mit, wenn Ludwig XV. überhaupt ein Herz hatte.

Zum Voraus eingeladen, wurde Seine Majestät an diesem Tage in Rambouillet erwartet. Der Graf von Toulouse hatte die beste Gesellschaft gebeten, um das Gefolge der Lilien zu bilden.

Man mußte es versuchen, den König zu belustigen, der seit einigen Tagen von einer unbegreiflichen Schwermuth befallen zu sein schien, und von dem die wunderlichen und wenig verbindlichen Köpfe erklärten, es sei unmöglich, ihn zu belustigen.

Die Einen schrieben diese Traurigkeit der Krankheit zu, die der König kurz zuvor ausgestanden; Andere suchten für diese tiefe Melancholie unbekannte Ursachen. Die großen Höflinge kannten allein die wahren Motive dieses Uebels, ohne die Mittel, um es aufhören zu machen, zu kennen.

Die Straße nach Rambouillet war den ganzen Tag bedeckt von Carrossen mit Wappen verziert und wohl geschlossen wegen der Kälte, die sehr scharf zu werden anfing, von Reitern, welche die Befehle oder die seltenen Beigerichte überbrachten, die man, obwohl sie außer der Jahreszeit, in Paris, der Heimath der Frühproducte, gekauft hatte, oder von Musikern in Miethwagen, welche heiter, als Künstler, die Fahrt machten und sich mit der königlichen Gastfreundschaft des Schlosses Rambouillet für die mageren Mahle und die Langweile des Weges zu entschädigen hofften.

Das Programm besagte, der König werde während dieses Tages im Walde jagen, er werde um sechs Uhr

Digitized by Google

zum Souper zum Grafen von Toulouſe kommen, es werde ſodann Schauſpiel ſtattfinden, kurzes Schauſpiel, damit die Damen ſpielen und plaudern könnten, ehe ſie in ihre Gemächer zurückkehrten. Das Programm erfüllte, wie man ſieht, alle Bedingungen des Vergnügens und der Schicklichkeit.

Der König kam in der That um eilf Uhr Morgens an. Er hatte ſelbſt die Stunde des Abgangs beſtimmen wollen. Die Prinzen, zwei Geſandte und ſeine Vertrauten waren im Gefolge des Königs.

Ludwig XV. jagte, nach der Ausſage von Sergens, den ganzen Tag mit Zerſtreuung. Er frühſtückte kaum bei einem Halt und hatte den Hirſch nehmen laſſen, ohne dem Halali beiwohnen zu wollen.

Auf den Schlag fünf Uhr kam der König nach Rambouillet zurück.

Die Gerüchte des Tages hatten ſich ſchon unter den Höflingen verbreitet. Man kannte ſein zerſtreutes Weſen, und dieſe königliche Niedergeſchlagenheit hatte eine Art von Traurigkeit bis in die Gemächer der Gräfin von Toulouſe gebracht.

Jeder componirte ſich daher ſein Geſicht nach dem Geſichte des jungen Gebieters. Die Höflinge von Alexander dem Großen trugen alle den Kopf auf die Schulter geneigt nach dem Beiſpiele des Eroberers.

Als der König die Gallerie durchſchritt, um ſich in den Salon zu begeben, bemerkte man, daß er ſeine ſo klaren und ſo ſchönen Augen eher auf die Männer, als auf die Frauen heftete. Er ſchien Jemand zu ſuchen, der nicht da war.

Beim Mahle ſeufzte er wiederholt.

Die Gräfin von Toulouſe ſaß bei Tiſche neben dem König. Sie hatte bei ihm die Vorrechte einer älteren Schweſter.

Dieſe Traurigkeit des Königs, dieſe anhaltende Schwermuth, welche weder die Fahrt, noch die Jagd, noch die Vergnügungen, die man, um den Monarchen

Digitized by Google

zu beluſtigen, zu vereinigen geſucht, hatten beſiegen können, dieſe innere Pein beunruhigte die Gräfin.

Von ihrem Privilegium als Weib, als Verwandte und als geliebte Frau Gebrauch machend, neigte ſich Frau von Toulouſe zu ihrem königlichen Gaſte und ſagte zu ihm:

„Sire. . .“

Ludwig XV. ſchien aus einer langen Träumerei zu erwachen. Er ſchaute ſie an.

„Sire,“ fuhr ſie fort, „Eure Majeſtät langweilt ſich in Rambouillet?“

„Madame, ich langweile mich ein wenig überall, ausgenommen hier, das verſichere ich Sie.“

„Eure Majeſtät hat ſchlecht gejagt?“

„Ich weiß nicht einmal, ob ich gejagt habe.“

Dieſes Wort wurde gehört, es rief bei den Anweſenden einen lebhaften Schrecken hervor. Der König, da er ſo bleich war, da er ſo wenig aß, da er Zerſtreuungen hatte, der König war alſo immer krank.

Was ſollte man dieſe Krankheit zuſchreiben, nun, da der Regent todt? Zur Zeit, da der Regent lebte, hatte man die Verleumdung, und das war immerhin ein Troſt.

Man befragte den König nicht. Frau von Toulouſe ſaß auf Nadeln.

Sie wartete darauf, daß der König zuerſt ſpreche.

Der König ſprach nicht.

Nach dem Mahle ging der König in den Schauſpielſaal, wo eine kleine Oper aufgeführt wurde.

Als er in ſeinem Fauteuil Platz nahm, erſchien Herr von Richelieu.

Auf der Stelle klärte ſich die Stirne des Königs auf, ſein Blick fixirte ſich, er machte dem Herzog ein kleines freundſchaftliches Zeichen, und dieſes Zeichen rief ihn zu Ludwig XV.

Man kann ſich denken, mit welcher Geſchwindigkeit der Höfling dem Zeichen gehorchte, denn wir wollen es nicht leugnen, er hatte dieſes Zeichen ein wenig erwartet.

Digitized by Google

Die Oper begann. Nichts war zauberhafter, als dieſer ſo geſchmückte Saal.

In dem reizenden Coſtume jener Zeit hundert Frauen ausgezeichnet an Schönheit, Jugend und Rang, hundert Männer mit Orden und Stickereien bedeckt; der Krieg, die Politik, die Finanzen, vom Miniſterium an bis zur Oberintendanz, Cardinäle, Erzbiſchöfe und Biſchöfe: das war es, was man im Saale bewunderte.

Richelieu gerieth in Entzückung; der König fing an auf die Muſik zu horchen.

„Wir wollen," ſagte Richelieu zu ſich ſelbſt, „wir wollen unter den hundert Frauen, die ich unter meiner Hand halte, diejenige ſehen, welche der König anſchauen wird."

Und er ſchaute abwechſelnd den König und die Frauen an.

Plötzlich neigte ſich der König gegen Pecquigny und ſagte zu ihm:

„Herzog, wenn man gewiſſe Rollen ſpielt, kann man gewiſſe andere auch ſpielen?"

„Ja, ſicherlich, Sire," erwiederte der Herzog, ohne zu wiſſen, worauf der König abzielte, „gewiſſe andere, und noch andere."

„Es war unerläßlich, dem König immer zu antworten, wenn er fragte, und ſollte man ihm auch mit etwas Widerſinnigem oder mit einer Lüge antworten. Ludwig XV. hatte ſeit ſeiner Jugend die Gewohnheit angenommen, immer zu fragen, ohne je auf die Antwort zu warten.

Es lag ihm alſo wenig daran, was dieſe Antwort war, wenn man ihm nur antwortete.

Diesmal wartete er gegen ſeine Gewohnheit.

Pecquigny war ganz erſtaunt und befürchtete, eine Albernheit geſagt zu haben.

„Ah!" verſetzte der König, „und wenn man ſpricht, kann man alſo auch ſingen?"

„Ja, Sire," antwortete Pecquigny.

Digitized by Google

Diesmal war die Antwort durch die Betonung der Frage befohlen.

Richelieu hörte Fragen und Antworten.

„Warum, in des Henkers Namen, hat er dies Pecquigny gefragt?“ sagte neugierig Richelieu zu sich.

Man erinnert sich, daß, gerade am Abend des Debut von Olympia in der Comédie-Française angekommen, Richelieu bei diesem Debut nicht anwesend sein und daher die Folgen dieses Debut, auf welches der König anspielte, auch nicht kennen konnte; und nach den zwei Fragen, die dieser an Pecquigny gerichtet, wußte Pecquigny auch nicht, was der König sagen wollte.

„Warten wir noch, bis er sich offenbart,“ dachte der Kapitän der Garden.

Es verging ein Stück, dann noch eines.

„Wer singt in dieser Oper?“ fragte Ludwig XV.

Man nannte ihm die Namen der Sänger.

„Wie!“ sagte er, „das ist Alles? keine andere Schauspieler, keine andere Schauspielerinnen?“

Ein Blitz durchzuckte das Gehirn des Kapitäns.

„Ah! ah!“ sagte er, „gut, ich begreife.“

„Hätte Eure Majestät etwas Anderes gewünscht?“ fragte Richelieu.

Der König beobachtete ein Stillschweigen: Pecquigny brach es.

„Wetten wir,“ sagte er, „Eure Majestät erwartet andere Gesichter auf dieser Bühne.“

„Ich? und aus welchem Anlaß sagen Sie mir das, Herzog?“ versetzte Ludwig XV.

„Weil Eure Majestät kein großes Vergnügen an der Oper zu finden scheint.“

„Ich hasse die Musik,“ erwiederte der König.

Dann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fragte Ludwig XV. erröthend:

„Das Mädchen von neulich, singt es?“

Es war sichtbar, daß sich der König angestrengt hatte, um dahin zu gelangen.

Digitized by Google

„Welches Mädchen?“ sagte rasch Richelieu, der die Frage im Fluge auffing.

„Mademoiselle Olympia,“ erwiederte Pecquigny, „eine Schauspielerin. — Nein, Sire.“

„Wer ist diese Olympia?“ fragten die zwei Augen des Herzogs Pecquigny.

„Ein Wunder, mein Lieber,“ antwortete der Kapitän der Garden.

„Ein Mädchen, das ich neulich am Abend in Britannicus habe spielen sehen,“ fügte der König bei.

„Ah! er hat Jemand ausgezeichnet!“ dachte Richelieu; „es ist gut, davon unterrichtet zu sein.“

„Er ist entschieden verliebt,“ sagte Pecquigny zu sich selbst; „er hat wohl daran gethan, daß er sich preisgegeben.“

Der König nahm keinen Antheil mehr am Schauspiel; er plauderte bis zum Schlusse mit Frau von Toulouse, und die Oper endigte, ohne daß er Beifall geklatscht hatte.

„Er langweilt sich wohl,“ dachte Richelieu. „Wie Schade, daß man nicht hier bei der Hand das Mittel hat, nach welchem er verlangt!“

Und er zog seine Tabletten aus der Tasche und schrieb auf's Gerathewohl und ohne daß Jemand vermuthete, was er that: „Olympia bei der Comédie-Française.“

Dann durchging er langsam den blendenden Kreis schöner Frauen, auf denen der König, trotz des Luxus ihrer Toiletten und ihrer Reize, nicht einen Moment seine Blicke hatte verweilen lassen, und sagte:

„Es ist seltsam! in seinem Alter hätte ich alle diese Frauen geliebt.“

Als er so weit war, rief etwas Leuchtendes, gewaltsam Anziehendes sein Auge auf die Linke des Königs. Er erblickte am Ende der Reihe der Damen einen trotz der Hofschminke bleichen Kopf, blendende Haare, große, schwarze, durch eine fieberhafte Aufmerksamkeit erweiterte

Digitized by Google

Augen. Dieſes Geſicht hatte die Augen unveränderlich, ſchwärmeriſch auf ſeine Seite geheftet. Richelieu war ſchön, ein Mann, um den man ſich bewarb, nach dem man begehrte; er hatte oft, offen oder unter dem Fächer, jene ſtummen, aber ausdrucksvollen Liebeserklärungen erlauert.

Richelieu bezweifelte nicht, dieſe Blicke ſeien für ihn. Er betrachtete die Frau mit größerer Aufmerkſamkeit.

Dieſes, durch ſeinen Ausdruck, ſeltſam ſchöne Geſicht ergriff Richelieu und erregte in ihm ſogleich den Wunſch, die Perſon, deren Augen ſo auf ſich zu ziehen er das Glück gehabt, beſſer kennen zu lernen.

Nur war ihm dieſe Frau unbekannt: ſeit beinahe drei Jahren vom Hofe abweſend, hatte der Jäger viele Spuren verloren.

Er näherte ſich alſo Pecquigny, und während der König die verzweifelnde Frau von Toulouſe zu überreden ſuchte, er unterhalte ſich ſehr gut, ſagte er:

„Herzog.“

„Was?“ fragte Pecquigny, der plötzlich aus ſeiner Träumerei auffuhr.

Richelieu ſchaute ihn mit Erſtaunen an: es lag nicht in den Gewohnheiten des Kapitäns der Garden, zu träumen.

„Herzog,“ ſagte er; „wer iſt denn jene brünette Dame?“

„Wo dies? Wir haben viel zu viel Brünetten hier. Der König liebt die Brünetten nicht.“

Pecquigny antwortete ſeinem Gedanken und nicht Richelieu. Dieſer lächelte.

„Es handelt ſich nicht um den König,“ erwiederte er; „ich frage Dich, wer die brünette Frau ſei, dort, links, ganz am Ende der Gallerie, die Vorletzte beim Theater, in einem hellgrau und ſilbernen Kleide, mit ſpärlichen Diamanten und viel Glanz.“

„Ah!“ verſetzte der Kapitän. „Das iſt nichts.“

„Wie! das iſt nichts?“

Digitized by Google

„Nein, es ist die Frau von Mailly.“

„Bah! eine von Nesle?“

„Ja, mein Lieber, es gibt vier so. Kennst Du ihre Unterbringung?“

„Bemerkst Du, wie sie mich anschaut? Sieh nur!“

„Ah! es ist wahr!“ sagte Pecquigny.

Und er neigte sich vorwärts.

„Gut!“ versetzte Richelieu. „Du erschreckst sie.“

„Siehst Du das?“

„Ei! sie wendet den Kopf ab. Was für eine Frau ist es?“

„Oh! mein Lieber, eine unerträgliche Frau.“

„Was macht Mailly mit ihr?“

„Was Du mit der Deinigen machst, mein Lieber: er läßt sie.“

„Oh! armes Weibchen!“

„Schau sie doch nicht an, sie ist häßlich.“

„Es ist sonderbar! ich finde das nicht.“

„Abscheulich! mager!“

„Ich glaube, Du hast Recht, Herzog.“

„Ah! der Meister von uns Allen schmachtet nicht wegen so wenig.“

„Sie schaut übrigens nicht mehr.“

„Oh! ärgere Dich nicht, Herzog. Du kennst die Mutter, die Töchter werden nicht von der Art lassen. Willst Du mit aller Gewalt, daß sie Dich noch anschaut, nun, sie wird Dich beim Teufel anschauen.“

„Sie hat einen schlechten Ruf?“

„Noch etwas Schlimmers: sie hat gar keinen.“

„Was macht aber dann Mailly mit ihr?“

„Mailly hat sie heute verlassen, in Folge eines geheimen Vertrags, eines Vergleichs. Wenn Du die Geschichte wissen willst, geh' zum Orchester, er hat sie Brancas erzählt, der sie Dir erzählen wird, wie er sie mir erzählt hat.“

„Mailly ist nicht hier?“

„Nein; seine Frau sucht, doch er, er hat gefunden.“

Digitized by Google

„Ah! nun ſchaut ſie abermals. Weißt Du Eines, Herzog? Wenn Mailly nicht von ihr getrennt wäre, und wenn ich nicht ein Muſter von Weisheit geworden wäre, bei meinem Ehrenwort! ich würde dieſer Frau den Hof machen.“

„Du biſt verrückt.“

„Ich habe immer die Frauen geliebt, die alle Welt liebt oder die alle Welt lieben.“

„Du liebſt ſie alſo alle?“

„Das iſt ein wenig wahr.“

„Nimm Dich in Acht, der König hört Dich!“

In der That, während er ein Ohr Frau von Toulouſe lieh, öffnete der König das andere für das Geſpräch der zwei Edelleute, und unſere Achtung für die Wahrheit nöthigt uns, zu ſagen, daß das offenſte Ohr nicht dasjenige war, welches ſich dem Anhören von Frau von Toulouſe weihte.

Das Geſpräch war leichtfertiger Art. Sehr Neuling in der Liebe, gab ſich der König auch, wie geſagt, ganz dieſem Geſpräche hin.

Die Herzoge unterbrachen ſich.

„Nun! was ſagen Sie, Herr von Richelieu?“ fragte der König.

„Ich, Sire?“

„Ja, in Betreff der Frauen, welche alle Welt liebt . . .“

„Seine Majeſtät hat ein feines Gehör.“

„Das heißt nicht antworten, Herzog.“

„Sire, Pecquigny, der ein Schelm iſt, ſagte mir Schlimmes von den Frauen.“

„Und Sie?“

„Und ich, bei meiner Treue! ich ließ es ihn ſagen.“

Das Schauſpiel war zu Ende; der König ſtand auf und bot der Gräfin von Toulouſe den Arm.

Er hätte lieber an ſeinem Platze bleiben und das Geſpräch fortſetzen mögen.

Digitized by Google

Ludwig XV. ging in den Tanzſaal und tanzte ein Menuet mit Frau von Toulouſe.

Richelieu benützte dieſe Bewegung, um ſich Frau von Mailly zu nähern und zu ſehen, was die ſo ſtarr auf ihn geheften Augen machen würden. Sein Erſtaunen war groß, als er, nachdem er den Platz gewechſelt, wahrnahm, daß die Augen der Gräfin immer derſelben Richtung folgten. Nur, ſtatt ſich auf ihn zu heften, hefteten ſie ſich auf den König.

Es war alſo der König, den die junge Frau ſo anſchaute.

Richelieu, der in dieſer Entdeckung eine Menge intereſſanter Beobachtungen ſah, hütete ſich wohl, ſie zu unterbrechen. Es war ihm beinahe eben ſo lieb, daß Frau von Mailly den König anſchaute, als wenn ſie ihn angeſchaut hätte. Er ſtellte ſich hinter einen großen Lehnſtuhl und hörte ſeinerſeits nicht auf, die ſchöne Aufmerkſame anzuſchauen.

Da ſah er ſie mit langen Zügen das Liebesgift trinken, das von den Augen zum Herzen geht. Er ſah ſie den Kopf ſo oft drehen, als Ludwig XV. den ſeinigen drehte, ihre ſchwarzen Augenbrauen zuſammenziehen, ſo oft Frau von Toulouſe bei dem, was ihr der König ſagte, lächelte.

Frau von Mailly war nicht nur verliebt, ſondern auch eiferſüchtig.

Allein, verloren in der Menge, durchaus nicht bemerkt, weil ihr mehr daran lag, zu ſehen, als geſehen zu werden, ahnete ſie nicht, daß zehn Schritte von ihr ein forſchendes Auge jeden ihrer Gedanken in der Tiefe ihrer Seele las.

Und ſie dachte mit jeder Muskel ihres Geſichtes, die arme Frau, wie ſie mit jeder Fiber ihres Herzens empfand.

Was konnten nun die Gedanken der Gräfin ſein? Iſt es ſchwierig, dies zu ſagen? Nein. Da Herr

Digitized by Google

von Richelieu auf diesem Gesichte las, so werden wir wohl auch darauf lesen. Frei, mit Wonne athmend, im Gefühle, an keine irdische Kette mehr genietet zu sein, genoß sie das Glück, ihr ganzes Wesen mit neuen Säften zu füllen, zog sie gierig die Eindrücke mit einem Geiste in sich, den bis dahin nichts hatte sättigen können.

Zum ersten Male seit ihrer Kindheit lebte sie nach ihrer Phantasie. Emancipirt durch den Gatten, hatte sie das hohe, allen kleinmüthigen Leuten und allen plumpen Leuten unbekannte, Glück, sich ein Glück gerade in dem Augenblick zu versagen, wo sie es sich gewährte. Sie hatte ihren Blick in die Versammlung getaucht, um hier gemächlich ein Ideal zu wählen, welches sie lieben könnte, da ihre Seele von Liebe überströmte und Niemand in der Welt ihr auch nur einen Anschein davon bezeigte.

„So," sprach sie in ihrer Einbildungskraft, „so, Ihr übermüthigen Prinzen, Ihr unbezähmbaren Alcibiadesse, die Ihr nicht einmal einen hoffärtigen Blick auf die arme Verlassene werfen würdet! so kann ich Euch lieben, wenn ich will. Was sage ich, die Prinzen! Ich kann den König lieben, wenn es mir gefällt. Der König ist der Schönste, der Stolzeste, der Anbetungswürdigste der Herren des Hofes; nun! nichts verhindert mich, ihn mit meiner Einbildungskraft für mich zu nehmen. Nichts verhindert mich, ihm zu sagen, wie ich mir selbst sage: seine Augen haben den Glanz des Diamants, seine Züge seien edel, sein Wuchs sei reizend, er könne keinen Schritt, keine Geberde, kein Zeichen machen, ohne daß die Anmuth um ihn her ausdufte. Wer kann mich also verhindern, den König zu lieben? Ich habe das Recht dazu, unterzeichnet, in meiner Schublade."

Obgleich gewohnt, in den Zügen der Frauen zu lesen, hatte Richelieu diesen Gedanken nicht errathen; er hatte hauptsächlich, trotz seiner Wissenschaft, die er für so vollständig hielt, nicht errathen, wie die Gräfin von Mailly durch die verführerischsten Illusionen

Digitized by Google

gewiegt, ſchlecht rechnete, in dieſem Augenblick beſonders, und wie ſehr ſie ihren Bruch mit Herrn von Mailly zu hohen Intereſſen angelegt hatte.

LVII.

Soll es ſein?

Nach dem Menuet, das Ludwig XV. tanzte, — allerdings mit einem Lächeln auf den Lippen, aber ſichtbar ohne auch nur entfernt an die Tänzerin oder den Tanz zu denken, — kam er zu Pecquigny zurück.

Pecquigny ging ebenſo betreten als Richelieu ſeit ſeiner Entdeckung umher.

Als er den König auf ſich zukommen ſah, blieb Pecquigny ſtehen.

„Pecquigny?“ ſagte der König.

„Sire?“ antwortete der Kapitän der Garden.

Beide ſtanden einander gegenüber: der König ſchaute Pecquigny an, Pecquigny ſchaute den König an. Beide ſchwiegen einen Augenblick.

Der König hätte offenbar gewünſcht, daß Pecquigny errathe, was er ihm ſagen wollte. Doch er errieth nicht. Der König mußte ſich entſchließen.

„Pecquigny,“ fragte er endlich, „wie hieß denn das Mädchen, das die Junia ſpielte?“

„Ich doppelter Dummkopf, der ich bin!“ murmelte Pecquigny mit ſich ſelbſt ſprechend.

Dann ſagte er laut und mit ſeinem reizendſten Lächeln:

„Olympia, Sire.“

Digitized by Google

„Ah! es ist wahr! dieser Teufelsname, ich kann ihn nicht behalten.“

„Der König ist offenbar wahnsinnig verliebt,“ dachte Pecquigny.

Und er erwartete eine andere Frage.

Ludwig XV. fragte aber nicht mehr.

Pecquigny, als er sah, daß der König nicht mehr mit ihm sprach, nahm das Gespräch mit sich selbst wieder auf, wo er es gelassen hatte, nur legte er mehr Ehrfurcht darein und wandte die zweifelnde Form an.

„Pecquigny, mein Freund,“ sgte er, „wenn Du kein Einfaltspinsel bist, wirst Du, ehe drei Tage vergehen, Deinem Herrn einen großen Dienst geleistet haben.“

Und da er sah, daß ihm der König nichts mehr sagen wollte oder nichts mehr zu sagen wagte, entfernte er sich sorgenvoll und fing seine Promenade wieder an.

„Ja!“ sprach er, seinen Monolog fortsetzend, „aber Olympia, das ist die Angebetete von Mailly; wenn ich gegen diese Festung marschire, so ist das Geschütz von Mailly da. Was ist zu thun? Einen Herold an Mailly abschicken, um ihm den Krieg zu erklären? Welchen besseren Herold könnte ich wählen, als mich selbst!

„Da der König verliebt ist, — wahrhaft verliebt, daran läßt sich nicht zweifeln, — so bestimmen wir Mailly zu diesem Opfer. Vorwärts!“

Er schaute empor und begegnete dem Blicke von Richelieu, der auch lauerte.

„Gut, der Herzog vermuthet etwas,“ dachte er; „er ist schlau wie ein Teufel; wenn er es mir an Schnelligkeit zuvor thäte!“

Er näherte sich ebenfalls dem jungen König.

Ludwig wartete mit Interesse. Ohne Zweifel glaubte er, Pecquigny werde mit ihm von Olympia sprechen.

Der König täuschte sich.

Digitized by Google

„Sire," sagte Pecquigny, „die Befehle Eurer Majestät für heute Nacht?"

„Die Befehle? Welche Befehle?"

„Die Befehle für die Wache, Sire."

„Schicken Sie meine Chevaulegers weg und behalten Sie nur die Schweizer."

Das war die Gewohnheit des Königs in Rambouillet. Pecquigny wußte es wohl.

„Ah! die Schweizer," sagte er; „Eure Majestät behält die Schweizer?"

„Warum diese Frage?"

„Sire, ich bin ein wenig leidend."

„Sie?"

„Ja, Sire."

„In der That, Sie sind roth."

Pecquigny verbeugte sich.

„Einen Augenblick, Herzog; sollten Sie nicht die Pocken haben?"

Und der König, der vor den Pocken zitterte, fing damit an, daß er einen Schritt zurückwich.

„Nein, Sire, ich habe sie gehabt," antwortete Pecquigny.

Der König näherte sich ihm.

„Und Sie sagen also?"

„Ich sage, Sire, wenn Eure Majestät die Haustruppen nicht behalten hätte, so würde ich Eure Majestät inständig gebeten haben, mir Urlaub zu geben und sich mit dem Lieutenant der Schweizer für heute Nacht zu begnügen."

„Sehr wohl, Herzog, gehen Sie."

Pecquigny verbeugte sich.

„Pflegen Sie sich, Herzog," rief ihm der König zu, „ich wünsche, daß Sie nicht krank werden."

„Oh! der König ist zu gut," sagte Pecquigny strahlend. Und er lief zu seinen Leuten, warf sich in seinen Wagen und befahl, nach Paris zu fahren.

Digitized by Google

Der König folgte ihm mit den Augen bis an die Thüre, wie man einer Hoffnung folgt.

Dann, als Pecquigny verſchwunden war, ging er wieder im Salon auf und ab.

Es herrſchte außen eine große Kälte; dieſe Kälte drückte auf die Scheiben tauſend Millionen von ſilbernen Zeichnungen geformt vom Froſt, der ſie in leuchtenden Linien perlte.

Frau von Toulouſe, als gute Wirthin, verlor den König nicht aus dem Geſichte; ſie ſah die Verlegenheit und die Langweile des jungen Fürſten und ging auf ihn zu.

„Sire," ſagte ſie, „ich habe eine Idee."

„Ah! wahrhaftig, Gräfin?" rief der König; „es muß eine gute Idee ſein, da ſie von Ihnen kommt."

„Ich halte ſie für eine ſolche. Hören Sie, Sire."

„Ich höre mit allen meinen Ohren."

„Nehmen Sie zuerſt meine Hand."

„Oh! ſehr gern."

„Und trachten wir darnach, daß man uns nicht hört."

„Oh! Gräfin, wie gut fängt Ihre Idee an."

„Es iſt ein Geheimniß."

„Ein Geheimniß mit Ihnen! oh! ſo lange es Ihnen beliebt. Was wollen Sie mir ſagen?"

„Etwas, was ich Ihnen ſchon geſagt habe, Sire."

„Sie vermöchten ſich nicht zu oft zu wiederholen, beſonders für mich, der ich Sie nicht zu oft zu hören vermöchte."

„Sire, Sie langweilen ſich."

„Ach! Gräfin," ſagte der König Frau von Toulouſe anſchauend, wie ſechzig Jahre ſpäter Cherubin die Frau von Almaviva anſchauen mußte, „an wem iſt die Schuld?"

Ein Blick des Vorwurfs, ein beinahe ſchmerzlicher Blick, ein Blick, der von den Augen von Ludwig XIV.

ausgegangen la Vallière in die Verdammniß geführt hätte.

Frau von Toulouse beschränkte sich auf ein Lächeln. Sie kannte seit langer Zeit diese Blicke.

„Seine Gäste belustigen ist eine Pflicht," sagte sie heiter; „seinen König belustigen ist eine Ehre."

„Wohl denn!" sprach Ludwig XV. „ich überlasse mich Ihnen; haben Sie die Güte, belustigen Sie mich."

„Zu diesem Ende müssen Sie thun, was ich Ihnen sagen werde."

„Blindlings."

„Nun! so gehen Sie zu Bette."

Der König schaute sie an.

„Was sehen Sie Belustigendes hierin, Gräfin?" fragte Ludwig XV.

„Hernach wird Jedermann wegfahren oder Ihnen nachahmen, und wir kommen sodann in einer kleinen, gut gewählten Anzahl zu Ihnen und suchen Sie dort zu unterhalten."

Der König drückte ihr ganz freudig die Hand.

„Einen Augenblick Geduld," sagte sie; „wir haben noch nicht Alles beendigt."

„Was bleibt uns denn noch zu machen?"

„Die Liste der Glücklichen, die nicht schlafen werden."

„Oh! Gräfin, wie ließe sich hier vor aller Welt eine Liste machen?"

„Ja, man würde uns errathen. Der König hat Recht."

„Was ist dann zu thun?"

„Oh! eine andere Idee..." Wir spazieren mitten unter den Gruppen umher, Eure Majestät führt mich bei der Hand."

„Immer, Gräfin, immer."

„Ich werde Eure Majestät bei allen denjenigen zurückhalten, von denen ich glaube, sie seien belustigend, und willigt Eure Majestät ein, daß diese bleiben, so wird sie mir nur sagen: Ja."

Digitized by Google

„Gut, sehr gut, fangen wir an.“

„Fangen wir an.“

„Aber, Gräfin, Sie werden nie genug Gedächtniß haben.“

„Kein Gedächtniß, ich, Sire!“ erwiederte boshaft Frau von Toulouse. „Man sieht wohl, daß es Eurer Majestät selbst daran gebricht.“

Der König drückte ihr zärtlich die Hand.

„Und dann,“ fügte sie bei, um das Gespräch sogleich abzulenken, „ich wäre sehr unglücklich, Sire, wenn ich nicht genug Gedächtniß hätte, um sieben bis acht Namen zu behalten.“

„Nicht mehr?“ rief der König.

„Ei! Sire, nehmen Sie sich Acht, wenn Sie mehr Menschen einladen, werden wir uns nicht belustigen.“

„Sie haben immer Recht, Gräfin.“

Und wie ein ungeduldiges Kind zog er Frau von Toulouse in die Gruppen fort.

Die erste Person, der sie begegneten, war Fräulein von Charolais.

Die Prinzessin lachte auf das Herzlichste, denn sie war eine große Lacherin. Das Lachen machte ihre schönen weißen Schultern springen und entblößte ihre Zähne, welche noch weißer durch den Contrast ihrer wie die aus dem Meere hervortretende Koralle rothen, feuchten Lippen.

Frau von Toulouse schaute lächelnd den König an und sagte:

„Wenn diese Person nicht belustigend ist, so ist sie doch wenigstens sehr belustigt.“

„Ja,“ erwiederte der König.

„Eingeschrieben also.“

Sie gingen weiter und trafen Herrn von Toulouse. Die Gräfin hielt den König gerade ihrem Gemahl gegenüber zurück.

Doch der König gab keine Sylbe von sich.

Die Gräfin blieb beharrlich.

Digitized by Google

„Gut," ſagte Ludwig XV.; „Sie mußten mich nicht wählen heißen, da Sie wählen. Nein, ſehen Sie, Gräfin," fuhr er fort, „wir haben das ſchlecht eingerichtet. Die Leute, die ich wähle, werden Ihnen nicht gefallen; die, welche Sie wählen, werden nicht genug nach meinem Geſchmacke ſein. Beſſer wäre es ..."

„Sprechen Sie, Sire ..."

„Beſſer wäre es, wir ließen den Zufall entſcheiden."

„Wir können aber doch nicht über dieſe Gunſt das Loos ziehen; zu viele Leute würden ſich gegen das Geſchick empören."

„Sie haben eine Idee gehabt, Gräfin; nun iſt die Reihe an mir, auch eine zu haben."

„Oh! ich bezweifle nicht, daß die Idee des Königs mehr werth iſt, als die meinige."

„Mag ſie gut oder ſchlecht ſein, ich will ſie Ihnen geben. Sie präſentiren mir die Männer und die Frauen, die wir Beide wählen werden; ich richte eine Frage an ſie, und je nach ihrer Antwort ſollen ſie zurückgewieſen oder zugelaſſen ſein."

„Sehr gut, Sire."

„Kommen wir alſo überein. Ich werde mich jeder Perſon nähern, ſie anſchauen und zu ihr ſagen: Soll es ſein?"

„Das iſt nicht gefährdend."

„Sie werden ſehen, Gräfin, wie viele Leute nein antworten!.. Sie werden ſehen!"

„Was muß man antworten, um zugelaſſen zu werden?"

„Ja."

„Nehmen Sie ſich in Acht, Sire, Sie ſetzen ſich ſehr aus. Niemand wird es wagen, Eurer Majeſtät nein zu antworten."

„Sie glauben?"

„Ich bin deſſen ſicher."

„Wohl, Sie ſollen ſehen; ich habe ein Mittel."

Digitized by Google

„Ah! Sire, ich bitte, erklären Sie mir dieſes Mittel.“

„An diejenigen, welche ich will nein ſagen laſſen, werde ich die Frage mit einer unfreundlichen Miene richten.“

„Gut.“

„Zu denjenigen, welche ich gern möchte ja antworten machen, werde ich ſoll es ſein mit einer kleinen auffordernden Miene ſagen, die ſie feſtnehmen wird. Die Gleichgültigen endlich . . .“

„Sire, ich muß ſogleich bemerken, daß es für Eure Majeſtät ſein wird, als ob es gar keine ſolche hier gäbe. Ich werde Eure Majeſtät nicht von den Gleichgültigen zurückhalten.“

Ludwig XV. lächelte.

„Vor Allem,“ ſagte die Gräfin, „zwei Theile ohne das Loos, einen für mich.“

„Von Herzen gern zugeſtanden.“

„Und den andern . . .“

„Und den andern?“

„Für Herrn von Toulouſe.“

„Unterzeichnet Ludwig, Gräfin.“

„Doch das arme Fräulein von Charolais, das ſchon gewonnen hatte?“

„Das Loos, Gräfin, das Loos!“

„Wohlan!“

Und der König und die Gräfin wandten ſich gegen Fräulein von Charolais.

Digitized by Google

LVIII.

Die magnetiſchen Ströme.

Die Prinzeſſin plauderte mit ihrer Mutter und dem Herrn Herzog von Bourbon und lachte fortwährend.

Der König blieb vor ihr ſtehen: das war das zweite Mal ſeit zehn Minuten.

Sie ſchaute den König mit einer fragenden Miene an.

„Soll es ſein?“ fragte ſie der König mit einer ſeltſam geheimnißvollen Miene.

„Nein,“ antwortete die zum Widerſpruche geneigte Prinzeſſin.

Der König fing an grauſam zu lachen; die Gräfin ſelbſt konnte ſich des Lachens nicht erwehren.

„Eil was widerfährt mir denn?“ fragte erſtaunt die Prinzeſſin; „iſt das eine Wette?“

„Stille!“ erwiederte der König, indem er einen Finger auf ſeine Lippen legte.

Und er ging weiter und ließ die Prinzeſſin ganz neugierig gemacht zurück.

„Habe ich wenigſtens gewonnen?“ rief Fräulein von Charolais, die dem König, der ſchon fern war, nachlief.

„Je nachdem!“ antwortete er.

Die Prinzeſſin blieb ſtehen; man hatte ſich gegen ſie umgewandt; ſie erzählte ihr Abenteuer der ganzen Verſammlung. In einem Augenblick war Jeder auf dem Laufenden, und Jeder glaubte, indem er die Zeichen des Königs ſah, Fräulein von Charolais habe eine Wette gewonnen.

Und da Fräulein von Charolais die Schweſter des Miniſters und mächtig war, ſo wähnte Jeder Wunder zu thun, wenn er ein Beiſpiel an ihr nahm und Nein auf das Soll es ſein des Königs antwortete.

Digitized by Google

Der König schlug ein Gelächter auf, und alle Welt lachte. Er riß die Gräfin in seinem Laufe und in seiner Heiterkeit mit sich fort. Da diese Wuth der Nein ansteckend von einem Platze zum andern fortwirkte, so boten sich nur noch Negationen als Antwort für Seine Majestät.

Der König kam zu Richelieu.

Dieser, ein höchst durchtriebener Höfling, begriff, daß etwas hierunter steckte; er entfloh aus Scherz vor dem König und der Gräfin und verbarg sich hinter dem Lehnstuhl, in dem Frau von Mailly saß.

Einmal im Laufe, verfolgte ihn Ludwig XV.; doch er war genöthigt, vor Frau von Mailly anzuhalten, welche, als sich der König näherte, aufgestanden war.

Die Hand von Frau von Toulouse hielt Ludwig XV. vor der Gräfin zurück.

Die erste Bewegung des Königs war eine Art von Erstaunen oder vielmehr von Bestürzung.

Er hatte sich, ohne es zu wissen, mitten in die Strom der Electricität geworfen, welche sich den ganzen Abend, diesen schwarzen Augen, der Hauptschönheit von Frau von Mailly, entfließend, gegen ihn zusammengezogen.

Er wollte: „Soll es sein?" mit Härte sagen, denn die Empfindung, die ihn Frau von Mailly gegenüber ergriff, war keine angenehme.

Es liegt ein Leiden in Allem dem, was zu lebhaft ist, und wäre es ein Vergnügen.

Aber bezaubert, aber bezähmt durch diese aus dem Gesichte der Gräfin hervorspringende Flamme, milderte er unwillkürlich seine Geberde und seine Stimme. Sein Blick wurde von glühend schüchtern; seine Stimme nahm einen zarten, beinahe flehenden Ausdruck an.

„Soll es sein?" fragte der König mit dem Ton, mit dem er gefragt hätte:

„Lieben Sie mich?"

Betroffen von der Woge der Sympathie, welche

Digitized by Google

aus der ganzen Person des Königs hervorgeströmt war, erbleichte die Gräfin von Mailly, drückte ihre Hand auf ihr Herz und erwiederte:

„Ja."

Und es schien ihr, als hätte sie geantwortet: „Lieben Sie mich?"

Alles dies dauerte weniger lang, als der Blitz.

Nach Frau von Mailly blieb der Herzog von Richelieu allein noch, ohne vom König gefragt worden zu sein.

Geschützt, aber nicht verborgen hinter dem Lehnstuhl, erhob er sich. Er hatte aus dem so zarten Ausdruck dieser zwei Stimmen Alles entnommen.

„Ja," sagte er zum König, ehe ihn Ludwig XV. fragte. „Ja, Sire, ja, ja, ja!"

Der Höfling hatte begriffen, daß er, um sich zu empfehlen, nicht anders sagen durfte, als Frau von Mailly gesagt hatte.

„Gräfin," sprach der König, während er Frau von Toulouse an ihren Platz zurückführte: „Sie sehen, daß wir durch eine äußerst ärgerliche Wirkung des Zufalls von hundert Personen auf fünf beschränkt sind, von denen drei nicht einmal zu wählen gehabt haben. Ich frage Sie, was können wir zu fünf Personen thun? Nichts."

„Zu fünf können wir in den vier Ecken oder blinde Kuh spielen."

„Eil" versetzte der König, „bei letzterem Spiel wäre man sicher, sich nie zu irren: man würde sich zu genau kennen."

„Sie verzichten also, Sire?"

„Bei meiner Treue . . ."

Der König wollte ja sagen, als er plötzlich, indem er sich umdrehte, als wäre er durch eine unsichtbare Kette rückwärts gezogen worden, auf sich geheftet den hartnäckigen, unermüdlichen Blick von Frau von Mailly gewahrte.

Digitized by Google

„Bei meiner Treue! nein, ich verzichte nicht; das Unvorhergesehene ist das Unterhaltendste auf der Welt.“

„Gut; nur wird man Herrn von Richelieu und Frau von Mailly sehr belustigend zu sein empfehlen müssen; sonst läuft Eure Majestät Gefahr, sich in ihren Gemächern noch mehr zu langweilen, als bei der Oper.“

„Mich langweilen! mich langweilen!“ wiederholte er: „Nun! ich glaube nicht, daß ich mich langweilen werde.“

Und er schaute immer auf die Seite, wohin ihn der bezaubernde Blick zog. Dann, nach einem Augenblick, fügte er bei:

„Unterrichten Sie Herrn von Toulouse, Gräfin; unterrichten Sie auch diese Dame; ich ... ich will ein Wort zu Herrn von Richelieu sagen.“

Richelieu verließ den König eben so wenig mit dem Blick, als ihn Frau von Mailly verließ; er lief auf die erste Geberde des Königs herbei.

„Ich habe gewonnen, nicht wahr, Sire?“ sagte er.

„Bei meiner Treue, ja,“ antwortete der König.

„Darf ich den König fragen, in welchem Spiele?“ fügte Richelieu sich verbeugend bei.

„Herzog, wir belustigen uns nachher ohne Zeugen.“

„Wo dies, Sire?“

„Bei mir. Kratzen Sie an meiner Thüre, wenn Alle schlafen gegangen sind.“

Richelieu wäre beinahe vor Freude erröthet.

Frau von Mailly aber erbleichte und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als ihr Frau von Toulouse diese gute Kunde eröffnete.

„Ich glaube,“ sagte Richelieu, indem er wie die Andern Abschied nahm, doch ohne, wie die Andern, durch diesen vorgeblichen Rückzug hintergangen zu sein, „ich glaube, diese Unterhaltung wird die Lösung meines Problems sehr beschleunigen.“

Und statt zu seiner Carrosse zu gehen, hockte er

Digitized by Google

ſich in ein kleines Cabinet, wo die Gräfin von Touloufe ſchon Frau von Mailly verborgen hatte.

Richelieu hatte in ſeinem Leben kein Wort mit Fräulein von Nesle geſprochen, und er hatte dieſe Dame nur während des Abends ausgezeichnet, deſſen Hauptabenteuer wir ſkizzirt haben.

„Wenn ich wahrhaft Richelieu wäre," ſagte er zu ſich ſelbſt, „ſo würde dieſe Frau für mich ſchon morgen beim König verlangen. . . ."

Dann ſich unterbrechend:

„Ich Dummkopf, der ich bin! es iſt ſchon zu ſpät, mich in die Reihe der Bewerber zu ſtellen, und ich habe nur noch ein Mittel."

Und er näherte ſich ſogleich Frau von Mailly und ſprach ohne alle Umſchweife zu ihr:

„Madame, nie vielleicht werde ich mehr die Gelegenheit haben, Ihnen zu ſagen, was Sie zu Ihrem Schmerze hören ſollen."

„Und was denn, Herr Herzog," fragte die Gräfin mit einer gewiſſen Bangigkeit.

„Madame, ſeit zwei Stunde ſchaue ich Sie an."

„Nun! mein Herr?"

„Nun! ſeit einer Stunde . . ."

Richelieu wollte ſagen: „liebe ich Sie."

Ein Blitz erleuchtete ſeinen Geiſt.

Er faßte ſich raſch und ſprach:

„Seit einer Stunde bemerke ich, daß Sie verliebt ſind."

„Ich!" rief die Gräfin.

„Raſend, Madame."

„Mein Gott! und in wen denn?" rief die Gräfin, die ihre Beklommenheit unter einem Gelächter zu verbergen ſuchte.

„Das iſt ein Glück, welches ich Ihnen überlaſſen will, wenn Sie es ihm ſelbſt ſagen werden."

Halb niedergeſchmettert, halb wüthend, war Frau von Mailly im Begriff, eine Erklärung vom Herzog zu

Digitized by Google

fordern, als plötzlich die Gräfin von Toulouse, die mit ihrem Gemahl zurückkam, verkündigte, der König verlange seine Gesellschaft zu sehen. Frau von Mailly war also genöthigt, in ihrer Bangigkeit zu bleiben.

Alles war im Schlosse erloschen. Die Carrossen führten nach Paris diejenigen von den Gästen, welche keine bezeichnete Wohnung im Palaste hatten. Die Bevorzugten wohnten schon in ihren Zimmern. Man hörte nur noch unter den Hallen und in der eisigen Luft der Höfe das Geräusch der Diener, welche die Thüren schlossen, und die Schweizer, welche mit abgemessenem Schritt unter den Vestibules und bei den Freitreppen marschirten.

Frau von Toulouse zeigte ihren Gästen den Weg; eine Geheimtreppe führte die vier Genossen Seiner Majestät in die Flur ihrer Wohnung.

Eine tiefe Stille fing an im Schlosse zu herrschen. Nur im Hintergrunde der Höfe heulten einige Hunde, in die Ställe eingeschlossen, auf das Geschrei der im Walde hinter den Fährten verlorenen Hunde antwortend. Nach dem Geheule das kräftige Athmen der durch den Frost mit dem Schnupfen behafteten Pferde, der Lärmen der auf das Pflaster fallenden Flinten, ein kalter Wind, der die Aeste der Bäume durchschnitt und sie an einander stieß, — das war Alles, was man hörte.

In diesem Augenblick krachten auf den Teppichen die kleinen Füße der Gräfin von Toulouse und von Frau von Mailly, welche der König, ganz freudig über das muthwillige Unternehmen, an der Thüre seines Salon empfing.

Der Herr Graf von Toulouse und der Herzog von Richelieu folgten den zwei Frauen.

Der König zeigte ihnen lachend, daß er zwei Geiger und einen Imbiß hatte kommen lassen; der Imbiß wartete in Schüsseln von Vermeil, bedeckt mit prächtiger damascirter holländischer Leinwand.

Der König ließ sogleich die vier Auserwählten ein-

Digitized by Google

treten und befahl, alle Thüren zu schließen, welcher Befehl auf der Stelle vollzogen wurde.

„Und nun, da wir hier sind, um uns zu belustigen," sagte der König, „belustigen wir uns."

LIX.

Blinde Kuh.

Von den fünf so durch die Laune des Zufalls versammelten Personen begriff nur eine einzige den Werth der Gräfin.

Der Herr Herzog von Richelieu sollte in vertrautester Nähe des Königs einer Scene beiwohnen, aus der sein, gegen ein geheimes Ziel gespannter, Geist in der That nützliche Folgen zu ziehen wissen würde.

Der Graf und die Gräfin von Toulouse ertrugen ungeduldig die Laune des Königs, die sie für eine heimliche Vergnügenspartie mit einer unbeachteten Person, von gewöhnlichem, unbekanntem Adel, ohne ein großes Relief bei Hofe, verband."

Ganz erstaunt, ganz erschrocken, der doppelten Marter ihres Innern und der Offenbarungen, die ihr dieses Innere so eben gemacht, preisgegeben, noch angegriffen von ihrem Bruche mit ihrem Gatten, sah sich Frau von Mailly in eine andere Luft und in einen anderen Boden versetzt, wie eine ihrem Vaterlande entrissene Pflanze, die sich zwischen dem Leben und dem Tode findet.

Der König wußte nichts, wenn nicht, daß er die Etiquette des Schlafengehens vermeiden, ein paar Stunden Kurzweile treiben und eine Menge Leute ärgern

Digitized by Google

ſollte, die am andern Tag das bizarre Abenteuer erfahren würden.

Richelieu bemerkte wohl, daß Ludwig XV. bei der Ankunft der Damen artig die Hand der Frau Gräfin von Toulouſe nahm und der troſtloſen Frau von Mailly beinahe keine Aufmerkſamkeit ſchenkte.

An der Seite Seiner Majeſtät ſtand gerade und ungezwungen ein kräftiger Mann, von einer offenen und in ihrer Alltäglichkeit feinen Geſichtsbildung. Er war in grünen Sammet gekleidet und hielt, als Hervorragung und zugleich als Beſcheidenheit, die Mitte zwiſchen den ſehr erhabenen Leuten und den demüthigſten Dienern des Hofes.

Das war der Leibkammerdiener des Königs von Frankreich, es war Bachelier, wie ihn Ludwig XV. nannte; es war Herr von Bachelier, wie man ihn bei Hofe nannte; Bachelier, ein einflußreicher Mann im Parlament, der ſich aber wenig um die äußere Politik bekümmerte. Bachelier, der glückliche Sterbliche, der den König vom Aufſtehen bis zum Schlafengehen einſchließlich unter ſeinem Einfluſſe hielt und das von Allen ſo beneidete Vorrecht genoß, welches er nicht hätte abtreten wollen und nicht abgetreten hätte, das Vorrecht, im königlichen Zimmer zu ſchlafen.

Während der Graf von Toulouſe mit dem König plauderte, während ſich die zwei Frauen mit einander unterhielten, unterhielt ſich Richelieu, immer gewandt, mit dieſem allmächtigen Miniſter, mit dieſem Miniſter des Alcoven, der nie den erſten Schritt gegen Jemand that, gegen den Alles hinſtrebte, vor dem ſich Alles verbeugte.

„Wir haben alſo eine Vergnügungspartie?“ ſagte der Herzog mit einem anmuthigen Lächeln zu dem Diener, welcher den Erben des großen Cardinals mit einem Lächeln, das eben ſo ſtolz als freundlich, begrüßte.

„Es ſcheint, Herr Herzog, wir werden die Nacht

Digitized by Google

damit zubringen. Deſto ſchlimmer für den König! denn ohne Zweifel wird Seine Majeſtät morgen krank ſein."

„Wahrhaftig! Seine Majeſtät hat alſo keine kräftige Geſundheit, Herr Bachelier?"

„Im Gegentheil, Herr Herzog; doch der König wird übermäßig aufgeregt ſein; Seine Majeſtät wird ſchlecht und mit unangenehmen Empfindungen oder mit Erinnerungen ſchlafen, und unſer morgiger Tag wird die Nachwehen davon haben."

Bachelier ſagte — unſer Tag, — denn Bachelier hielt, mit Recht, den Tag Seiner Majeſtät für den ſeinigen.

Richelieu lächelte. Er kannte Bachelier.

„Sie glauben alſo, mein lieber Bachelier, Seine Majeſtät werde Erinnerungen bewahren?"

„Sicherlich."

„Die Frau Gräfin von Toulouſe beſchäftigt alſo den König immer noch?"

„Oh! nein, das iſt vorbei," erwiederte Bachelier.

„Es wäre alſo Frau von Mailly?" fuhr Richelieu lebhaft fort.

„Noch nicht, Herr Herzog. Doch es iſt ſchwer zu denken, daß dies nicht geſchehen ſoll."

„Und warum, wenn ich bitten darf?"

„Schauen Sie doch, betrachten Sie dieſe Frau ... Aber verzeihen Sie, Herr Herzog, ich berühre Sie hoffentlich in keiner Hinſicht?"

„In keiner Hinſicht, mein lieber Bachelier. Herr von Mailly gehört weder zu meinen Freunden, noch zu meinen Verwandten, Sie können alſo offen reden. Ich fordere Sie ſogar dazu auf, denn es handelt ſich um unſere gemeinſchaftlichen Intereſſen."

Herr Bachelier fühlte ſich äußerſt geſchmeichelt durch dieſe Phraſe des Herzogs, der ſich ſo mit dem erſten Kammerdiener Seiner Majeſtät verband.

Digitized by Google

„Schauen Sie doch diese Frau an, Herr Herzog! sehen Sie die Hände, den Hals, die Haare, die Augen: wie schön dies Alles ist! Und die schöne Race in dieser Biegung der Taille! und die reizenden Zähne!"

„Sie ist ein wenig mager," sagte Richelieu.

„Zu viel Leidenschaft, Herr Herzog, zu viel Leidenschaft, und Sie können mir glauben. Ich kannte diese Frau beinahe nicht, Monseigneur, doch ich habe sie diesen ganzen Abend angeschaut."

„Der König schaut aber die Frauen nicht an."

„Er schaut sie inwendig an," erwiederte Bachelier.

„Er ist schüchtern."

„Ja, nie wird Seine Majestät nur ein Liebeswort zu Einer sagen."

„Wer wird dann anfangen oder machen, daß er anfängt? Die Ehrfurcht wird Alle abhalten, dieses Wort zuerst zu sagen."

„Das sind Augen, die nicht lange brauchen würden, um sich auszudrücken," erwiederte Bachelier lächelnd; „diese Augen würden wohl sprechen und sich gewiß verständlich machen."

Hienach seufte Bachelier.

„Bachelier," fragte der Herzog, „wann werde ich Ihnen ein Wort unter vier Augen sagen können?"

Der Kammerdiener schaute den Herzog an.

Weder der Eine, noch der Andere suchte in diesem Augenblick seinen Gedanken zu verbergen. Sie verstanden sich.

„Wann Sie wollen, Monseigneur."

„Wann sind Sie frei?"

„Der König kehrt morgen nach Paris zurück."

„Im Wagen?"

„Ja, Herr Herzog."

„Und Sie?"

„Ich, zu Pferde mit dem Gefolge."

„Ich werde auch zu Pferde sein. Bleiben wir beiseit; wir werden plaudern."

Digitized by Google

„Herr Herzog, zu Ihren Befehlen.“

„Bachelier?“ rief der König.

Der König befahl ihm, einen Spieltiſch zu öffnen. Doch nach einiger Zeit dünkte das Spiel eine alberne Beluſtigung dieſen Perſonen, die es alle Tage öffentlich trieben. Man fing an, diesmal mit mehr Heiterkeit, zu Nacht zu ſpeiſen.

Die Gäſte fanden ein Wohlgefallen an dem Scherz, das Geräuſch zu verhüten, darüber zu wachen, daß die Flaſchen nicht knallten, und das Geflüſter ihrer Stimmen in den Klagen des Windes, der in den Tiefen des Parkes ſtöhnte, verloren gehen zu laſſen.

Als das Mahl beendigt war, ſchlug der Herzog von Richelieu, der die Regierung bei dieſer Luſtbarkeit in ſeiner Eigenſchaft als erfahrener Mann übernommen hatte, die lärmenden Spiele vor. Man war des Stillſchweigens müde und begann daher eine Partie blinde Kuh, ein den Ueberraſchungen und Tollheiten günſtiges Spiel.

In dem weiten Gemache, das der König bewohnte, wurde der Blinde mitten unter die Lacher geſchleudert. Der Graf von Toulouſe hatte zuerſt die ſchlimme Chance zu erfahren.

Das Schickſal hatte entſchieden; der Herr Großadmiral war nicht glücklich geweſen.

Der König belebte ſich. Er ergötzte ſich an den kleinen Schreien der Frauen, an dieſen ſo anmuthigen kleinen Schreien, welche mehr die Aufregung als die Furcht bezeichnen. Er ergötzte ſich beſonders an den kleinen Warnungen, die der verſchmitzte Bachelier jede Minute gab:

„Sire, man wird vom Schloſſe aus hören.“

Endlich fing und errieth der Herr Graf von Toulouſe den König, der ſich fangen ließ.

Das war ein intereſſantes Schauſpiel.

Herr von Richelieu, der vollkommen die Lächerlichkeit fühlte, die es bei ihm hätte, wenn er ſich vom

Digitized by Google

König fangen und errathen ließe, vermied ihn mit der ängstlichsten Aufmerksamkeit.

Dagegen kämpfte in ihm die Furcht, seinen Fürsten zu lange leiden zu lassen.

Die beim Spiele interessirten Damen liefen und durchkreuzten sich, und suchten Schutz hinter den Lehnstühlen und Tischen.

Das Ohr auf der Lauer, die Arme ausgestreckt, wenig aufmerksam auf das traditionelle Casse-cou*), lief der König den wohlriechenden Spuren nach, folgte er dem seidigen Rauschen der Kleider und dem leichten Tone der Atlaßpantoffeln.

Ein freudiger Schrei benachrichtigte ihn, ein anderer lenkte ihn ab; der Lärmen eines Meuble, an das man gestoßen, trieb ihn in einer Richtung fort, ein Klatschen in die Hände zog ihn nach einer andern Seite.

Seine Majestät ging besonders den Frauen nach, deren hastige Schritte, lautes Athmen und zarte Gelenke, welche fortwährend beim Auftreten krachten, er hörte.

Klein, rund, jedoch leicht, hüpfte die Gräfin von Toulouse von Wall zu Wall; ihre Brust keuchte unter den Sammetknoten ihres Leibes.

Größer, von feineren Formen, schlank und hoch gewachsen wie Diana, streckte Frau von Mailly ihre schönen Arme aus, indem sie vor Freude ihre abwechselnd in ein Schmachten versunkenen oder von Flammen beladenen Augen funkeln ließ.

---

*) Beim Colin-maillard, Blinde-Kuh-Spiel, wird Casse-cou (Halsbreche) bei den Franzosen von den Mitspielenden gerufen, um denjenigen, welcher die Binde um die Augen hat, darauf aufmerksam zu machen, daß er sich einer Stelle nähert, wo er sich verletzen könnte.

Digitized by Google

Der König lief Frau von Toulouse nach; die Gräfin von Mailly, welche bemerkte, Frau von Toulouse sei nahe daran, erreicht zu werden, glaubte, sie hätte Zeit, den Salon hinter dem König zu durchschreiten.

Aber mitten in ihrem Laufe wurde sie vom König gehört; sie wurde durch das Rauschen ihres von Silberlahn durchzogenen Kleides verrathen. Der König drehte sich auf seinen hohen Absätzen um, stürzte gegen sie und brauchte nur die Arme auszustrecken, um die ganz zuckende schöne Gräfin in dieselben, wie in eine Falle, einzuschließen.

Der König schrie:

„Das ist nicht die Frau Gräfin von Toulouse!"

Dieser Schrei entschlüpfte ihm.

Statt zu rufen: „Das ist nicht die Frau Gräfin von Toulouse!" hätte Ludwig XV. allerdings rufen können: „Das ist die Frau Gräfin von Mailly!" Doch er hatte es nicht gewagt, sich auf eine so förmliche Art auszudrücken.

Für die arme Frau, welche die schüchterne Zurückhaltung des Königs nicht begriff, hatte dieser Ruf so viel Bedeutung gehabt, daß er ihr einen großen Seufzer, beinahe einen Schrei, beinahe Thränen entlockte, und daß sie, wie fortgerissen durch eine instinctartige Bewegung, antwortete:

„Ach! nein, Sire, es ist nicht die Frau Gräfin von Toulouse."

Ludwig liebte den Geist, er begriff ihn, er hatte selbst.

Er fühlte das ganze Gewicht des Schlages, den er versetzt hatte: seine Hände ergriffen die Hände der Frau Gräfin von Mailly, die er kalt und zitternd fand.

Es war ein Blitz des Verständnisses zwischen diesen zwei Naturen.

Richelieu beobachtete Alles.

„Das ist ein Schimpf, aus dem die Frau Gräfin

Digitized by Google

von Mailly, wenn sie will, einen sehr großen Vortheil ziehen wird," sagte der Herzog zu sich selbst.

Und er täuschte sich hierin nicht.

Frau von Mailly löste die Binde von den Augen des Königs und legte sie, ganz geschwängert von jugendlichen Dünsten, um ihre eiskalte Stirne. Alles Blut von Frau von Mailly war nach ihrem Herzen zurückgeflossen.

Das Spiel fing wieder an.

Der König, der sein Unrecht gut machen wollte, warf sich als ein Verzweifelter der Gräfin entgegen. Am Ende erhaschte sie ihn.

„Oh!" sagte sie, „das ist wohl der König."

Dann fügte sie ganz leise bei:

„Wer sollte es denn sein, wenn er es nicht wäre?"

Richelieu und Bachelier wechselten einen raschen Blick.

Ein Blitz der Freude hatte in den Augen des Königs geglänzt.

LX.

Herzog und Kammerdiener.

Es ist das Eigenthümliche der starken Gemüthsbewegungen, daß sie nothwendig die Ruhe nach sich ziehen. Die übermäßige Aufregung, wie Bachelier sagte, ist die ältere Schwester der Erschlaffung.

Die träumerische Neigung unserer zwei durch die Sympathie in Verbindung gebrachten Personen brach um Mitternacht gleichsam ab.

Digitized by Google

Kein anderes Spiel wurde vorgeſchlagen.

Nach einigen Geſprächsverſuchen, bei welchen Richelieu in Gedanken verſunken, der König ſchläfrig, der Graf und die Gräfin von Toulouſe lau und Louiſe von Nesle nervös waren, winkte der König Bachelier, der mit dem Handleuchter an der Thüre erſchien.

Er brachte den Leuchter für den Herrn Grafen von Toulouſe; der Graf empfing ihn, ſich verbeugend, aus der Hand des Königs, und dieſe raſche Rückkehr zu den ernſten Dingen, das heißt zur Hofetiquette, führte die Anweſenden vollends wieder zur Ehrfurcht, der Feindin aller Träumerei.

Der König blieb allein lange vor der Stunde, die er ſich ſelbſt für das Aufhören der Vergnügungen der Nacht bezeichnet hatte.

Richelieu hütete ſich am andern Tage wohl, ſein Rendez-vous mit Bachelier zu vergeſſen.

Während der König mit ſeinem Kapitän der Schweizer und Frau von Toulouſe nach Paris fuhr, während Frau von Mailly, welche zu gleicher Zeit abgegangen, nicht einen einzigen bezeichnenden Blick des Königs, nicht einmal ein alltägliches Abſchiedswort hatte erhaſchen können und ſich allein in ihren großen Wagen begrub, der ſie nach Paris zurückführte, fand Richelieu Herrn Bachelier auf einem guten Klepper, ungefähr zwei hundert Schritte hinter dem Cortége, reitend.

Man erinnerte ſich damals noch der Fahrten, die der verſtorbene König mit ſeinem ganzen Hofſtaate nach Fontainebleau machte, wobei dreißig Carroſſen, eine Reihe von einer Viertelmeile bildend, ſich in den Ebenen und unter den Waldgruppen hinſchlängelten, mit einer glänzenden Einfaſſung von Musketieren und Chevaulegers, welche lachten, trommelten und plauderten, um alle Elſtern des Cantons entfliehen zu machen.

Bei dem herrlichen Schauſpiel der tänzelnden Pferde, der funkelnden Waffen, der ſchallenden Equipagen, die das Echo einiger Dörfer erweckten, erſchienen dann auf

Digitized by Google

den Schwellen der Thüren, an den armen kleinen Fenſterſcheiben die erſchrockenen Bauern und bewunderten und lachten zugleich, daß ſie ſo viele glänzende Herren ſahen.

Wenn dann ein Hundediener, ein Piqueur, ein Stallknecht, der zurückgeblieben, Hunger oder Durſt hatte, wenn er angehalten hatte, um einen Gurt zu recht zu machen oder ein Loch in einen Riemen zu ſtechen, fiel das ganze Dorf, beruhigt, da es nur einen Einzigen zugleich ſah, über den Säumigen her, wie die Ameiſen über die verlaſſene Beute.

Tauſend Fragen folgten den Anerbietungen von Milchwerk, Treberwein und Schwarzbrod.

„Was macht der König?“

„Welches iſt der König?“

„Wer iſt die Dame, die ihn begleitet?“

„Wer iſt der Herr mit dem blauen Bande, der neben dem Schlage Seiner Majeſtät galoppirte?“

Ganz ſtolz auf ſeine Wichtigkeit, ließ ſich der Diener herab, mit den Bauern zu ſchwatzen, ihnen die Abenteuer des Tags zu erzählen, ſagte: „wir!“ und entfloh im Galopp ſeines ſchwerfälligen Roſſes, ſeine Zuhörer, die ihn im Staube aus dem Geſichte verloren, in voller Verwunderung zurücklaſſend.

In ſeiner Jugend, zur Zeit, da er von ſeinen Unterthanen angebetet wurde, erregte Ludwig XV. ganz andere Sympathien: das war Vergötterung, nicht Neugierde.

Ueberall, wo der König durchkam, ſah er nur ausgeſtreckte Arme, knieende Frauen und Männer, welche mit thränenfeuchten Augen beteten.

Dieſe träumten, ſie umarmen den Stiefel des Königs; Jene hätten ihr Leben gegeben, um ihm die Hand küſſen zu dürfen; Viele hätten, wie die Götzendiener von Jagrenat, um die Wonne gebeten, ſich unter ſeinen vergoldeten Rädern zermalmen zu laſſen.

Richelieu und Bachelier, welche zurückgeblieben

Digitized by Google

waren, begannen die Unterredung als Leute, welche den Werth der Zeit und eines unumwundenen Verständnisses kennen.

„Nun!“ sagte Richelieu, „haben Sie gestern gesehen, wie Sie Recht hatten?“

Bachelier überlegte. Er wollte nicht zu sehr Recht haben bei einem so vornehmen Herrn, wie es, wenn nicht dem Namen nach, doch nach seiner Stellung, Herr von Richelieu war.

„Recht worin, Herr Herzog?“ fragte er mit Demuth.

„Recht in dem, was Sie vorhergesehen?“

„Ich hatte also etwas vorhergesehen?“

„Erinnern Sie sich nicht mehr dessen, was Sie mir gesagt haben?“

„In welcher Beziehung?“

„In Beziehung auf den König und Frau von Mailly.“

„Nun?“

„Der König hat Frau von Mailly gefangen.“

„Und Frau von Mailly hat den König gefangen.“

Bachelier lachte. Richelieu ahmte ihm nach. Für den Augenblick war es der Herzog, der dem Kammerdiener den Hof machte.

„Sagen Sie, mein lieber Bachelier, was wird denn aus Allem dem hervorgehen?“

„Nichts, Herr Herzog.“

„Ah! ah! Sie versichern, der König sei entzündbar, Sie sagen, Louise von Mailly sei von dem Charakter, von dem die Frauen von Nesle gemacht sind, und behaupten, diese zwei Flammen werden sich nicht vereinigen?“

„Das ist wahr, Herr Herzog, doch der König schwebt.“

„Zwischen wem? auf was?“

„Der König denkt an die Königin; er hat Gewissensbisse, seitdem er Versailles verlassen; er hat sich an Versailles erinnert; seitdem die Königin ihn verläßt, sehnt er sich nach der Königin, das Bild der Königin nimmt ihn in Anspruch. Erfahren Sie, Herr Herzog, daß ich den König zuweilen beim Anblick der Königin

Digitized by Google

habe beben und ſchauern ſehen, und daß ich dann ganz deutlich das Herz Seiner Majeſtät unter der Spitze ſeines Jabot ſchlagen hörte."

„Das war Liebe."

„Und zwar von der heftigſten Art. Dergleichen Leidenſchaften haben ein unendliches Gedächtniß. Ich würde darauf ſchwören, daß die Königin, ſo kalt ſie gegen ihren reizenden Gemahl iſt, ich würde darauf ſchwören, ſage ich, daß die Königin, die ſo rauh gegen dieſen ſchönen jungen Mann, wann ſie will, den Vorrang vor allen den launenhaften Bildern, welche um den König flattern, einnehmen wird."

Bachelier warf ſich, wie man ſieht, in die Poeſie. Richelieu merkte nicht auf dieſe Ausſchweifung und fuhr fort:

„Wird ſie es wollen, Bachelier?"

„Nein."

„Sie ſind deſſen ſicher?"

„Ja, Herr Herzog."

Bachelier legte auf dieſes einſylbige Wort einen Nachdruck als ein Menſch, der den Werth jedes Buchſtaben des Alphabets kennt.

„Nun wohl!" ſagte Richelieu, „da Sie der Gleichgültigkeit der Königin ſicher ſind, laſſen Sie uns von dieſem Punkte ausgehen, mein Freund. Sie ſagten, der König ſchwebe?"

„Ja, er iſt verliebt in einen Nebel."

„Den Sie nennen?"

„Ah! Monſeigneur, hier fängt meine Verlegenheit an. Neulich am Abend hieß der Nebel Olympia: das war eine ſchöne Schauſpielerin, die er hat auftreten ſehen."

„Bah! eine Schauſpielerin! und ich kenne das nicht?"

„Darüber dürfen Sie ſich nicht wundern: ſie kommt von der Provinz an, und Sie kommen von Wien."

„Das iſt richtig. Laſſen Sie uns jedoch von Olympia ſprechen, mein lieber Herr Bachelier. Wer iſt das?"

Digitized by Google

„Ein Mädchen, das einen Knöchel hat so fein als der eines Rehs, große zugleich geschlossene und offene Augen, was sie mörderisch und schmachtend macht; Hände eines Kindes, einen Arm von Cleopatra, den Hals von Anna von Boleyn von Holbein."

„Ah! mein lieber Bachelier, diese junge Person ist also die Göttin Venus in Person. Und Sie sagen, der König?"

„Der König hat von ihr geträumt, Monseigneur. Sie gehört, ich weiß nicht wem."

„Sie gehört dem König, bei Gott! wenn es der König will."

„Man sagt nein."

„Sie wird also sehr gut bewacht?"

„Noch besser, sie bewacht sich."

„Bah! bah! Lassen Sie hören, Bachelier, sind Sie versichert, daß der König verliebt ist?"

„Wenn ich dessen versichert wäre, Herr Herzog, so hätte ich schon den Gram des Königs zu heilen versucht, doch ich befürchte, den Busch leer zu finden. Sie, der Sie mit dem König gejagt haben, Herr Herzog," fuhr Bachelier lachend fort, „Sie wissen, wie das den König in üble Laune versetzt."

„Sehr gut, Bachelier; fahren Sie fort, Sie sind ein großer Philosoph, mein Freund."

Bachelier verbeugte sich. Bachelier dachte offenbar von sich das, was der Herzog sagte.

„Ich habe gesagt, neulich am Abend habe ich geglaubt, Olympia stecke ganz im Kopfe des Königs, wenn nicht in seinem Herzen; ich verlor ihn auch nicht aus dem Gesichte, während er wach war, um zu erfahren, ob er von ihr spreche; ich behorchte ihn während seines Schlafes, um zu erfahren, ob er von ihr träume. Er hat weder schlafend, noch wach etwas gesagt; im Gegentheil, ich habe ihn die Abfahrt nach Rambouillet verlangen sehen: er war von der Königin angeschnauzt worden. So oft er sich eine Idee in den Kopf setzt,

Digitized by Google

geht er, um ſie zu ſühnen, zu Ihrer Majeſtät; er verlangt nichts Anderes, als ein Ehemann der Rue Saint-Martin zu ſein! Die Königin iſt es, die einen Ehemann von Verſailles aus ihm machen wird."

„Sie haben viel Geiſt, Bachelier, und ich verzweifle nicht mehr am König."

„Der Herr Herzog iſt zu gütig."

„Fahren Sie fort."

„Wohl denn, da er dieſen Morgen dreimal gefragt hat, ob die Königin nichts geſchickt, ſo hat der König geſtern viel an Jemand gedacht. Iſt es aber an Olympia? Iſt es an Frau von Toulouſe? Iſt es an Louiſe von Mailly?"

Der würdige Bachelier ließ oft das Frau oder Fräulein mit einer Vertraulichkeit weg, welche von ſeiner Macht zeugte.

„Nun?"

„Ich antworte mir ſelbſt," ſagte er, als er die Verlegenheit von Richelieu ſah: „nicht an Olympia, er hat ſie nicht wiedergeſehen. Nicht an Frau von Toulouſe, er hofft nicht."

„An Frau von Mailly alſo, Bachelier?".

„Ja und nein, Herr Herzog."

„Warten Sie," ſagte der Herzog, „ich will Ihnen einen Umſtand mittheilen, der Ihre Anſicht vielleicht feſtſtellen wird."

Hier erzählte ihm Richelieu die Bemerkung, die er beim Blinde-Kuh-Spiel gemacht hatte.

„Frau von Mailly, Monſeigneur, hat Augenblicke des Schwindels wie jede gute Franzöſin ihrem König gegenüber; im Ganzen aber hat ſie Grundſätze und einen Mann ..."

„Einen Mann, mein lieber Bachelier, einen Mann, der ſie vernachläſſigt, der ſie verläßt, und ſie iſt ſtolz. Das iſt die Schwierigkeit. Ich muß übrigens geſtehen, ich habe nicht gefunden, daß dies alle Schwierigkeiten ſind."

Digitized by Google

„Sprechen Sie, Monseigneur.“

„Ich nehme an, daß der König verliebt, sehr verliebt sogar in Louise von Mailly ist, oder ich nehme an, daß er in Olympia verliebt ist.“

Bachelier lächelte.

„Das ist,“ sagte Richelieu, indem er mit Wohlgefallen Bachelier anschaute, der sich in den Augen des Herzogs zu spiegeln schien, „das ist ein Lächeln, welches ich begreife. Es bedeutet, der König werde nur verliebt sein, in wen Sie wollen.“

„Monseigneur, ich sage das nicht.“

„Aber Sie denken es, mein lieber Bachelier, und das ist noch mehr werth.“

„Monseigneur, die höchste Nothwendigkeit gebietet, daß es so sei; sonst, und Sie wissen das selbst, sonst würden die größten Unordnungen daraus entspringen.“

„Sie treiben also auch Politik?“

„Für uns, ja, Monseigneur; Lebel und ich, wir haben ein Bündniß geschlossen. Der König gehört uns, die wir ihn gepflegt, aufgezogen, unterrichtet haben. Er gehört uns mehr, als der ganzen Welt.“

„Das sagt Herr von Fréjus auch.“

„Herr von Fréjus hat den König als König angethan. Wir, wir haben den König im Schlafrock. Darum glauben wir ihn mehr zu haben, als Jedermann in der Welt. Wir haben den jungen Mann.“

„Und Sie haben Recht. Ich sage also, Bachelier, Sie werden den König, der Ihnen gehört, nur mit denjenigen theilen, welche Sie für gut und dieser Theilung würdig erachten.“

„Ja, Monseigneur.“

„Wollen Sie Olympia?“

„Je nachdem.“

„Ich habe Lust, offenherzig mit Ihnen zu sprechen.“

„Sprechen Sie, um so mehr, als ich selbst offenherzig sein werde, Monseigneur.“

„Ist ein Gewinn dabei, den König mit Ihnen zu

Digitized by Google

theilen, so will ich, daß es ein Gewinn für Sie sein soll, ihn mit mir zu theilen."

„Ah! sehr gut!"

„Ich weiß, daß Sie Alles haben, daß Ihr Ehrgeiz nicht maßlos ist, daß Sie nicht viel auf Würden halten, daß Sie aber die einträglichen Güter und die schönen Thaler lieben."

„Das ist natürlich, Monseigneur, ich bin kein hinreichend guter Edelmann, um es zu vermeiden, daß man über mich spotten würde, wollte ich Ritter vom Heiligen-Geist-Orden oder Pair von Frankreich werden. Doch wenn ich Geld und Güter habe, wie Sie sagen, so werden mein Sohn und meine Tochter Alles kaufen, was ihr Ehrgeiz ihnen sich eines Tags zu geben rathen wird."

„Bachelier, ich fasse mich kurz. Sie kennen ein substituirtes Gut Fronsac? das kleine?"

„Dasjenige, welches sechzehn tausend Livres Rente werth ist und von zwei Flüssen bespült wird?"

„Ja, Bachelier; lieben Sie es?"

„Ich hätte eine Leidenschaft dafür, wäre es nicht ein mit Pairie verbundes Herzogthum."

„Als substituirt, verliert es sein Vorrecht; es bleibt ein Gut, das um so vortheilhafter zu verpachten ist, als es seine Kosten und Amteien der Gerichtsbarkeit und des Straßenbaues verliert, um eine einträgliche Herrschaft zu werden."

„Ich begreife."

„Es ist die schicklichste Apanage für einen guten Diener des Königs, der den Adelsbrief erhalten hat und in der dritten Generation die Möglichkeit erschaut, den, wenigstens freiherrlichen, Wappenschild an den Gittern des Schlosses zu sehen."

„Gut, Monseigneur."

„Bachelier, wenn ich zum König eine Geliebte meiner Wahl bringe, so werden Sie Fronsac kaufen, und ich quittire Ihnen gegen einen Händedruck."

Digitized by Google

„Monseigneur, das heißt die Dinge als ein vornehmer Mann, wie Sie sind, abmachen.“

„Sie nehmen es an.“

„Einwendung. Soll dem König eine Geliebte gegeben werden, so will ich nicht, daß die Geliebte eine Frau ist, welche Politik machen würde.“

„Was verstehen Sie hierunter?“

„Ich verstehe, und Sie werden verstehen, wie ich, daß, wenn wir den König unter Vormundschaft stellen, die Vormünderin uns meistern wird.“

„Das ist eine Schwierigkeit.“

„Kennen Sie Frau von Mailly genau? denn ich sehe wohl, sie ist es, die Sie gern wählen möchten.“

„Sie oder eine Andere; es ist mir nicht gerade an ihr gelegen. Nach dem, was Sie mir gesagt haben, muß ich ernste Erkundigungen einziehen.“

„Begreifen Sie wohl, Herr Herzog, der Cardinal wird den Staat lenken wollen; der König von Polen wird die Königin lenken wollen; die Königin wird ihrerseits den König lenken wollen. Der König würde vielleicht nicht zu gern von seiner Geliebten gelenkt werden. Was würde aus diesem Conflicte entspringen? Ein durchaus unvermeidlicher Krieg, ein Krieg, dessen Pfeile alle auf den König, das heißt, auf uns regnen werden. Ich aber bin alt geworden; ich fange an fett zu werden. Diese Beleibtheit steht mir gut, wie die Leute sagen: ich will sie nicht verlieren. Darum will ich um jeden Preis die Ruhe im Hause.“

„Ah! ja,“ sagte Richelieu; „das ist nur zu billig, mein lieber Bachelier.“

„Wird die Königin eifersüchtig und die Geliebte nimmt die Stellung einer zweiten Königin an, dann Krieg, Entfernung der Geliebten, denn die Königin wird bald einen Dauphin haben, der ein Gewicht in der Wage bildet. Ist die Geliebte stärker, Demüthigung der Königin, die man hier liebt; hieraus Haß der Pariser, Steine in meine Fenster und in die Scheiben

Digitized by Google

Ihrer Wagen, Verbannungen, Baſtille, wer weiß? Die Herrſchaft Fronſac, Monſeigneur, würde weder für Sie, noch für mich mehr ihre guten Weine erzeugen. Pariren wir dieſe gewichtigen Inconvenienzen, geben wir dem König eine Geliebte, über die wir Meiſter ſein werden."

„Ah! Bachelier, Bachelier, wie weiſe ſind Sie! Wahrlich, der König Salomo wäre nicht würdig Ihr Kammerdiener zu ſein."

„Das Intereſſe, Monſeigneur, iſt eine philoſophiſche Abhandlung, welche alle Gefühle tarifirt und alle Fehler mißt. Ich hatte ſchon meine Zuſtimmung dieſer Schauſpielerin gegeben, welche ohne Conſequenz geweſen wäre."

„Ja, aber ſehen Sie zu, daß eine Schauſpielerin keine Herrſchaft über den König erlangt; das iſt unmöglich. Und dann, das haben Sie nicht bedacht, dann wird der König ſeine Gelegenheitsgeliebte und ſeine Repräſentationsgeliebte haben. Bachelier, er wird in dieſem Falle ſo viele Bacheliers brauchen, als er Geliebten hat."

„Ah! Monſeigneur, das iſt wahre Diplomatie. Man ſieht wohl, daß Sie Geſandter ſind, während ich nur Kammerdiener bin. Es muß entſchieden Jeder an ſeinem Poſten bleiben, und ich bleibe an dem meinigen."

„Eine einzige Geliebte, ein einziger Bachelier, das iſt meine Anſicht."

„Aber dann eine ſehr ſichere Geliebte."

„Finden wir eine, welche in den König verliebt iſt: wir werden ihrer ſicher ſein."

„Verliebt in den König, Herr Herzog! wie raſch gehen Sie zu Werke! Ach! man findet nicht alle Tage die la Valliere!"

„Bah! man braucht nur eine Brünette ſtatt einer Blondine zu nehmen, das iſt das Ganze. Das dauert länger. Sie haben alſo nichts gegen Frau von Mailly?"

„Durchaus nichts, wenn Sie mir bewieſen haben werden, daß ſie nie Politik treiben wird."

„Ich werde es beweiſen... wenn ſie es erlaubt."

Digitized by Google

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich schwierig sein werde: ich spiele ein zu großes Spiel."

„In welcher Beziehung? Ich nehme zur Hälfte daran Theil."

„Nein, Monseigneur, Sie haben ein dem meinigen entgegengesetztes Interesse. Bei Ihnen ist es die Intrigue, was Sie brauchen; die Intrigue, das heißt der Krieg. Bei jeder Schlacht gewinnen Sie eine Stelle oder ein Ordensband; Sie haben von der Einen der Geliebten Dieses, von der Andern Jenes; ich habe nur Schlimmes."

„Bachelier, ich werde Ihnen beweisen, daß ich denselben Hasen jage, wie Sie."

„Dann, Monseigneur, sage ich Ihnen: Toppl"

„Doch, auf Ehre, es ist dort noch nicht anderswo etwas angebunden?"

„Ernstlich, nein."

„Aber leicht?"

„Ah! das ist etwas Anderes."

„Seien Sie offenherzig, Bachelier."

Bachelier hielt einen Augenblick sein Pferd an.

Richelieu that dasselbe.

Bachelier schaute umher.

Die Blicke von Richelieu befragten alle Punkte des Horizonts.

„Monseigneur," sagte der Kammerdiener, „es hat gestern Abend Jemand mit mir gesprochen."

„Wann denn? ich habe Sie nicht verlassen!" rief Richelieu mit einer Lebhaftigkeit, welche das Gewichtige der Eröffnung bezeichnete.

„Gestern, ehe Sie sich zu mir gesellt hatten."

„Mein Gott, wer denn? Offenherzigkeit, Bachelier!"

„Offenherzigkeit, Monseigneur, gegen Sie."

„Wer denn, mein lieber Bachelieu?"

„Herr von Pecquigny."

„Wegen Olympia?"

„Ja, Monseigneur."

Digitized by Google

„Und Sie haben gesagt?"

„Ich werde es mir überlegen, Monseigneur."

Der Herzog faltete die Stirne."

„Ah!" sprach er, „mein lieber Bachelier, Sie sehen, daß ich richtig urtheile, und daß eine Schauspielerin . . ."

„Monseigneur, eine Schauspielerin wird nicht Politik treiben; ich komme immer hierauf zurück, das ist mein Delenda Carthago!"

Richelieu fühlte den zähen Willen des Kammerdieners. Dieser Schraubstock würde sich nicht aufthun.

„Aber," fügte er bei, „sie wird einen Monat dauern, Ihre Olympia!"

„Das mag sein, Monseigneur; nach diesem Monat wird man eine andere finden, welche einen weitern Monat dauert."

Richelieu hielt abermals an.

„Sie sehen, Monseigneur, Sie haben die Absicht, dem König eine politische Geliebte zu finden. Warum haben Sie Schlauheit gegen mich gebraucht, während ich ein offenes Spiel mit Ihnen spielte und geradeaus ging? Warum gehen Sie mit List gegen denjenigen zu Werke, der nur ja oder nein zu sagen braucht, um Ihr mit so großem Fleiße und dennoch so schwach gebautes Kartenhaus über den Haufen zu werfen? Ich wiederhole Ihnen, der König wird nie mit meinem Willen eine Geliebte haben, ich werde nie eine Geliebte von ihm dulden, welche mit ihm von Politik sprechen könnte. Geschieht das, Monseigneur, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich nicht mehr leben werde, und glauben Sie mir, Herr Herzog, ich besitze einen guten Fuß, ein trockenes Auge, und ich habe mir vorgenommen, so lange zu leben, daß man mich wird todtschlagen müssen."

„Bachelier," sagte endlich der Herzog, nachdem er sich alle Zeit, um zu überlegen, genommen hatte, „ich

gebe Ihnen mein Wort, daß ich nichts ohne Sie thun werde."

„Es iſt unnöthig, zu ſchwören, denn ich würde Sie herausfordern, etwas ohne mich zu thun."

„Sie verſtehen mich nicht," erwiederte Richelieu, gereizt durch den Uebermuth des Kammerdieners, aber ſeinen Verdruß verbeißend, „ich verſichere Sie, ich verſpreche Ihnen, daß ich Sie von allen meinen Schritten in Kenntniß ſetzen werde."

„Und ich, Monſeigneur," verſetzte Bachelier, „ich verſpreche, Ihnen Alles zu ſagen, was ſich anſpinnen wird. Uebrigens werden Sie nicht hundert Schritte ohne mich gemacht haben, bis Sie die Richtigkeit meiner Worte anerkennen. Jede ehrgeizige Frau, welche den Staat beherrſchen wird, wird Sie noch mehr beherrſchen, als den König. Mißtrauen Sie alſo. Verliebt, wird ſie das Joch ertragen, es iſt ſanft. Trocken und concentrirt, wird ſie Sie benützen oder zerbrechen!... Nehmen Sie ſich in Acht!... Einfach, in den Tag hinein lebend, Sie und mich unumgänglich nothwendig findend, wird ſie ſich weder um Herrn von Fleury, noch um den Herzog von Burgund, noch um die Janſeniſten, noch um die Oeſterreicher bekümmern; ſie wird für den König thun, was die Königin von Spanien für ihren Gemahl Philipp gethan hat. Mein Gott! das iſt wohl genug! Europa hat geſagt, es ſei zu viel geweſen!"

„Bachelier, Sie haben mehr Geiſt in Ihrem Mantelſack, als ich in meinem Geſandtſchaftspalais habe."

„Seit einer Stunde, Monſeigneur, habe ich es zu vermuthen befürchtet. Doch ſehen Sie, man fängt an zurückzuſchauen. Man hat uns plaudern ſehen, man wundert ſich. Sie und ich, auf den zwei Sproſſen oben und unten, wir ſind die zwei Erſten des Hofes. Wir wollen uns trennen, das iſt vernünftig."

„Mit Verſprechen?"

„Unter Bedingung."

Digitized by Google

„Bachelier, ich nehme die Bedingung an.“
„Das Verſprechen wird gehalten, Monſeigneur.“
Wonach Bachelier und der Herzog ſich verließen.

LXI.

Die Liebe zum Schatten.

Man erinnert ſich, daß unter dem Vorwande einer ſchlechten Geſundheit Pecquigny Seine Majeſtät Ludwig XV. in dem Augenblick, wo man von dem Schauſpielſaale in den Salon ging, um Erlaubniß, Rambouillet verlaſſen zu dürfen, gebeten hatte.

Man erinnert ſich auch, daß ihm der König dieſe Erlaubniß freundlich gegeben hatte.

Pecquigny war alſo, ohne einen Augenblick zu verlieren, nach Paris zurückgekehrt; er hatte den König um zehn Uhr verlaſſen; um Mitternacht war er im Hotel Nesle.

Man begreift, daß nach dem, was am Morgen vorgefallen, man ſich nicht an das Hotel Nesle adreſſiren mußte, um Mailly zu finden.

Mailly war alſo nicht im Hotel Nesle.

Pecquigny drang ſo ſehr in einen Kammerdiener, daß dieſer, der den Herzog als einen Freund ſeines Herrn kannte, leiſe zu ihm ſagte:

„Es iſt dem Herrn Herzog daran gelegen, den Herrn Grafen ohne Verzug zu ſehen?“

„Es liegt mir ſo viel daran, daß ich demjenigen, welcher mir ſagt, wo ich ihn finden kann, fünf und zwanzig Louis d'or geben werde.“

Digitized by Google

„Der Herr Herzog nimmt mir das Verdienſt, ihm dieſen Gefallen gratis zu thun.“

„Du wollteſt mir alſo ſagen, wo er iſt?“ fragte Pecquigny.

„Gewiß.“

„Nun, ſo ſprich, mein Freund, und nimm an, ich gebe Dir das für etwas Anderes.“

„Das will ich annehmen. Der Herr Graf iſt in ſeinem kleinen Hauſe der Grange-Batelière.“

„Gut!“

„Sie kennen es?“

„Ja. Es iſt gut, mein Freund, das iſt Alles, was ich wiſſen wollte,“ ſagte Pecquigny.

Und er machte den großen Weg über den Pont-Neuf, da die Thüren des Louvre um Mitternacht geſchloſſen waren.

Mailly war in der That, wie es ſein Kammerdiener geſagt hatte, in ſeinem kleinen Hauſe der Grange-Batelière.

Anfangs ganz betäubt von der Scene mit der Gräfin, hatte er das Pferd, das er eine Stunde vorher probirt und das man wieder in den Stall geführt, ſatteln laſſen. Er hatte ſich darauf geſchwungen und einen Spazierritt nach dem Cours-la-Reine gemacht.

Die Jugend, die Gewohnheit des Umgangs mit Frauen, die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft tröſten die Männer raſch über eine Niederlage, die ihr Stolz erlitten hat.

Nichtsdeſtoweniger war der Graf einen Augenblick überraſcht geweſen, denn einen Augenblick hatte er ſich in einer bis dahin unbekannten Stimmung befunden.

Dieſe Offenbarung des Charakters ſeiner Frau, eine höchſt unerwartete Offenbarung, hatte ihm in der That einen gewiſſen Kummer verurſacht, von dem er ſich keine Rechenſchaft geben konnte.

Bald indeſſen bemerkte er Eines: daß nämlich, wenn er die traurigen Gedanken des Hotel Nesle die Ober-

Digitized by Google

hand in seinem Geiste nehmen ließe, dieselben am Ende die Oberhand über die heiteren Gedanken des kleinen Hauses der Grange-Batelière gewinnen würden.

Mit einem Worte, er beschloß, da er die Waffe bei der Hand hatte, Louise von Mailly durch Olympia von Clèves zu bekämpfen.

Er wurde wieder der ächte Edelmann von 1726, das heißt der Mann der Regentschaft, entfernte seinen Verdacht aus seinem Innern, schüttelte das Ohr, wie man zu sagen pflegt, und eilte Abends gegen acht Uhr zu Olympia, aus der er seine einzige Glückseligkeit auf Erden zu machen fest entschlossen war.

Die Männer sind seltsam construirt: sie führen immer das Beispiel der Anderen an, und das Beispiel trifft sie nicht.

Das ist so, weil Jeder glaubt, er sei aus einem verschiedenartigen und über die anderen erhabenen Thone geknetet, den, was ihn betreffe, die Beispiele aller Erbärmlichkeiten der Andern vervollkommnen.

So ist eine leichtsinnige Frau haben, eine gebieterische Geliebte haben, ein doppeltes Unglück. Mailly war kein Dummkopf, ganz im Gegentheil. Nichtsdestoweniger bildete er sich ein, wenn seine Frau einen schlimmen Charakter habe, so sei dies der Fall, weil er sie zu frei lasse, während, wenn Olympia einen schlimmen Charakter habe, dies davon herrühre, daß er sie zu sehr gefangen halte.

Er hatte Paris verlassen, um sie aufzusuchen. Der Zufall hatte gemacht, daß er sie gerade in dem Augenblick gefunden, wo sie, wahnsinnig vor Verzweiflung, dem Ersten dem Besten gefolgt wäre. Mailly hatte sie wiedergenommen. Was konnte Mailly mehr wünschen?

Ist das, was man besitzt, nicht mehr werth für gewisse Menschen, als das, was außer ihnen die ganze Welt besitzt?

Glücklich, hundertmal glücklich ist der Mann, der genug Stolz, das heißt genug von jenem goldenen

Digitized by Google

Strahl enthält, um ſein Leben zu bereichern und den Werth deſſen, was er beſitzt, zu verhundertfachen. Dieſem Manne fehlt nichts; ſeine Kinder ſind ſchön, wie die der Nachteule in der Fabel, ſchön, weil ſie ſein ſind; ſein Kupfer iſt Silber, ſein Silber iſt Gold ſein Gold iſt Diamant.

Wenn ſich dieſer Mann im Spiegel beſchaut, macht ſich Alles, was er Häßliches hat, ſchön, Alles, was er Schönes hat, wird glänzend.

Mailly war, zum Glück für ihn, ſo beſchaffen: es bedurfte für ihn der Offenbarung des Unglücks, um die Gegenprobe aller Freuden ſeiner Einbildungskraft zu bewirken.

Er begab ſich alſo, wie geſagt, zu Olympia, welche, ſorgfältig eingeſchloſſen, mehr noch durch ihren eigenen Willen, als durch den Willen des Grafen, nur aus dem kleinen Hauſe der Grange-Batelière weggegangen war, um ihr zweites Debut zu machen, das eben ſo viel Succeß gehabt hatte, als das erſte.

Olympia fing an ernſtlich in ihrem Innern darauf bedacht zu ſein, die grauſame Langweile abzuſchütteln, die ſie verzehrte.

Ach! man hat nicht ungeſtraft die freie Luft geathmet, man hat nicht ungeſtraft die Liebe gewechſelt, wie der Reiſende die Hemiſphäre wechſelt, man hat nicht verglichen, ohne nachzudenken. Die Vergleichung tödtet die Einigkeit.

Als Mailly zu Olympia kam, fand er ſie träumeriſch: ſie war gelangweilt.

Der Graf, der im Geiſte die eheliche Scene vom Morgen hatte, hatte zu gleicher Zeit vor den Augen der Gräfin geringſchätziges Geſicht gefaltet durch den inneren Zorn, der innen um ſo unbarmherziger, als ihn nichts außen verräth. Dieſe Bläſſe des Zwangs entſtellt innen ein wenig eine Frau; ſie benimmt ihren Augen den Glanz, den ſie haben ſollen, um ihnen ein düſteres Feuer zu geben, welches darin zu finden unnütz iſt.

Digitized by Google

Die Gräfin hatte zitternde Hände, eine bebende Stimme: es war weniger ein Frau, als eine Feindin.

Als er aber seine Geliebte ruhig, glänzend von Schönheit, fast von Sanftmuth erblickte, sagte er zu sich selbst:

„Vortrefflich! ich gewinne bei dem Tausch.“

Er ging auf sie zu, nahm sie bei der Hand und sprach:

„Wie schön sind Sie, Olympia!“

Olympia stand auf, betrachtete sich im Spiegel, setzte sich wieder und antwortete:

„Die Langweile verschönert.“

„Sie haben sich gelangweilt!“ fragte der Graf, in der Hoffnung, Olympia habe sich gelangweilt, weil er sie allein gelassen.

„Ich langweile mich immer,“ sagte sie.

„Wohl! ich,“ erwiederte Mailly, „ich bringe Ihnen Nachrichten, die Sie zerstreuen werden, oder Sie müßten sehr schwer zu befriedigen sein.“

„Lassen Sie diese Nachrichten hören.“

„Ich melde Ihnen, daß Ihre Debuts großes Aufsehen in der Stadt und sogar bei Hofe gemacht haben.“

„Wahrhaftig? Sie sind sehr gut.“

„Es scheint sogar, daß der König äußerst zufrieden gewesen ist.“

Olympia zuckte die Achseln.

„Ich weiß wohl,“ fuhr Mailly fort, „es ist Ihnen an der Meinung des Königs wenig gelegen.“

Olympia lächelte.

„Eine Frau von Ihrem Verdienste ist so viel werth als eine Königin; in der Eigenschaft als Schauspielerin ist es indessen schmeichelhaft für das Talent . . .“

„Ich habe kein Talent.“

„Sie haben kein Talent?“

„Ich habe keines mehr.“

„Für die Schönheit also . . .“

„Die Schönheit ist ein Balsam, der nur Wohlgeruch hat, wenn man ihn nach außen vergießt.“

Digitized by Google

„Ho! ho!“ sagte Mailly mit einem gezwungenen Gelächter, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß dies Maximen sind, die mich bedrücken.“

„Warum?“

„Weil ich, meine Theuerste, einem Geizigen ähnlich bin, der seinen Schatz bewacht.“

„Einen Schatz, der schläft.“

„Ja, der aber für seinen Eigenthümer schläft, meine liebe Olympia.“

„Ein Mann ist nicht der Eigenthümer einer Frau.“

„Oh!“

„Wenn sie nicht Georgierin ist, wie Mademoiselle Ainé; wenn der Eigenthümer nicht Herr vom Férolles ist.“

„Oh! . . .“

„Wenn er sich nicht, statt sich Eigenthümer zu nennen, Kerkermeister nennt.“

Mailly fühlte einen Schauer seine Adern durchlaufen.

„Wie!“ sagte er, „sprechen Sie wirklich mit mir, meine Liebe?“

„Ei! mir scheint,“ erwiederte Olympia.

„Was habe ich Ihnen denn gethan?“

„Sie, nichts.“

„Sagen Sie, Olympia, haben Sie mich nicht geliebt?“

„Einst, sehr, ja.“

„Sie empfangen mich also nicht mit Vergnügen?“

„Ich sage das nicht.“

„Ich habe Sie gebeten,“ sprach er ermuthigt durch diese scheinbare Unterwürfigkeit, „ich habe Sie gebeten, mein kleines Haus zu bewohnen, weil es für eine Frau Ihrer Art nicht anständig war, in der Stadt zu wohnen wie eine Schauspielerin.

„Bin ich nicht Schauspielerin?

„Sie sind ein Fräulein von Stande.“

„Ich bin Theaterfräulein.

„Heißen Sie nicht Fräulein Olympia von Cléves?“

Digitized by Google

„Wenn Sie frei wären, Herr von Mailly, würden Sie Fräulein Olympia von Cléves heirathen?"

Der Graf war ganz erstaunt.

„Wahrhaftig," sagte er, „Sie würden mich glauben machen, Olympia, Sie suchen einen Streit mit mir."

„In welcher Hinsicht, Herr Graf?"

„Sie beklagen sich, Sie seufzen, Sie zucken die Achseln."

„Das ist wahr."

„Und wenn ich frage, warum alle diese Merkmale von Betrübniß, so antworten Sie mir: „„Ich langweile mich.""

„Das ist abermals wahr."

„Sie wollen also die Freiheit."

„Verlange ich etwas?"

„Sie begnügen sich also nicht mehr mit meiner Liebe?"

„Graf, ich bitte Sie, befragen Sie mich nicht."

„Und warum dies?"

„Weil die Fragen mich ermüden."

„Aber Sie haben doch nicht durch Gewalt eingewilligt, mir zu folgen?"

„Hier?"

„Nein, dort in Lyon. Als ich Sie dort holte, haben Sie mir nichts gesagt, was mich Alles das vermuthen lassen konnte, was Sie heute als ein Leiden bezeichnen; Sie haben mir, um mir zu folgen, keine Bedingung gemacht."

„Keine, das ist wahr."

„Ich versprach Ihnen Debuts. Sie haben sie."

„Beklage ich mich?"

„Nein, doch sie ertragen mit Ungeduld den Aufenthalt in diesem Hause."

„Habe ich meinen Widerwillen, hieher zu kommen, verborgen?"

„Was ist Ihnen hier beschwerlich?"

Digitized by Google

„Herr Graf, wir werden uns nie verstehen," sagte Olympia.

„Kurz, lieben Sie mich?"

„Ich habe viel Zuneigung für Sie; Sie sind ein sehr wackerer Edelmann," erwiederte Olympia.

Und sie seufzte tief.

Mailly hörte diesen Seufzer; er faltete seine Stirne und schien einen Entschluß zu fassen.

„Es ist für mich um so ärgerlicher, daß ich von Ihnen so unfreundlich behandelt werde, Olympia, als ich mir so eben die volle Freiheit gegeben habe."

Olympia schaute ihn an.

„Waren Sie nicht frei?" sagte sie.

„Nicht gänzlich."

Olympia schaute ihn abermals an.

„Ich war verheirathet."

„Ihre Frau ist gestorben?" rief Olympia erschrocken.

„Etwas Besseres: sie hat mich eine Trennung unterzeichnen lassen."

„Und warum?"

„Ich mache sie zu unglücklich."

„Wenn Sie solche Dinge sagen, Herr Graf, so sagen Sie es wenigstens auf eine Art, daß ich Sie verstehen kann."

„Sie?"

„Wie! Ihre Frau verläßt Sie, weil sie zu unglücklich ist!"

„Zu unglücklich wegen der Liebe, die ich für Sie habe, Olympia."

„Oh! rühmen Sie mir dieses Opfer nicht."

„Ich rühme nichts, ich sage das, was ist."

„Arme Frau!"

„Sie beklagen die Gräfin?"

„Allerdings; glauben Sie mir, es ist besser, Sie verlassen mich und geben Frau von Mailly wieder den Frieden."

Digitized by Google

„Olympia, ſind Sie toll, daß Sie verlangen, ich ſoll Sie verlaſſen?“

„Sie haben wohl Ihre Frau verlaſſen! warum ſollten Sie nicht Ihre Geliebte verlaſſen?“

„Unmöglich, Olympia! ich liebe Sie mehr, als ich Sie je geliebt habe. Ich finde gewiß die Urſache hievon in Ihrer Schönheit, in Ihrem Geiſte, in Ihrer Güte für mich. Doch das iſt ein Beweggrund mehr, daß ich nicht einwillige, mich eines ſo koſtbaren Gutes zu begeben. Nein, um keinen Preis werde ich Sie zu anderen Liebesverhältniſſen übergehen laſſen.“

„Nehmen Sie ſich in Acht, Sie haben mich ſchon einmal verlaſſen.“

„Ich glaubte Ihnen das Motiv dieſer Trennung ſchon erklärt zu haben. Man wollte mich verheirathen, und man hat mich in der That verheirathet; man wollte den Familiennamen fortpflanzen, und das iſt nicht geglückt. Ah! hätte ich Sie, ſtatt Sie auf dem Theater zu finden, in der Welt gefunden, für die Sie geboren waren.“

„Ah! ah! Graf, überlegen Sie, oder ich glaube, daß ich Sie Erbärmlichkeiten zu ſagen veranlaſſe.“

„Ich verſtehe Sie nicht, Olympia.“

„Sie haben mich verlaſſen, Graf, weil Sie genug an mir hatten; Sie haben mich wiedergenommen, weil Sie zu viel an Ihrer Frau hatten.“

„Ich will das wohl zugeſtehen; doch die Liebe iſt wie die neuen Gebäude, welche ſinken, um ihre Lage zu finden; ſobald dieſe Lage gefunden, iſt die Sache beendigt, und das Gebäude währt ewig.“

„Nun! Graf, das iſt ein Unglück.“

„Was?“

„Meine Liebe hat ihre Lage noch nicht gefunden.“

„So daß . . .“

„So daß ich mich langweile.“

„Noch?“

Digitized by Google

„Immer.“

„Sagen Sie mir aber einen Grund dieſer Langweile.“

„Wenn es nur die Unwiſſenheit über die Situation wäre, in der ich mich befinde!“

„Wie ſo?“

„Allerdings. Bin ich frei oder gefangen? Kann ich ausgehen oder muß ich bleiben?“

„Olympia! Sie ſind frei, Sie wiſſen es wohl. Nur wäre es mir ſchmerzlich, würde ich Sie ſich zerſtreuen, würde ich Männer um Sie ſehen, die ſich Gehör verſchafften. Olympia! ich bin mit der Eiferſucht nicht vertraut.“

„Sie rühmen ſich, nicht eiferſüchtig zu ſein?“

„Man rühmt ſich deſſen, ſo lange man es nicht iſt.“

„Und wenn man es iſt?“

„So ſieht man keine Möglichkeit, zu leben ohne Ueberwachung.“

„Sie überwachen mich alſo?“

„Gott behüte mich!“

„Und Sie ſind nichtsdeſtoweniger eiferſüchtig?“

„Ja.“

„Sehr eiferſüchtig?“

„Wahnſinnig.“

„Das iſt unnütz, Graf.“

„Warum?“

„Ei! mein Gott! weil ich an dem Tage, wo ich in Jemand verliebt ſein werde, es Ihnen ſage, ohne eine Stunde, eine Minute, eine Secunde zu zögern.“

„Ja, Sie haben es mir ſchon verſprochen.“

„Nun?“

„Ich finde dieſes Verſprechen das zweite Mal nicht beruhigender, als das erſte Mal.“

„Darum wundere ich mich, daß Sie mich einſperren, Graf. Sie wiſſen Eines wohl: wenn ich ausgehen will, werde ich ausgehen.“

Digitized by Google

„Ach! das ist nur zu wahr!“ sagte der Graf mit einer entsetzlichen Herzbeklemmung.

„Darum,“ fuhr Olympia fort, „darum kann ich mit Jedem, wer es auch sein mag, sprechen, ohne daß Sie darüber in Unruhe gerathen.“

„Sie begreifen also meine Lage nicht?“

„Nein; erklären Sie dieselbe.“

„Ei! mein Gott! ich kenne Sie, Olympia, und ich weiß, Sie werden nicht verfehlen, mich davon zu unterrichten, wenn Ihr Herz eingenommen ist. Sie werden mir sagen: Ich liebe diesen. Ach! wenn Sie das sagen, meine Liebe, so werde ich Ihnen wie ein Dummkopf die Gelegenheit, die Fähigkeit geboten haben. Wen werden Sie lieben? einen von meinen Freunden wahrscheinlich, einen Mann, den ich bei Ihnen eingeführt, den ich Ihnen vorgestellt habe; und wenn Sie mir das sagen, mein Gott! dann wird es schon zu spät sein, daß ich vorbeuge; ich werde ein Unglück zu erdulden haben, das ich mir hätte ersparen können, ersparen müssen; ich werde weit vorgerückt sein, wenn Sie mir offenherzig sagen: Ich liebe Sie nicht mehr.“

„Oh! das Raisonnement ist logisch.“

„Sie sehen wohl.“

„Sie vergessen jedoch den Fall, daß ich ohne Gegenstand verliebt würde.“

„Oh! Olympia, dergleichen Liebschaften sieht man nur in den Romanen, und sie sind dort nicht gut angebracht.“

„Graf, Graf,“ erwiederte Olympia, „es gibt keinen schlimmeren Roman, als die Phantasie einer Frau.“

„Sie! ohne Gegenstand verliebt?“

„Ich sage Ihnen, daß dies möglich ist.“

„Dann werde ich nicht eifersüchtig sein. Was macht mir das Gespenst? Was ist die Liebe zum Schatten?“

Olympia ergriff die Hand des Grafen von Mailly und schaute ihn tief an. Dann sprach sie mit einem Ausdruck, der ihm das Blut im Herzen gestehen machte:

Digitized by Google

„Unglücklicher, Sie kennen das, was Sie verachten, nicht. Diese Liebe, auf welche Sie nicht eifersüchtig zu sein sich geloben, ist die allergefährlichste Liebe. Diejenige, welche das Gespenst liebt, diejenige, welche den Schatten liebt, diejenige, welche auf den Abendwind horcht, diejenige, welche die verscheidende Sonne betrachtet, diejenige, welche den aufgehenden Stern begrüßt, diejenige, welche sich vom Mondstrahl liebkosen läßt, diejenige ist ohne Rettung für ihren Liebhaber verloren. Wenn sie nichts liebt, so ist dies so, weil sie nicht mehr etwas liebt."

Und als sie den Schrecken wahrnahm, der sich bei diesen grausam artikulirten Worten auf dem Gesichte des Grafen malte, fuhr sie fort:

„Oh! wünschen Sie nicht, ich sage es Ihnen, wünschen Sie nicht, daß Sie Ihre Geliebte auf einen Schatten eifersüchtig macht. Auf das Weltall eifersüchtig ist derjenige, welcher nicht auf einen Menschen eifersüchtig sein kann. Man tödtet seinen Feind, man erdolcht seinen Nebenbuhler, doch der Schatten, den Ihre Geliebte liebt, ist ein unsichtbarer Feind, ist ein ungreifbarer Nebenbuhler, ist ein unabläßiger, unbarmherziger, unerhörter Schmerz, welcher beißt, nagt, tödtet. Graf, dulden Sie nicht, daß ich mich langweile; Graf, erlauben Sie nicht, daß ich träume; Graf, lassen Sie es um keinen Preis geschehen, daß sich die Leere in meinem Herzen bildet! Der Schatten würde darein eintreten, Graf, und Sie wissen nun, was die Liebe zum Schatten ist."

Und nachdem sie diese Worte gesprochen, gab Olympia, verzehrt von dem, was sie nicht gesagt, einen erstickten Seufzer von sich, stand auf, um in ihr Zimmer zu gehen, schloß aber auf dem halben Wege die Augen, erbleichte und fiel ohne Bewußtsein auf den Teppich.

Der Graf schaute sie mit mehr Schrecken, als Besorgniß, mit mehr Angst, als Liebe an; dann murmelte er, immer mehr sich verdüsternd:

Digitized by Google

„Bei meiner Seele! ich habe heute Unglück! Liebe ich zu sehr, oder liebt sie nicht genug?"

Dann ging er auf Olympia zu, nahm die Ohnmächtige in seine Arme und trug sie in ihr Zimmer.

In diesem Augenblick stürzte Claire, die uns bekannte Kammerfrau, herein und rief dem Grafen zu, einer von seinen Freunden habe die Hausthüre eingestoßen und schicke sich an, wenn man sie ihm nicht öffne, auch die Thüre des Vorzimmers einzustoßen.

„Und dieser Freund?" fragte der Graf die Stirne faltend. „hat er wenigstens seinen Namen genannt?"

„Es ist Herr von Pecquigny, welcher von Rambouillet kommt, und Sie durchaus sprechen will," erwiederte die Kammerfrau.

„Der Kapitän der Garden!" rief Mailly, „das ist für den Dienst des Königs. Claire, bewachen Sie Ihre Gebieterin, ich will Pecquigny empfangen."

Und er eilte aus dem Schlafzimmer, das er sorgfältig schloß.

LXII.

Dienst des Königs.

Die Gefahr war nicht so dringend, als sie die Kammerfrau gemacht hatte.

Pecquigny hatte allerdings die erste Thüre eingestoßen, doch er war noch nicht in die Vorzimmer gedrungen.

Er hielt sich im Hofe auf einem von Schweiß triefenden Pferde. Ein Lackei war drei Schritte von ihm auf einem andern Pferd.

Digitized by Google

Dieſe zwei Männer, Herr und Diener, befanden ſich unter dem Strahle einer großen Laterne, welche den Hof erleuchtete, und beim Scheine dieſer Laterne ſah man die zwei Pferde Schaum und Rauch ſchnauben. Mailly erſchien auf der Thürſchwelle.

„Du biſt es, Herzog?“ fragte er.

„Du biſt es, Graf?“ erwiederte der Herzog, eine Frage gegen eine Frage tauſchend.

„Was iſt denn vorgefallen?“ ſagte Mailly, indem er ſich raſch dem Reiter näherte.

„Ah! Vielerlei, Mailly, Vielerlei! Weißt Du, daß mir Deine Diener den Eingang in Dein Haus verwehren?“

„Du darfſt ihnen nicht böſe ſein, daß ſie meine Befehle buchſtäblich vollziehen, Herzog; Du weißt, daß ich hier in meinem kleinen Hauſe bin.“

„Ja, und Du verſchließt es, ſo gut Du kannſt.“

„Ganz richtig.“

„Ich hatte es errathen; doch wenn Du dieſes Haus verſchließt, wo ſoll ich mit Dir ſprechen?“

„Du haſt mir alſo etwas zu ſagen?“

„Bei Gott! glaubſt Du denn, ich würde Dich ſonſt um Mitternacht aufjagen?“

„Graf, Du ſollſt mich nicht für einen Kerl halten, der ſeine Freunde barſch abweiſt; ſteige vom Pferde, tritt ein und folge mir.“

„Speiſt man zu Nacht?“

„Wie! Du haſt nicht zu Nacht geſpeiſt?“

„Nein, bei Gott!“

„Woher kommſt Du denn?“

„Von Rambouillet, und ich habe Hunger.“

„Deſto beſſer.“

„Das nenne ich ein gutes Wort; erkläre es.

„Das iſt leicht. Es ſcheint, die Nachrichten ſind nicht ſo erſchrecklich, als ich Anfangs geglaubt habe. Tritt ein, mein lieber Pecquigny, tritt ein, und wenn Du Hunger haſt, nun, ſo wirſt Du zu Nacht ſpeiſen.“

Digitized by Google

Er ließ den Herzog eintreten. Man brachte die zwei Pferde in den Stall. Der Kammerdiener erhielt den Auftrag, den Lackei von Pecquigny zu beherbergen.

Mailly führte den nächtlichen Besuch in den Saal des Erdgeschoßes, nachdem er seinem Kammerdiener ein paar Worte ins Ohr geflüstert hatte.

„Großes Feuer und kleines Mahl," sagte Mailly; „doch was willst Du, man erwartete keinen so hohen Gast. Auf, mache es Dir bequem!"

Ohne sich dies zum zweiten Mal sagen zu lassen, machte es sich Pecquigny wirklich in einem Lehnstuhle bequem.

„Du kommst also von Rambouillet?"

„Ich bin vor zehn Minuten von dort angekommen."

„Wie befindet sich der König?"

„Zu wohl, Graf. Nicht wahr, Du hast Deine Leute weggeschickt?"

„Ich habe nur einen Kammerdiener hier, den, welchen Du gesehen hast; er ist, glaube ich, beschäftigt, den Deinigen in der Office zu bewirthen."

„Die Thüren sind geschlossen, nicht wahr?"

„Sicherlich. Du hast mir also etwas zu sagen?"

„Etwas von der höchsten Wichtigkeit."

„Sprich."

„Höre mich an . . . Ah! sage, wie geht es Deiner Frau?"

„Sehr gut!"

„Was Teufels sagte man mir in Rambouillet?"

„Wie, in Rambouillet war von meiner Frau die Rede?"

„Man sprach nur von ihr."

„Und, ich bitte, auf welche Art?"

„Du rühmst Dich, sie verlassen zu haben, wie man versichert."

„Ich weiß nicht genau, ob ich sie verlasse, oder ob sie mich entläßt. Kurz, es besteht ein Trennungsvertrag."

Digitized by Google

„Von welchem Datum?“

„Von dieſem Morgen.“

„Unterzeichnet?“

„Unterzeichnet.“

„Das findet ſich vortrefflich. Der Vertrag hat noch nicht Zeit gehabt, ſeine Vollziehung zu erhalten.“

„In welcher Hinſicht ſagſt Du mir das?“

„Du wirſt Deine Frau wieder nehmen.“

„Ich?“

„Ja; wir werden ſpäter hierüber ſprechen.“

„Wie! was ſagſt Du mir da, Pecquigny?“

„Das iſt ein Detail; ich habe mich geirrt: ich hätte es müſſen an ſeinem Platze laſſen. Verrückt man die Details von ihrer Stelle, ſo wirft man Dunkelheit auf das Ganze, mein lieber Graf.“

„Nun, nun, laß uns vernünftig reden, wenn dies überhaupt möglich iſt.“

„Oh! ich bin ſehr ernſt; nur begreifſt Du, in der Lage . . .“

„In welcher Lage!“

„In der wir uns befinden. Die Neuigkeit, daß Du die Gräfin verlaſſen haſt . . .“

„Oh!“

„Stelle Dir nichts Unangenehmes vor, nein, bei Gott! Aber, mein Lieber, die Gräfin . . .“

„Nun! die Gräfin?“

„Iſt die Tugend ſelbſt.“

„Ich bin davon überzeugt, Pecquigny.“

„Warum verläſſeſt Du ſie dann?“

„Sie hat einen ſchlimmen Charakter.“

„Was macht das Dir?“

„Das macht mir, und zwar viel, das iſt für mich ganz unerträglich.“

„Da Du es nicht ertrugſt?“

„Das iſt abſcheulich!“

„Ei! ſage nicht ſo viel Böſes von ihr.“

„Ich?“

Digitized by Google

„Es ist klug.“

„Wie! es ist klug, nicht Böses von meiner Frau zu sprechen?“

„Ja; das würde Dich in Verlegenheit setzen an dem Tage, wo Du genöthigt wärest, hievon abzugehen.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Es ist doch sehr klar. Ich empfehle Dir Zurückhaltung; solltest Du meinen Rath nicht befolgen, so würde Dir das später mir gegenüber peinlich sein. Doch vor Allem: sind wir völlig versichert, daß keine Frau hier ist, welche hören kann, was wir sagen?“

„Ja, tausendmal, ja; Du kannst sicher sein. Sprich also, denn Du machst mich sterben.“

„Es ist nicht leicht zu sagen.“

„Du beunruhigst mich. Weiß der König etwas?“

„Etwas von Deiner Frau?“

„Von meiner Frau oder von meiner Geliebten?“

„Sage mir, Deine Geliebte, Du liebst sie?“

„Gewiß.“

„Sehr?“

„Mit Leidenschaft.“

„Teufel! das ist ärgerlich!“

„Wie! das ist ärgerlich! Es ist ärgerlich, daß ich meine Geliebte liebe?“

„Allerdings, und es wäre viel moralischer, wenn Du Deine Frau lieben würdest.“

„Das ist es gerade: weil ich meine Geliebte liebe, liebe ich meine Frau nicht.“

„Die Geliebte, welche Du mit so viel Leidenschaft liebst, wäre es ...“

„Olympia von Clèves, ja.“

„Olympia von Clèves! Armer Junge! Und Du liebst sie leidenschaftlich, sagst Du?“

„Wahnsinnig.“

„Ah! ah!“

Pecquigny kratzte sich am Ohr.

Digitized by Google

„Nun! desto besser!“ rief er plötzlich, „das Opfer wird um so verdienstlicher sein.“

„Das Opfer von wem?“

„Das Opfer Deiner Geliebten Olympia.“

„Meiner Frau gebracht?“

„Ei! wer spricht von Deiner Frau?“

„Wem soll ich denn Olympia opfern, wenn nicht meiner Frau?“

„Wohlan,“ sagte Pecquigny, „wohlan, wir müssen zum Ziele kommen.“

„Wahrhaftig, ich verlange gar nichts Anderes.“

„Nun denn, mein Lieber,“ sagte Pecquigny, „es ist Dir nicht unbekannt, daß Fräulein Olympia von Clèves neulich die Junia gespielt hat.“

„Bei Gott! ich weiß es wohl,“ erwiederte Mailly; „ich habe sie von Lyon hieher geführt und debutiren lassen.“

„Oh! ich habe Dir ein wenig dabei geholfen.“

„Wobei?“

„Bei ihren Debuts.“

„Ja. Doch vorwärts. Ich brenne . . .“

„Gut also! Olympia hat so angenehm gespielt und sie ist so schön, daß sich Einer in sie verliebte, und zwar sehr verliebte.“

„Einer?“

„Ja.“

„Was liegt mir daran! Wenn nicht etwa . . .“

„Wenn nicht . . .“

Der Graf schaute Pecquigny an.

„Wenn nicht Du es zufällig bist.“

„Ho! ho!“

„Höre, Pecquigny, ich beeile mich, Dir zu sagen, weil Du einer meiner besten Freunde bist, und weil ich Dir bei diesem Titel nicht den geringsten Kummer machen möchte, — ich liebe Olympia. Dieses Wort muß Dir genügen. Die Adverbia, die ich am Ende dieses Wortes aufhäufte, würden dem Ausdruck dieser Liebe nichts

Digitized by Google

beifügen; sie würden ihn vielleicht vermindern, — und da ich sie liebe, so werde ich sie Dir nicht abtreten."

„Mein Freund, wenn es sich nur um mich handelte, so wäre die Sache bald abgemacht, doch . . ."

„Um wen handelt es sich denn?" fragte Mailly, den der Ernst von Pecquigny beunruhigte.

„Um Einen, mein bester Freund, um Einen, dem man in diesem schönen Königreiche Frankreich nicht zu widerstehen pflegt. Mein Freund, es handelt sich um den König."

„Um Ludwig XV?"

„Um Seine Majestät in Person."

„Oh!"

Herr von Mailly wurde ganz bleich.

„Der König ist in Olympia verliebt!" sprach er, indem er das Haupt erhob und Pecquigny wie ein Mensch anschaute, der aus einem Traume erwacht.

„Es scheint, unser erhabener Herr verliert darüber das Essen und das Trinken. Ein König, der weder ißt, noch trinkt, mein Freund, ist ein bald todter Mann. Ich nehme nicht an, daß Du die Liebe für Deine Geliebte bis zum Königsmord treibst."

„Höre, Pecquigny," erwiederte Mailly, „wenn Du einen Scherz gemacht hast, wie man ihn bei Hofe liebt; wenn Du von meiner Frau abgeschickt bist, um mich zu quälen; wenn Herr von Maurepas, der die Polizei verwaltet, Dich bezahlt; wenn die Jesuiten Dich bedrängen, nun wohl! dann verzeihe ich Dir; wenn Du aber glaubst, ich müsse Olympia abtreten, selbst dem König, so täuschest Du Dich, und ich verzeihe Dir nicht."

„Alles schön! Alles schön! Du brauchst Deine Augen nicht wie Pistolen zu laden, damit wir uns gegenseitig mit Blicken tödten. Ruhe! das ist ernst!"

„Nein, das ist einfach! Der König, sagst Du, liebe Olympia. Wohl! ich werde sie behalten."

„Bah!"

„Uebrigens, ist das nicht wahr."

Digitized by Google

„Wie, das ist nicht wahr?"

„Der König ist nicht in Olympia verliebt."

„Wenn ich es Dir aber sage!"

„Er! ein Devoter! ein in Heiligkeit eingemachter Prinz! ein Musterehemann! Das ist unmöglich!"

„Gut! nun verleumdest Du den König! Majestätsbeleidigung! Nimm Dich in Acht!"

„Es müßte schön anzusehen sein, wenn, nachdem ich mir die Mühe gegeben, ein reizendes Geschöpf, ein Muster auszugraben ..."

„Ah! es ist ein reizendes Geschöpf! ah! es ist ein Muster! Mein Freund, Du siehst wohl ..."

„Was siehst Du?"

„Daß man den König nicht getäuscht hat, und Olympia ist wirklich so reizend, als Du sagst."

„Noch reizender."

„Du erfüllst mich mit Freude."

„Bist Du verrückt?"

„Wenn Du mich begriffen hast, wirst Du sehen, ob ich weniger weise bin, als einer von den Sieben Griechenlands. Laß mich Dir meinen Plan entwickeln."

„Du kannst Dir schmeicheln, mir sehr unangenehme Dinge zu entwickeln."

„Lieber Graf, es gibt Unannehmlichkeiten, die einen guten Edelmann nicht fliehen können, und die ein guter Edelmann nicht fliehen kann: so bei Lugeac, dem man die Nase abgeschnitten hat, Unannehmlichkeit; so bei Chardin, der von seinem Schwiegervater, dem Generalpächter, enterbt worden ist; so bei Deiner Frau, die das Glück hatte, von Dir befreit zu sein, und die Dich wieder zu nehmen genöthigt sein wird; Unannehmlichkeiten!"

„Ah! willst Du, daß ich lache, oder daß ich mich ärgere? Scherzest Du oder spottest Du?"

„Das Eine und das Andere, doch das Eine nach dem Andern. Lache zuerst; Du wirst Dich hernach ärgern."

„Genug, Pecquigny, laß uns hievon abbrechen."

Digitized by Google

„Nein, es steht mir nicht zu Gebot, abzubrechen, wo Du gern möchtest, nicht einmal, wo ich gern möchte. Ich habe angefangen, ich muß also bis zum Ende gehen.“

„So gehe; doch geschwinde!“

„Ich fahre in der Auseinandersetzung meines Planes fort. Nimm vor Allem an, Du seist ehrgeizig.“

„Durchaus nicht!“

„Laß uns doch in Ruhe! Du, der Du immer ins Feuer gehst wie ein Baske, liebst Du die Orden und die Herzogthümer nicht?“

„Was hat Olympia mit einem Herzogthume gemein, und in wie fern kann mir Olympia einen Orden eintragen?“

„Ich komme hiezu! Da der König in Olympia verliebt ist und findet, sie sei ein Muster, ein wahres Muster, wie Du versicherst — täusche uns wenigstens nicht! denn sieh die Lage, in die Du mich versetzen würdest.“

„Ah! Pecquigny, weißt Du, daß mir ein Gedanke gekommen ist, während Du mir Deinen Plan einwickelst, statt ihn zu entwickeln?“

„Dir auch ein Gedanke! Zwei Gedanken! Das geht also vortrefflich! Sprich, mein lieber Mailly, sprich, und Du wirst sehen, wie ich Dich anhöre!“

„Vernimm also meinen Gedanken: ich werde mich nicht so wie Du um die Wahrheit drehen. Pecquigny, Du bist von meiner Frau zu mir geschickt.“

„Ich! von Deiner Frau?“

„Pecquigny, Du bist der Liebhaber meiner Frau!“

„Ich! ich!“

„Pecquigny, Du erklärst mir, ohne daß Du es vermuthest, den Streit, den meine Frau mit mir gesucht hat.“

„Du bist ein Narr! Die Augen treten Dir aus dem Kopfe, mein Lieber!“

Digitized by Google

„Ich ſcherze nicht mit meinem Namen, Herzog, verſtehſt Du wohl?“

„Eil Unglücklicher, wer ſpricht denn von Deinem Namen? wer denkt an Deine Frau? Ich kenne ſie nicht; Eure Trennung, ich bekümmere mich den Teufel darum, und ich habe ſie heute erſt erfahren.“

„Ich glaube es wohl! ſie datirt von zwei Uhr Nachmittags.“

„Mailly, bei meiner Ehre, es iſt nur ſecundär von Deiner Frau die Rede.“

„Du verlangteſt aber ſo eben von mir eine Ausſöhnung mit ihr.“

„Für Dein Wohl, mein Beſter, damit Du nicht allein bleibeſt, nachdem Du mit Olympia gebrochen. Die Einſamkeit, das iſt tödtlich für Phantaſien wie die Deinige, und in dieſem Fall iſt die Geſellſchaft einer Frau noch beſſer als gar nichts.“

„Bilde Dir nicht ein, Herzog, ich werde Dich noch eine Sylbe ſagen laſſen ohne ein Wort von Dir.“

„Welches Wort, Graf?“

„Herzog, ich drohe Dir nicht; wir ſind zu gute Edelleute und zu redliche Freunde, um ſo einander gegenüber zu verfahren. Du wirſt mir jedoch bei Deinem Herzogsworte ſchwören . . .“

„Was ſoll ich ſchwören?“

„Daß Du meine Frau nicht kennſt, wie Du ſagſt.“

„Mein lieber Mailly, ich ſchwöre Dir bei meinem Herzogswort, bei der reinſten Ehre meines Hauſes, meines Blutes und meines Geſchlechts, daß ich Deine Frau nur dreimal geſehen habe: an Eurem Hochzeittage, da ich Dein Zeuge war; am Tage ihrer Vorſtellung bei Hofe und vor wenigen Stunden in Rambouillet.“

„Ah! Louiſe war in Rambouillet?“

„Ja, ich habe ſie erblickt, aber nicht einmal mit ihr geſprochen. Doch das erinnert mich auch an einen Umſtand.“

„Nenne ihn mir.“

Digitized by Google

„Was kann das Dir machen?"

„Das ist je nach dem Umstande."

„Wenn es nun ein ganz besonderer Umstand wäre?"

„Das kann mir nichts machen, da wir getrennt sind, wie Du sagtest. Es ist indessen schicklich, daß ein Ehemann . . ."

„Ja, es ist in der That ziemlich schicklich."

„Meine Frau ist frei."

„Frei bis auf einen Herzog und Pair ausschließlich, und wäre er zweimal Herzog und zweimal Pair, nicht wahr?"

„Pecquigny!"

„Nun! mein Lieber, wenn es Dir mißfällt, daß Deine Frau zu sehr Einen anschaut, und daß dieser Eine zu sehr Deine Frau anschaut, so ist es Zeit."

Der Graf fuhr mit einer Hand über sein Gesicht.

„Ah!" sagte er, „eine böse Versuchung! Ich kenne Louise: sie wird wohl dahin oder dorthin einige wohlwollende Blicke werfen, das ist aber Alles."

„Du glaubst also an Deine Frau?"

„Ich glaube."

„Gut. Mein Freund, der Glaube hilft."

Dann sagte Pecquigny ganz leise zu sich selbst:

„Wenn Olympia ein Muster ist, so ist Mailly auch ein Muster. Welches Paar! Und welch ein Unglück, daß sie getrennt werden sollen!"

„Ich habe also Dein Wort," fuhr Mailly fort, „und ich bin sicher, daß Du von selbst wegen Olympia hieher kommst?"

„Ja, und ich gehe wieder in meinen Plan ein."

„Lieber Freund, erkläre ihn mir nicht, das wäre verlorene Mühe."

„Ho! ho! ich hätte einen unnützen Plan gemacht?"

„Vollkommen. Ich habe die Liebe zu meiner Frau verloren, oder es ist wenigstens eine eingeschlafene Liebe, welche aufwachen wird, wenn es Gott gefällt."

„Oder dem Teufel."

Digitized by Google

„Ja, Herzog; doch was Olympia betrifft, ich wiederhole Dir, an ihr halte ich; sie ist mein, nichts wird sie mir nehmen."

„Das sind Worte: Verba volant! wie der Pater Porée sagte."

„Du weißt, mein lieber Herzog, daß es Worte gibt, die man Ehrenworte nennt."

„Gerathe nicht in Flammen und verschwende besonders nicht die Ehrenworte."

„Worin? Bin ich zufällig nicht der Herr meiner Neigungen?"

„Ei! nein!"

„Das ist seltsam!"

„Seltsam oder nicht, es ist so. Ich denke, wenn der König eine Steuer von der Stadt erheben will, so kommt er nicht, um Dich um Rath zu fragen, nicht einmal, um sie um Rath zu fragen."

„Ja, aber..."

„Es gibt kein aber... Mademoiselle Olympia ist Schauspielerin, sie gehört der Comédie; die Comédie gehört dem König, da ihre Schauspieler die des Königs sind."

„Ah! Du scherzest!"

„Ich! ich bin tausend Meilen davon entfernt."

„Nun, so sage dem König, er möge kommen und mir Olympia nehmen, und wir werden sehen."

Pecquigny zuckte die Achseln.

„Der König wird sich wohl Zwang anthun, nicht wahr?"

„Pecquigny, Du bist ein kostbarer Freund. Ich begreife Dein ganzes Zartgefühl. Du siehst, welche Gefahr mich bedroht, und willst mich derselben entziehen."

„Wie?"

„Du weißt, daß man gegen meine arme Olympia conspirirt hat, und ohne irgend das Ansehen davon zu haben, warnst Du mich."

„Ich?"

„Das ist gut, vertheidige Dich nicht, das ist vortrefflich, ich danke Dir. Schon heute Nacht reise ich mit

Digitized by Google

ihr nach meinem kleinen Gute in der Normandie ab, — Du kennſt es, das in der Nähe von Courbe-Epine, was Frau von Prie gehört."

„Ich danke Dir, daß Du mich hievon unterrichteſt. Du kannſt ſicher ſein, daß Mademoiſelle Olympia nicht nach der Normandie gehen wird."

„Bah!" verſetzte Mailly erſtaunt, „warum ſollte ſie nicht gehen?"

„Weil ich es verhindern werde!"

„Du?"

„Ich ſelbſt. Du begreifſt, mein lieber Graf, ich habe nicht Luſt, den König vor Gram ſterben zu machen, um meinen Platz neben Jacques Clément und Ravaillac zu nehmen."

„Ah! das iſt ſtark."

„Wenn es Deine Frau wäre, mein guter Mailly, dann wollte ich nichts ſagen, ich würde Dich ermächtigen, Dir empfehlen, ſie wohl zu verbergen; denn das wäre ein von Seiner Majeſtät verübter Diebſtahl, obgleich es Vorgänge gibt, welche von Ludwig XIV. und Herrn von Monteſpan datiren . . . Doch eine Geliebte..."

„Herzog!"

„Ah! ja wohl!"

„Du! mein Freund!"

„Außer dem Dienſt; doch hier, mein Lieber, Dienſt des Königs."

„Mir die Frau rauben, die ich liebe!"

„Eine Komödiantin?"

„Wenn ſie aber der König liebt, warum ſollte ich ſie nicht auch lieben?"

„Der König, mein Freund, iſt der König!"

„Willſt Du mich in Verzweiflung bringen?"

„Wenn ich Dich deshalb in Verzweiflung ſähe, würdeſt Du mich lachen machen."

„Nun iſt es zu viel, Herzog, und ich denke, wir wollen ein Ende machen."

Digitized by Google

Pecquigny ſtand auf.

„Ich hielt Dich für einen Mann von Geiſt,“ ſagte er.

„Ja, aber nicht von Herz.“

„Gut; ſeit einer Stunde mache ich alle mögliche Wege und Umwege; ich häufe auf, ich lüge, ich brauche Liſt, ich lege Minen an ...“

„Um wohin zu gelangen?“

„Ei! Du weißt es.“

„Um Olympia zu nehmen, ja.“

„Ei! wenn es mir der König befiehlt, ſo iſt das minder ſchwierig, als eine Baſtei.“

„Pecquigny, in den Baſteien, die Du genommen haſt, fandſt Du Spanier oder Deutſche.“

„Und bei Olympia werde ich Dich finden, willſt Du ſagen?“

„Ja.“

„Mein Theuerſter, das wird ein Kummer für mich ſein, doch ich werde den Kummer verſchlucken, und iſt er verſchluckt, ſo werde ich die Baſtei nehmen. Du kennſt meine Theorie der Unannehmlichkeiten.“

„Höre, Pecquigny, ein letztes Wort.“

„Sage es.“

„Wenn Olympia mich liebt?“

„Du ſprichſt nur Tollheiten, Du biſt geringer ſeit unſerer Unterredung. Was ich von Dir gehört habe, iſt ein Compoſitum von entſetzlichen Plattheiten. Wenn Olympia Dich liebt, ſagſt Du? Ei! bei Gott! ja, ſie liebt Dich. Was beweiſt das?“

„Wie, was das beweiſt?“

„Allerdings; ich komme auf meine Vergleichung zurück. Lieben die Salzſteuern den König? Dennoch gehören Sie dem König. Wenn Mademoiſelle Olympia den König nicht liebt, wird ſie Seiner Majeſtät ſagen, ſie haſſe ihn?“

„Ja, ſie wird es ihm ſagen.“

„Nun! mein Lieber, das wäre eine grobe Dummheit, und hiezu halte ich ſie für unfähig. Nie wird ſie es

Digitized by Google

dem König sagen, weil sie guten Ton hat, und weil der König geliebt zu werden verdient ... Der König ist bezaubernd ... Wenn Du ihn heute Abend gesehen hättest! Er ist viel schöner als Du. Er ist viel jünger als Du. Und dann ist er König, was wohl etwas ist. Eine Frau, die den König nicht lieben würde, pfui doch! Eine Frau! Höre, mein Theuerster, Du urtheilst gegen allen gesunden Verstand! Die Liebe des Königs für eine Schauspielerin wird nicht ewig währen! Alle Teufel, wenn Du diese Olympia liebst, Du wirst sie wiederfinden."

„Oh! was Du sagst, ist abscheulich."

„Du hast hunderttausendmal Schlimmeres gethan, als ich Dir da sage. Fassen wir die Sache zusammen."

„Sie ist zusammengefaßt. Ich schlage es ab."

„Gut. So laß mich passiren, ich will mit der Dame sprechen."

Mailly warf sich dem Herzog entgegen, um ihm den Weg zu versperren.

„Du willst von diesen Schändlichkeiten mit Olympia sprechen!" rief er. „Nie, Herzog! nie!"

„Wenn ich nicht heute mit ihr spreche, so werde ich morgen mit ihr sprechen: das ist der ganze Unterschied."

„Bei mir, nie!"

„Wenn nicht bei Dir, so wird es anderswo, so wird es im Schauspielhause sein."

„Ich werde Dich eher tödten!"

„Wenn Du mich tödtest, Mailly, so hinterlasse ich als Erbschaft irgend einem Freunde meinen Plan, den Du nicht annehmen willst. Mein Freund wird den Plan benützen, und Du wirst genöthigt sein, auch ihn zu tödten, um ihn zu verhindern, mit Deiner Olympia zu sprechen."

„Dann werde ich sie tödten."

„Gut! Nach den Tollheiten kommen nun die Albernheiten! Du bist wie der Römer Virginius, ein Herr,

Digitized by Google

welcher ſeine Tochter tödtete ... ſehr gut; doch Virginius tödtete ſeine Tochter und nicht ſeine Geliebte; doch Appius war ein abſcheulicher Decemvir, während Ludwig XV. ein reizender König iſt."

„Was liegt mir daran!""

„Doch, es liegt Dir daran, und Du wirſt ſehen, warum. Der König wird Dich nach ſo vielen Schlächtereien für verrückt halten, er wird Dich in die Baſtille einſperren laſſen, und dort wirſt Du, indem Du an die Wände Sonette zum Lobe Deiner Geliebten ſchreibſt, verfaulen. Freund, ich bitte Dich, ſchließe Dich in Dich ſelbſt ein. Ich habe die Lage ſcharf gezeichnet. Höre."

„Mein Gott! ich habe Dich ſchon nur zu viel angehört."

„Der König liebt eine Frau; was ſagſt Du dazu?"

„Nichts, das iſt mir gleichgültig."

„Dieſe Frau iſt die Deines Nächſten. Was ſagſt Du dazu?"

„Aber ..."

„Nichts, nicht wahr? Noch beſſer, wenn es zum Beiſpiel die Frau Deines Freundes Pecquigny iſt, ſo lachſt Du darüber wie ein Haufe Fliegen in der Sonne. Geſtehe, mein Gott! geſtehe doch dieſe zwei Punkte."

„Ja, doch die Frau, die der König liebt, iſt diejenige, welche ich auch liebe."

„Wirſt Du die Andern verhindern, darüber zu lachen?"

„Nein; aber ich werde nicht lachen."

„Gleichviel. Die Andern werden dem König Beiſtand leiſten, wie dies zu thun, wenn man ein guter Franzoſe, natürlich iſt. Der König hat ſeine natürlichen Reize, und in Ermangelung ſeiner Reize, welche unwiderſtehlich ſind, gibt es die Baſtille: Baſtille für Olympia, wenn ſie den König nicht liebt; Baſtille für Mailly, wenn er ſich gegen Seine Majeſtät empört; Baſtille rechts, Baſtille links, Baſtille überall. Mein Freund, ich habe zu viel geſprochen. Die Kehle brennt mich.

Digitized by Google

Man hat mir während dieser langen Unterredung nicht einmal eine Erfrischung angeboten, wenn nicht etwa die eines Degenstichs."

„Oh! verzeih, mein lieber Herzog."

„Ja, ich begreife, das ist hart, doch selbst für die Genugthuung des Degenstichs haben wir die Connétablie und die Bastille. Immer die Bastille! Welch eine verteufelte Aussicht. Höre, man sagte, die Pyramiden seien das höchste Monument der Welt. Nun! ich schwöre Dir, daß dies falsch ist, denn man sieht die Pyramiden auf zehn Meilen nicht. Und diese rasende Bastille sieht man von überall. Sie ist das höchste Monument auf der Welt."

Mailly versank in eine tiefe Erschlaffung.

„Oh! alle meine Träume," sagte er, „alle verschwunden, alle verloren."

„Bah! hast Du nicht Eines bemerkt? daß man, nachdem man einen Traum beendigt hat, wenn man ein guter Schläfer ist, beinahe immer einen andern anfängt. Sprich, bist Du entschlossen?"

„Olympia zu verlassen? Nie."

„Mich sie vorbereiten zu lassen?"

„Nie! nie!"

„Mein Freund, es ist gut. Wir sind nun Feinde, indessen immer mit der Redlichkeit, welche von französischen Kriegern unzertrennlich ist. Und hier muß ich Dir Etwas sagen."

„Sage, Du wirst keine einzige Feder mehr in mir vibriren machen; Alles ist abgespannt, wenn nicht gebrochen."

„Da es sich um eine Weibersache handelt, so ist die List unerläßlich. Statt zu brutalisiren, werde ich subtilisiren. Mißtraue mir; die Thüren, die Fenster, die Fallthüren, Alles werde ich anwenden, und wenn Du nicht in die italienische Posse gerathen willst, wenn Du nicht mit Olympia die Cassandre spielen willst, während ich sie die Isabellen spielen lassen werde, nimm Dich

Digitized by Google

in Acht! Ich sage Dir noch einmal, mein lieber Graf von Mailly, nimm Dich in Acht! Ich, Pecquigny, Dein Freund und zugleich Dein Feind, warne Dich."

Nach diesen Worten ging der Kapitän weg, ohne mit seinen Lippen das Glas berührt zu haben, das ihm Mailly, als Pecquigny diesem den Vorwurf machte, er lasse ihn vor Durst sterben, gefüllt hatte.

LXIII.

Der Schatten war ein Körper.

Es war spät, oder es war vielmehr sehr frühzeitig, als der Kapitän der Garden Seiner Majestät Ludwig XV. aus dem kleinen Hause von Herrn von Mailly wegging.

Es schlug sechs Uhr Morgens in der benachbarten Kirche; die ersten Strahlen des Tages fingen an zu erscheinen: ein grauer Tag, wie diese Herbsttage sind, welche im Nebel aufgehen und im Nebel untergehen.

Eine trockene durchdringende Kälte versprach indessen einen schönen Mittag. An diesem Morgen und gegen Mittag sollte der König mit seinem ganzen Hofstaate von Rambouillet zurückkehren.

Die ersten Strahlen dieses Tages brachen durch die Fenster des Speisezimmers ein, als Mailly aus einer Art von Lethargie erwachte, in die ihn der Plan des Kapitäns der Garden versenkt hatte.

Das Feuer war erloschen, die Bedienten waren schlaftrunken oder zu Bette gegangen.

Mailly schüttelte seinen Kopf, als wollte er die

Digitized by Google

Wolken herausfallen machen, die der Herzog darin aufgehäuft hatte, und ging zu Olympia hinauf.

Er glaubte sie eingeschlafen zu finden.

Sie saß auf ihrem Sopha, die Füße gegen ein Feuer gewandt, das allmälig erloschen, während die verschiedenen Wachskerzen auf die Leuchter von Vermeil abgelaufen waren.

Olympia schlief nicht, ihre Augen waren weit geöffnet.

Das war für Mailly ein neuer Schlag.

Er schaute die junge Frau an und war betroffen von der Veränderung in ihren Gesichtszügen.

„Schon aufgestanden?" sagte er.

Olympia, die sich bei dem Geräusche, das der Graf eintretend gemacht, nicht gerührt hatte, drehte langsam den Kopf.

„Noch nicht zu Bette gegangen, müßten Sie sagen."

„Sie sind nicht zu Bette gegangen?"

„Nein."

„Und warum nicht?" rief Mailly. „Mein Gott! Olympia, sollten Sie leiden?"

„Ich leide nicht."

„Warum haben Sie sich nicht zu Bette gelegt?"

„Ich habe mich nicht zu Bette gelegt, weil Sie es mir befohlen," erwiederte sie.

„Befohlen!" wiederholte Mailly.

„Ja, ich habe befürchtet, Ihnen mißfällig zu sein. Sind Sie nicht mein Beschützer?"

Beide Arme von Mailly fielen träge an seinen Seiten herab, während sich sein Kopf auf seine Brust senkte.

„Oh! Sie grausames, grausames Weib," sagte er; „wie lassen Sie mich fühlen, daß Sie mich für einen Tyrannen halten!"

Olympia antwortete nichts.

„Sie lieben mich also nicht mehr, Olympia!" rief

er mit einem Ausdruck aufrichtiger Liebe. „Oh! ich, ich liebe Sie so sehr."

„Mein Herr," sagte sie, „Sie achten nicht auf die Wunde, die sich in meinem Herzen geöffnet hat; schonen Sie diese Wunde."

„Welche Wunde?"

Olympia lächelte bitter.

„Oh!" rief Mailly, der zum ersten Mal hieran dachte, „ich zittere, Sie zu verstehen."

„Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen nicht tiefer forschen."

„Sie haben Liebe bewahrt . . . für . . ."

„Fügen Sie kein Wort bei."

„Sie lieben noch diesen Bannière!"

„Graf, wenn ich es nicht sage, sagen Sie es nicht."

„Im Gegentheil, sagen wir es, Olympia, Sie lieben diesen Menschen, diesen Komödianten, diesen Soldaten?"

„Was liegt Ihnen daran, ob ich ihn liebe oder nicht liebe, da er mich nicht liebt?"

Mailly wollte aufschreien: „Aber er liebt Sie immer noch! aber er ist in Paris! aber er sucht Sie." Doch er sah ein, der furchtbarste von seinen Nebenbuhlern sei dieser.

Er mußte also Olympia glauben lassen, Bannière sei fern von ihr.

„Olympia!" sagte er, „ohne Sie begreife ich die Möglichkeit einer Existenz nicht; ohne Sie gibt es nichts mehr für mich auf der Welt. Entziehen Sie mir Ihre Liebe nicht: das hieße mir das Leben entziehen!"

„Ja, ich glaube, daß Sie mich lieben."

„Nun wohl! wenn Sie glauben, daß ich Sie liebe, Olympia, sagen Sie mir, daß Sie Ihrerseits mich lieben, daß Sie mich nicht nur lieben, sondern daß Sie mich auch Allem vorziehen, daß Sie keine Huldigungen dulden würden, welche nicht die meinigen wären. Oh! es ist für mich ein Bedürfniß, daß Sie

Digitized by Google

mir das sagen, daß Sie sanft gegen mich sind! Wer weiß, mein Leben hängt vielleicht an diesem Faden!"

„Sie glücklich machen, ohne glücklich zu sein, ist es dies, was Sie verlangen? Streng genommen ist das möglich!"

„Wenn es möglich ist, bewilligen Sie es mir."

„Selbstsüchtige Liebe!"

„Wie jede Liebe."

„Graf," sprach Olympia, „ich werde mich bemühen, Sie glücklich zu machen."

„Hören Sie, das ist noch nicht Alles."

„Was gibt es noch? Sprechen Sie."

„Es können sich Ihrem Wohlwollen für mich Hindernisse bieten, meine Freundin."

„Welche?"

„Nehmen Sie an, eine Macht, welche über der meinigen, suche mir Ihren Besitz streitig zu machen."

„Ihnen meinen Besitz streitig machen?"

„Ja."

„Mit Gewalt?"

„Mit Gewalt, das heißt gegen meinen Willen."

„Und auch gegen den meinigen?"

„Was das betrifft, das vermöchte ich nicht zu sagen, Olympia."

„Wer würde es wagen, von einer Frau Liebe zu verlangen, die sie nicht geben will?"

„Was weiß ich!"

„Derjenige, welcher dies thäte, wäre der Letzte der Menschen."

„Oder der Erste."

Olympia schaute Mailly starr an.

„Ah!" machte sie.

„Sie begreifen?"

„Vielleicht."

„Dann desto besser, Sie werden mir schmerzliche Einzelheiten ersparen."

„Ich habe neulich in Britannicus gespielt."

Digitized by Google

„Sie sind dabei, Olympia.“

„Und es hat mich Einer schön gefunden?“

„So ist es.“

„Und dieser Eine ist mächtiger als Sie?“

„Mächtiger als ich, Sie haben es gesagt.“

„Dieser Eine ist der König?“

„Es ist der König.“

Olympia zuckte die Achseln.

„Nun! was ist Ihnen daran gelegen?“

„Olympia, das bildet die Qual meines Lebens. Der König ist schön, liebenswürdig, jung.“

„Der König ist jung, er wird nichts befehlen, was unredlich wäre. Man muß Nero sein, um Britannicus zu vergiften und Junia zu rauben.“

„Nehmen Sie aber an, Junia liebe Nero.“

„Nehmen Sie an, Junia liebe Nero, doch nehmen Sie nicht an, Olympia liebe Ludwig XV.“

„Gebrauchte man aber . . .“

„Was?“

„Die Furcht.“

„Die Furcht?“

„Wenn man Sie mit der Bastille bedrohen würde.“

„Graf, in der Lage, in der ich bin, kann mir nichts süßer sein, als völlige Gefangenschaft.“

„Olympia, werfen Sie mir nicht mehr vor, ich schließe Sie ein, ich verberge Sie vor Aller Augen. Sie sehen wohl, daß ich Recht hatte, und dennoch sind Sie von diesem Augenblick frei.“

„Man will mich also Ihnen entführen?“

„Man kündigt es mir so eben an.“

„Gibt es Etwas, was Sie beruhigen kann?“

„Ihr Wort, daß Sie der Furcht trotzen werden.“

„Was Sie verlangen, ist wahrhaftig zu leicht.“

„Sie werden also nicht gehorchen?“

„Nur der Liebe.“

„Sie sehen wohl, daß Sie zum Voraus sagen, Sie werden den König lieben?“

Digitized by Google

„Ich sage nichts und ich glaube [illegible] nicht, daß ich den König je liebe.“

„Oh! Sie werden ihn lieben, sa[illegible]ge ich Ihnen.“

„Sie sehen wohl, daß alle meine [illegible] Schwüre unnütz sind und Ihnen nicht die Sicherheit [illegible] geben werden; lassen Sie sich also blindlings führen.“

Mailly warf sich Olympia zu Füß[illegible]en.

„Meine Freundin,“ rief er, „mei[illegible] einziges Gut, ich will Sie lange anschauen, ich we[illegible]rde mich an den Gedanken gewöhnen, daß Sie mich g[illegible]eliebt haben, daß Sie nur mich geliebt haben, und ich [illegible] werde am Ende glauben, Sie werden immer nur mich [illegible] lieben.“

„Gut! nun gerathen wir wieder in [illegible] die Illusionen, Graf.“

„Olympia, Sie sind grausam.“

„Nein, ich bin bestimmt. Sie [illegible] wissen, daß ich gestern in Ohnmacht gefallen bin.“

„Ach! ja.“

„Nun wohl! als ich aus dieser Ohn[illegible]macht erwachte, schien es mir, als ginge ich aus einer Welt hervor, um in eine andere einzutreten. Die Welt, aus der ich kam, war die Welt der Illusionen; die, in welche ich eintrat, war die Welt der Wirklichkeiten. Was *bin* ich? wohin gehe ich? warum diese Delicatessen? Ich habe schon einmal den Herrn gewechselt, vielleicht werde ich ihn abermals wechseln. Ich bin ein Schatz, sagen Sie; ein Schatz wird gestohlen.“

„Olympia! Olympia!“

„Und sehen Sie, vielleicht ist das ein Mittel.“

„Ein Mittel?“

„Ja, Sie zu lieben. Wenn der König mich stiehlt ... ich fühle, daß ich Sie dann vielleicht lieben werde.“

„Olympia, Sie durchbohren mir das Herz!“

„Ich?“

„Ja, Sie sind eine von den erschrecklichen Frauen, welche sich immer nach den Zuneigungen zurücksehnen, die Sie verloren haben.“

Digitized by Google

Olympia bebte [illegible].

„Sie glauben [illegible] das?“ sagte sie.

„Ja, ich gla[illegible]ube es.“

„Dann hüten [illegible] Sie mich vor einem einzigen Mann.“

„Vor diesem [illegible] Bannière?“

„Ja.“

„Sie lieben [illegible] ihn?“

„Ja.“

„Sie hab[illegible]en mir aber doch dort gesagt, Sie lieben ihn nicht mehr?“

„Ich glaubte [illegible] es.“

„Unglückliche [illegible]!“

„Ja, Ung[illegible]lückliche! denn ich liebe ihn immer noch.“

„Sie [illegible] lieben einen Komödianten!“

„Ich [illegible] bin eine Komödiantin.“

„Sie [illegible] lieben einen Spieler?“

„Er [illegible] spielte, um mich zu bereichern.“

„Sie lieben einen Menschen, der Sie verrathen hat?“

Die Stirne von Olympia verdüsterte sich, ihre Lippen zogen sich krampfhaft zusammen.

„Wem zu Liebe?“ fuhr Mailly fort; „einer unwürdigen Nebenbuhlerin zu Liebe.“

„Mein Herr,“ versetzte Olympia, „sprechen wir nicht hievon, ich bitte Sie, und ich glaube, wir werden besser daran thun.“

„Warum?“

„Weil ich, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr zu dem Glauben gelange, daß unter der ganzen Geschichte ein Verrath steckt.“

„Ja, allerdings, nur ist der Verräther Bannière.“

„Er hat mir in seinem Gefängniß geschworen, er sei unschuldig.“

„Bah! ein Mensch seiner Art schwört immer.“

„Bannière hat Ehre, Graf.“

„Olympia! Olympia!“

Digitized by Google

„Sie sehen, daß ich Recht habe, wenn ich Ihnen sage: sprechen wir nicht von Bannière."

„Was liegt mir daran, daß wir nicht von ihm sprechen, wenn Sie an ihn denken."

„Ich kann meinem Worte befehlen, Graf, doch ich vermöchte meinem Gedanken nicht zu befehlen."

„Und Ihr Gedanke?"

„Richtet sich unwillkürlich nach jenem Gefängniß zurück, wo er sich zu meinen Füßen wälzte und zu mir sagte: „„Ich bin unschuldig, Olympia! ich bin unschuldig, und ich werde es Dir beweisen.""

„Hat er es bewiesen?"

„Nein, doch wenn er es bewiese?"

„Wenn er es bewiese, was würde geschehen? Sprechen Sie."

„Dann wäre es nicht Ludwig XV., den Sie fürchten müßten."

„Es wäre Bannière."

„Ja!"

„Oh! Sie haben Recht, Olympia, sprechen wir von etwas Anderem."

„Ich habe immer Recht."

„So leiten Sie mich. Befehlen Sie. Was machen wir?"

„Was wir machen?"

„Ja."

„Nun, Graf, lassen Sie uns frühstücken, da wir gestern so ungeschickt gewesen sind, nicht zu Nacht zu speisen; das Leben benützend, wie man es nehmen muß, werde ich dann nach dem Frühstück schlafen, da ich die Albernheit begangen habe, heute Nacht nicht zu schlafen."

„Wohl! es sei, leben wir, ohne an die Zukunft zu denken! Und wenn Du sehen wirst, daß Du Alles für mich bist, meine Olympia, dann wirst Du Mitleid mit mir haben und Dich vertheidigen, um Dich mir zu erhalten."

Digitized by Google

„Ich werde mein Möglichſtes thun," erwiederte Olympia.

Um zwei Uhr Nachmittags ſchlief Mailly und träumte fern von Olympia, ſie liebe nur ihn.

Das war ein zu reizender Traum, als daß er lange gedauert haben ſollte.

Sein Kammerdiener kopfte an die Thüre und weckte ihn auf.

„Was gibt es denn wieder?" fragte Mailly, „und warum weckt man mich auf?"

„Der Herr Herzog von Richelieu will durchaus den Herrn Grafen ſprechen," antwortete der Kammerdiener.

„Der Herr Herzog von Richelieu? und aus welchem Anlaß?"

„Dienſt des Königs!"

„Ah! Teufel!" rief Mailly, während er raſch aufſtand, „ſagen Sie, ich komme."

LXIV.

Herr von Mailly iſt eiferſüchtig auf ſeine Frau.

Der Herr Herzog von Richelieu wartete wirklich, wie es der Kammerdiener geſagt hatte, auf den Grafen.

Sie kamen ſich als wahre Edelleute auf der einen und der andern Seite artig entgegen. Mailly war nicht der Mann, um wegen eines Vorſchlags, wie es der von Pecquigny geweſen, den Liebenswürdigſten von allen vornehmen Herren jener Zeit ſchlecht zu empfangen.

Digitized by Google

Man umarmte ſich: das war der Gebrauch.

„Können Sie," ſagte der Herzog, nachdem er den Förmlichkeiten jede Genüge geleiſtet hatte, „können Sie mir ein halbes Stündchen opfern, mein lieber Graf?"

„Aber, Herzog, Sie wiſſen wohl, daß hier ..."

„Ja, hier iſt das Haus der Beluſtigungen, und nicht das der Angelegenheiten."

„In einer Angelegenheit kommen Sie?"

„Ja, und zwar in einer ſehr dringenden."

„Ich, ich ..."

„Sie ſind nicht allein?"

„Ganz richtig."

„Mein Gott! ich bin in Verzweiflung, daß ich Sie ſtöre."

„Indeſſen, Herzog, wenn es durchaus ſein muß ..."

„Es muß durchaus ſein."

„Dann bin ich zu Ihren Befehlen. Wo beliebt es Ihnen, daß ich Sie empfange?"

„Wenn Sie mir die Wahl laſſen, ſo wünſchte ich, daß wir einen Spaziergang machten."

„Wir haben den Garten."

„Vortrefflich."

„Kommen Sie alſo."

Mailly ließ Richelieu das Speiſezimmer durchſchreiten, wo er Pecquigny empfangen hatte, und ſie gingen über eine ganz mit herrlichen, durch eine große Glasglocke beſchützten Blumen beladene Freitreppe in den Garten hinab, der, durch den erſten Froſt zu Grunde gerichtet, ein trauriges, kahles Ausſehen bot.

Man konnte indeſſen noch in dieſen letzten Wintertagen beurtheilen, was er geweſen, und was er im lauen Hauche des Mai werden würde.

Es war ein langes Gevierte, an den Mauern mit großen Sycomoren eingefaßt, an deren Zweige der Froſt ſeine Stalaktiten, die Winterzierrath, angehängt hatte.

„Herr Herzog," ſagte Mailly, „Sie ſehen, wir ſind

Digitized by Google

nun so allein, als Sie es wünschen mögen. Sprechen Sie also, ich höre. Sie scheinen als officieller Bote zu kommen."

„Bei meiner Seele, es ist ein wenig so, mein lieber Graf; erlauben Sie mir also, daß ich Ihnen zu Ihrem Scharfsinn Glück wünsche."

Die zwei Männer verbeugten sich gegenseitig.

„Wissen Sie, daß Sie da ein reizendes Häuschen haben, Graf?"

„Da es von Ihnen kommt, Herr Herzog, ist das Lob doppelt schmeichelhaft."

„Und daß es ein sehr reizender Vogel sein muß, soll er eines so schönen Käfichs würdig sein."

„Herzog!"

„Wenn der Ruf nicht übertreibt, so scheint übrigens Fräulein Olympia die Perle der Perlen zu sein. In welches Wasser sind Sie getaucht, um uns einen solchen Schatz zurückzubringen?"

„Gut," dachte Mailly; „hat er es auch auf Olympia abgesehen?"

Dann sagte er lächelnd zu Richelieu:

„Sie sprachen von einer officiellen Botschaft, Herr Herzog; wechseln Sie Ihre Residenz?"

„Wie so?"

„Ja. Sollten Sie, nachdem Sie bei dem großen Hause Oesterreich beglaubigt gewesen sind, dies nun bei dem kleinen Hause der Grange-Batelière sein?"

„Oh! es ist unglaublich, wie Sie errathen, mein lieber Graf! In der That, Sie haben Ihren Tag."

„Gut," sagte leise Mailly, „er wird nun auch Olympia von mir verlangen."

Dann sprach er laut:

„Herr Herzog, mein Scharfsinn geht noch weiter, als Sie glauben."

„Bah!" machte Richelieu.

„Denn ich habe nicht nur den Gesandten erkannt, sondern auch das Motiv der Gesandtschaft errathen."

Digitized by Google

„Wahrhaftig?“

„Ja. Nur mache ich Sie zum Voraus darauf aufmerksam, daß ich schlecht gestimmt bin.“

„Ah! ah!“ rief der Herzog erstaunt.

„Ja, man hat mich so eben über diesen Gegenstand ausgeforscht, und die Unterredung ist mir äußerst unangenehm gewesen.“

„Man hat Sie ausgeforscht?“

„Auf eine sehr klare Weise.“

„Wäre es indiscret, Sie zu fragen, wer dies gethan hat, Graf?“

„Bei Gott! nein, um so weniger, als ich es ihm durch die Art, wie ich ihn empfangen, verleidet habe, wieder hierauf zu kommen.“

„Ja, doch mit Allem dem sagen Sie mir nicht, wer der dienstfertige Gesandte ist.“

„Oh! es ist ein Freund von mir.“

„Pecquigny vielleicht?“ fragte Richelieu aufs Gerathewohl.

„Ganz richtig!“ erwiederte Mailly; „woher wissen Sie das?“

„Teufel! Pecquigny!“ murmelte Richelieu; „der verdammte Höfling, er hat es mir an Schnelligkeit zuvorgethan.“

Dann sprach er laut:

„Und Sie haben sich geweigert, ihn anzuhören?“ fragte der Herzog.

„Im Gegentheil, ich hörte ihn bis zum Ende an. Dann, da ich keinen Zweifel mehr hegen konnte, habe ich ihn auf eine Art verabschiedet, daß ich ihn sehen ließ, es wäre mir äußerst unangenehm, wenn er wiederkäme.“

„Aber, mein lieber Graf,“ versetzte Richelieu mit seiner einschmeichelndsten Miene, „vielleicht hat er bei Ihnen nicht Alles, was in Erwägung zu ziehen und zu berücksichtigen ist, geltend gemacht.“

Digitized by Google

„Oh! so beredt Sie auch sein mögen, Herr Herzog, so bezweifle ich doch, daß Sie es mehr sind, als Pecquigny; er hat Demosthenes übertroffen.“

„Ich bitte, Herr Graf,“ erwiederte Richelieu, „lassen Sie uns erwägen, und um gut und vernünftig zu erwägen, vermengen Sie meinen Schritt nicht mit dem von Pecquigny; ich, ich bin Ihr Freund.“

„Gerade mit dieser Versicherung hat Pecquigny debutirt. Sie erschrecken mich, Herr Herzog, dieser Freundschaft schreibe ich sogar seine Beredtsamkeit zu.“

„So beredt er gewesen sein mag, ich hoffe Ihnen Dinge zu sagen, die er vergessen haben wird.“

„Versuchen Sie es.“

„Vor Allem klären wir einen Punkt auf.“

„Thun Sie das, Herzog.“

„Es ist gut, zu wissen, von wo man ausgeht ... Und sagen Sie, nicht wahr, es ist beinahe gewiß, daß Sie Frau von Mailly verlassen haben.“

„Wie! das ist schon bekannt?“

„Es ist öffentlich!“

„Nun! sie hat keine Zeit verloren.“

„Sie oder sie?“

„Sie.“

„Gleichviel. In jedem Fall ist die Sache mit einem ungeheuren Geiste gemacht.“

„Das weiß man?“ wiederholte Mailly, der von seinem Erstaunen nicht zurückkam.

„Glauben Sie mir, Graf, wenn ich es nicht gewußt hätte, würde ich nicht bei Ihnen erschienen sein.“

„Ah! ja, es ist wahr.“

„Was ist wahr?“

„Sie machen Eroberungspläne.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

Mailly schüttelte den Kopf mit einer schlauen Miene.

„Ich begreife nicht,“ sagte Richelieu.

„Aber ich begreife,“ erwiederte Mailly.

Digitized by Google

„Will das besagen, der Bruch mit Frau von Mailly sei ernst?"

„Das will besagen, daß ich Ihnen Vollmacht gebe. Herr Herzog, Frau von Mailly und ich, wir sind einander fortan fremd."

„Sie sagen das mit einer Miene ... hm!"

„Mit welcher Miene sage ich das?"

„Mit einer Miene, welche glauben machen würde, Sie beklagen ihren Verlust."

„Ich beklage ihn nicht, nein, Herzog, und dennoch hat sie vortreffliche Eigenschaften."

„Sie ist reizend."

„Oh! ich bitte Sie, Herzog, loben Sie mir sie nicht zu sehr."

„Und warum dies?"

„Weil ich am Ende ihr Gatte bin."

„Nun! folgt aus dem, daß Sie ihr Gatte sind, Sie müssen unempfindlich für die Vorzüge der liebenswürdigsten Frau sein?"

„Sagte ich Ihnen nicht so eben, Herr Herzog, sie habe vortreffliche Eigenschaften?"

„Was Sie nicht abgehalten hat, Frau von Mailly ihre Freiheit zu geben. Eil ich begreife das. Mademoiselle Olympia ..."

„Gut!" dachte Mailly, „nun kommt er auf Olympia zurück." Dann sprach er: „Ah! haben Sie seit den drei bis vier Tagen, daß Sie von Wien zurückgekehrt sind, schon Zeit gehabt, die Bekanntschaft der Einen und der Andern zu machen?"

„Ihrer Frau, ja, von Mademoiselle Olympia, nein; doch gestern sagte man in gutem Hause, sie sei reizend."

„In Rambouillet?"

„Ganz richtig, woher wissen Sie das?"

„Erzählte ich Ihnen nicht, Pecquigny habe mich besucht?"

„Es ist wahr; in der That, er ist es, der das sagte."

Digitized by Google

„Und wem?“

„Dem König, glaube ich.“

Mailly stampfte mit dem Fuße.

„Ah!“ fragte Richelieu, „ist keine Uebertreibung bei dem, was man sagt?“

„Ueber wen?“

„Ueber Mademoiselle Olympia. Man sagt, sie sei schön!“

„Sehr schön!“

„Voll Liebreiz.“

„Es ist eine Fee!“

„Und Talent dabei.“

„Sie ist eine Künstlerin vom größten Verdienste!“

„Und sie liebt Sie?“

„Was, des Teufels! ist hierüber zu erstaunen?“

„Nichts, bei Gott! Sie sind ein reizender Cavalier, und das war eine ganz einfache Frage.“

„Es interessirt Sie also, ob Olympia mich liebt oder nicht liebt?“

„Ungeheuer.“

„Nun! Herzog, Sie liebt mich.“

„Und Sie, lieben Sie Olympia?“

„Das ist eine lächerliche Frage; doch . . .“

„Doch?“

„Ich bete Sie ganz einfach an.“

„So daß nichts Sie von ihr zu trennen vermöchte, und daß keine Perspective, so glänzend sie auch wäre, Sie auf Mademoiselle Olympia zu verzichten bewegen könnte?“

„Es könnte mich nicht nur nichts auf sie zu verzichten bewegen, sondern wenn man sie mir entführen wollte . . .“

„Was würden Sie thun?“

„Oh! ich würde denjenigen tödten, der mit diesem Auftrage für Rechnung eines Andern betraut wäre, und wäre es mein bester Freund, und wäre es mein Bruder, und wären Sie es, Herzog.“

Digitized by Google

„Schlagen Sie ein!“ ſagte Richelieu, indem er Mailly die Hand reichte.

„Wie! ich ſoll einſchlagen?“

„Sie machen mich zum freudigſten Menſchen der Welt.“

„Dadurch, daß ich Ihnen ſage, ich liebe Olympia, Olympia liebe mich? daß ich Ihnen ſage, ich würde ſie Allen ſtreitig machen, ſelbſt dem König?“

„Welch ein Glück iſt das!“ rief der Herzog.

„In welcher Beziehung iſt das ein Glück? Sie legen mich auf einen Roſt, lieber Herzog.“

„Das benimmt mir alle Bedenklichkeiten.“

„Sie hatten alſo ſolche?“

„Gewiß, mein lieber Graf; Sie begreifen, wie Sie vorhin ſagten: ein Gatte bleibt immer ein Gatte, es ſei denn, daß er es nicht mehr iſt, wie Sie.“

„Sie wollen alſo über Frau von Mailly mit mir ſprechen?“

„Allerdings, da ich nur deshalb komme; das iſt es, was mich befangen macht.“

„Ah! bei Gott! Herzog, ich möchte wohl wiſſen, wer der Befangenſte von uns Beiden iſt.“

„Offenbar ich,“ erwiederte Richelieu, „und zum Beweiſe dient, daß ich mich ſeit einer Stunde um die Frage drehe und nicht weiß, womit ich anfangen ſoll.“

„Soll ich Ihnen helfen?“

„Bei Gott! das wäre galant, mein lieber Graf.“

„Ah! das iſt ſehr leicht. Sie haben Frau von Mailly geſtern in Rambouillet geſehen; Sie haben Sie reizend gefunden, und Sie wollten ſich, als guter Kamerad, über unſere Trennung Sicherheit verſchaffen.“

„Das iſt es, bei meiner Treue! Doch wer konnte Ihnen ſagen...?“

„Ich bin unterrichtet; gehen Sie immer zu.“

„Wahrhaftig, mein lieber Graf, man kann nicht geiſtreicher ſein.“

„Ah! das iſt ſtark!“ rief Mailly, indem er laut auf-

Digitized by Google

lachte, jedoch mit einer Heftigkeit, welche gerade bewies, daß er nicht herzlich lachte; „Sie wollen mich um Erlaubniß bitten, mir meine Frau nehmen zu dürfen!“

„Mein lieber Graf, würden Sie es vorziehen, wenn ich sie Ihnen, wie ein armseliger Bursche oder wie einer der schlechten Copisten der Regentschaft, stehlen würde, ohne: Aufgepaßt! zu sagen, nur so ganz im Schatten Ihrer, noch halb unbekannten, Trennung? Pfui! das wäre entsetzlich alltäglich! Soll ich Ihnen erklären, Graf, warum meine ersten diplomatischen Negociationen geglückt sind? Da man, um zu unterhandeln, zwei contrahirende Parteien braucht, so richte ich es immer so ein, daß ich meinen Gegner nicht überrumpele; ich benachrichtige ihn, ich gewinne durch meine Redlichkeit, und ich siege durch meine Logik.“

„Sie hoffen also,“ rief der Graf, „Sie hoffen mir zu beweisen, es sei gerecht von meiner Seite, daß ich Frau von Mailly anbeten lasse?“

„Gewiß, ich zähle hierauf.“

„Gut, sehr gut!“ sagte Mailly, unwillkürlich erheitert durch diese Seltsamkeit; „beweisen Sie, beweisen Sie, mein lieber Herzog, und wenn Sie mir das beweisen, halte ich Sie, nachdem ich Sie als unbesiegt anerkannt habe, für unbesiegbar.“

„Einmal lieben Sie Ihre Frau nicht mehr.“

„Ich gestehe es, sie hat einen abscheulichen Charakter.“

„Für Sie.“

„Ah! ich hatte sie für mich genommen.“

„Gut! Halsstarrigkeit?“

„Wie so?“

„Nun sagen Sie Schlimmes von Frau von Mailly!“

„Warum wollen Sie Gutes von ihr?“

„Graf, ich bitte, lassen sie uns ernsthaft sein,“ sagte der Herzog. „Ich schwöre Ihnen, daß es der Mühe werth ist, und da Pecquigny mit Ihnen gesprochen hat, so müssen Sie die Lage der Dinge schätzen.“

Digitized by Google

„Ganz richtig, Herzog.“

„Nun wohl! ich glaube, Sie müssen dem, was sich vorbereitet, keine Aufmerksamkeit zu schenken scheinen. Die Blindheit compromittirt nie; überdies treiben Sie zwei Ursachen hiezu an, einmal der Wille des Königs, dem man nicht zu widerstehen vermöchte.“

„Gut! das sagte mir Pecquigny.“

„Sehen Sie, der Verderber! Sodann die beste Ursache von allen denjenigen, welche Ihnen Ihr guter Engel selbst gibt: die Unverträglichkeit, mein lieber Herzog, die Unverträglichkeit.“

„Wie beliebt?“

„Ich sage die Unverträglichkeit. Sehen Sie, in der That, welch ein Glück, daß diese Trennung so gekommen ist, — gerade in dem Augenblick, wo wir sie nöthig hatten.“

„Welche Trennung?“

„Ihre Trennung von Ihrer Frau.“

Mailly schaute den Herzog an.

„Wahrhaftig!“ rief er, „ich weiß nicht, was meine Trennung von Frau von Mailly bei dieser ganzen Sache zu thun hat.“

„Nun! Graf, ich sagte Ihnen ja, Pecquigny habe nicht alle Motive geltend gemacht! Wie! ist es nicht ein Wunder, daß gerade am vorhergehenden Tage, ohne Vorbedacht und ohne Scandal, Sie und Ihre Frau diese kleine Scheidung unterzeichnet haben, welche Sie vor der Lächerlichkeit, Ihre Frau vor der Anschuldigung beschützt.“

„Bei meiner Ehre,“ rief Mailly, „ich verstehe Sie immer noch nicht.“

„Sie erschrecken mich; ich erkläre mich doch!“

„Oh! ich wäre Ihnen dafür verbunden; denn Sie und Pecquigny, Sie würden mich verrückt machen.“

„Wohl denn! was hätte die Welt gesagt, wenn diese glückliche Trennung nicht dem Schritte, den ich

Digitized by Google

bei Ihnen thue, vorangegangen wäre?.. Herr von Mailly ist ein Ehrgeiziger."

„Ein Ehrgeiziger?"

„Frau von Mailly opfert ihren Gemahl, der nur ein Graf ist, dem König, weil er der König ist."

„Dem König!" rief Mailly erbleichend.

„Ei! allerdings dem König."

„Wie! meine Frau?..."

„Nun?"

„Der König liebte sie?"

„Sicherlich."

„Und Sie?"

„Ich bin der Erste, der Ihnen das Beispiel der Verleugnung gibt."

„Sie kommen im Namen des Königs?"

„In welchem Namen soll ich denn kommen? Ich bin Gesandter von Frankreich, und Frankreich, das ist der König! Was Teufels! mein lieber Graf, wenn man Richelieu heißt, betreibt man nur die Angelegenheiten des Königs oder die seinigen."

Mailly blieb bestürzt: ein unbekannter Horizont, an den er gar nicht gedacht, öffnete sich vor ihm. Ganz nur mit Olympia beschäftigt, hatte er bis dahin geglaubt, von ihr sei bei Richelieu die Rede.

„Der König ist in meine Frau verliebt!" murmelte er endlich, aus seiner Betäubung erwachend.

„Ei!" rief Richelieu, „man sollte glauben, Sie fallen aus den Wolken! seit einer halben Stunde singe ich Ihnen dasselbe Lied auf zehn verschiedene Melodien."

„Ah! Herzog, Herzog," murmelte Mailly, „ist das wirklich wahr, was Sie mir da mittheilen?"

„Ei! Sie hören also nicht?"

„Meine Frau! der König liebt meine Frau!"

Richelieu nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Das ist unmöglich!" rief Mailly.

„Wie, unmöglich?"

Digitized by Google

„Diesen Morgen hat mir Pecquigny das Gegentheil gesagt. Herzog, Sie erfinden das!“

„Ich, alle Teufel!“

„Ja, Sie.“

„Und in welcher Absicht?“

„In der, mir meine Frau zu nehmen.“

„Ho! ho! Graf, was für Teufelsworte haben Sie mir da gesagt! Spricht man so in Paris, seitdem ich nicht mehr hier bin? Erfinden! ich, ich erfinde etwas! haben Sie das gesagt? aber, mein lieber Graf, Sie schweifen aus.“

„Oh! Pecquigny! Pecquigny!“

„Nun, was hat er Ihnen denn gesagt?“

„Er hat mir gesagt, Olympia sei es, die der König liebe.“

„Wahrhaftig?“ versetzte Richelieu.

Und er schlug ein Gelächter auf.

„Das erheitert Sie, Herzog!“ rief Mailly, ganz bereit, sich zu ärgern.

„Ja wohl.“

„Und warum?“

„Weil es wirklich drollig ist.“

„Der König sollte zwei Frauen lieben!“

„Der König ist dazu fähig, Graf.“

„Oh! scherzen Sie nicht so.“

„Er könnte Ihnen wohl Beide nehmen, mein armer Graf.“

„Oh! Herzog, wahrhaftig, Sie müssen zugeben, diese Lage ist unerträglich.“

„Es ist allerdings eine seltsame Lage.“

„Olympia, die ich liebe!“

„So lassen Sie Ihre Frau.“

„Frau von Mailly, die meinen Namen führt!“

„Dann lassen Sie Ihre Geliebte gehen.“

„Herzog, ich bin ein verlorener Mann, ganz Paris wird über mich spotten, und Sie fangen schon an.“

„Gott behüte mich, mein lieber Graf, und ich bin

Digitized by Google

im Gegentheil voller Herzlichkeit, voll inniger Freundschaft für Sie."

„Einen Rath also."

„Bah! Sie scherzen!"

„Wie so?"

„Räth man den Leuten in Ihrer Stellung, den Leuten, welche eine Liebe und eine Eitelkeit haben?"

„Sie kommen aber doch aus einem Grunde hierher?"

„Ei! ich kam, um Ihnen ein Mittel zu geben, sich vor der Lächerlichkeit zu retten."

„Geben Sie es geschwinde."

„Ich wollte Ihnen sagen: Ihre Frau wird vom König geliebt; Sie haben nie Ihre Frau geliebt; Ihre Frau liebt Sie nicht mehr. Beeilen Sie sich, Herrn von Montespan nachzuahmen, der sein ganzes Leben vom König gefürchtet, von seiner Frau gehätschelt und von aller Welt geschätzt worden ist. Es ist möglich, daß die ewige Moral an Allem dem etwas auszusetzen hat, doch in unseren Tagen geschehen die Dinge auf diese Art; man muß seiner Zeit angehören, so mittelmäßig sie auch sein mag."

„Herzog, Herzog! es ist ganz einfach die Ehrlosigkeit, was Sie mir da rathen!"

„Sind Sie ein Mann, mein Lieber? Das ist im Gegentheil die höchste Ehre; es ist das, was man einen Entschluß fassen heißt."

„Herzog, ich möchte gern die Dinge aus Ihrem Gesichtspunkte sehen."

„Ich beweise. Zaudern Sie, so fängt der König bei der schwachen Seite an, wie es immer geschieht, wenn man einen Platz belagert: er liebt einmal Ihre Geliebte, und alle Welt billigt es."

„Wie! alle Welt billigt es?"

„Ei! alle Welt lacht gern, nicht wahr? Der König liebt sodann Ihre Frau, und dies um so gewisser, als sie, indem sie sich lieben läßt, Ihnen einen doppelten Streich spielt. Aus diesem entspringt, daß Sie zweimal

Digitized by Google

geſchlagen ſind, und daß alle Welt der Komödie beiwohnt; denn es gibt keinen Zuſchauer, der, nachdem er das erſte Stück hat aufführen ſehen, nicht das zweite aufführen ſehen will."

„Hören Sie, Herzog, das iſt gräßlich!"

„Es iſt ſo. Haben Sie im Gegentheil Kopf. Arrangiren Sie ſich ein ironiſches Lächeln. Wählen Sie: werfen Sie die Treſpe weg, behalten Sie das gute Korn; in dieſem Sturme, der Alles zu verſchlingen droht, bereiten Sie ſich ein Rettungsbrett. Gehen Sie hieraus als Herzog und Pair, als Ritter der Orden des Königs hervor; haben Sie das Verſprechen eines guten Gouvernement, haben Sie das Gouvernement ſelbſt, und Alle werden für Sie lachen, ſtatt gegen Sie zu lachen."

„Das iſt unmöglich!"

„Sie verlieren den Verſtand. Lieben Sie Olympia?"

„Ich bin wahnſinnig in ſie verliebt."

„Lieben Sie Ihre Frau?"

„Ich weiß es nicht."

„Ah! gut! ſchon Rückkehren! ſchon Schwankungen! Wie ſchwach, wie ſchwach ſind Sie! Haben Sie Ihre Frau verlaſſen oder haben Sie ſie nicht verlaſſen?"

„So ungefähr."

„Ihre verlaſſene Frau wird ſich rächen."

„Vielleicht."

„Sie wird ſich rächen, ſage ich Ihnen. Warum, des Teufels! ſoll eine Ausnahme zu Ihren Gunſten ſtattfinden? Rächt ſie ſich nicht mit dem König, ſo wird ſie ſich mit einem Andern rächen; und dann, gute Nacht, Herzogthum, gute Nacht, Pairie, gute Nacht, Orden, gute Nacht, Gouvernement: Sie werden gratis betrogen worden ſein! Wahrhaftig, mein theurer Graf, ich begreife nicht, wie ein Mann von Geiſt, der Ihre reizende Olympia liebt, wie Sie es thun, und dem ſeine Frau beſchwerlich iſt, wie Ihnen die Ihrige, nicht dem Himmel dankt, daß er ihm eine Gelegenheit, ſeine Freiheit zu erlangen, ſchickt."

Digitized by Google

„Aber die Freiheit iſt in dieſem Falle die Schande!“

„Große Worte, Alles dies! Eil mein Herr, wenn Ihre Frau den König liebt, verhindern Sie doch dieſe Schande.“

„Wenn meine Frau den König liebt?“

„Warum nicht? Iſt Ludwig XV. jung oder alt, häßlich oder ſchön, König oder Schäfer? Iſt der König nicht ſo viel werth, als Sie, ich und die Andern?“

„Oh! wie Pecquigny,“ murmelte der Graf.

„Was Sie nicht mit dem Vortheil der Lage thun wollen, werden Sie zu dulden gezwungen ſein; dann werden Sie ſehen, Sie werden ſehen!“

„Herzog, das iſt, um ſich den Kopf zu zerſchmettern.“

Mailly verſenkte ſein Geſicht in ſeine beiden Hände.

Richelieu ſchaute ihn mitleidig an, wie ein ſtolzer Sieger einen zu Boden geworfenen Feind anſchaut.

„Ich bin gekommen,“ ſagte er, „um Ihnen eine gute Kunde mitzutheilen und Sie vom Stande der Dinge zu unterrichten; Sie nehmen die Sache verkehrt, ſprechen wir nicht mehr davon.“

„Wiſſen Sie, daß das, was Sie da ſagen, eine Beleidigung iſt?“ rief Mailly das Haupt erhebend.

„Geben Sie Acht, ſollten Sie mich herausfordern, ſo würde ich es annehmen! Ich bin Geſandter Seiner Majeſtät und muß die Ehre der Krone aufrecht erhalten.“

„Wie Pecquigny!“ ſchrie der Unglückliche, „wie Pecquigny!“

Und er ſtützte den Kopf auf den marmornen Sockel einer Statue.

Ohne Zweifel hatte der Herzog Mailly dahin gebracht, wohin er ihn hatte führen wollen, denn den Augenblick der Niedergeſchlagenheit benützend, der ſich der unglückliche Graf überlaſſen, pirouettirte er auf dem Abſatz und verſchwand.

Digitized by Google

LXV.

Mailly geräth in Unruhe.

Es iſt leichter, die Leiden von Mailly nach dem Abgange von Richelieu ſich vorzuſtellen, als ſie zu ſchildern.

Liebhaber und Gatte, ſah er ſeine Frau, ſeine Geliebte, Beide bedroht. Die Frau iſt immer nur Etwas für den Ungetreuen in dem Augenblick, wo er bemerkt, daß Andere ſie ausgezeichnet haben; doch in dieſem Augenblick iſt die Frau das Eigenthum, es iſt der Name, es iſt die Ehre, es iſt Alles.

In dieſem Augenblick, welch ein koſtbares Beſitzthum iſt die Frau, und wie erſcheint Alles das, was man verachtet hat, glänzend, wie kommt der Grund, zu lieben, mit dem Grunde, zu haſſen, zurück!

In einem Augenblick war Herr von Mailly in die Extreme geworfen. Er ſtellte ſich auf der Stelle ſeine Frau vor, die er vereinzelt, verzweifelt, abgeſchieden verlaſſen hatte. Er ſtellte ſich ſeine Frau von Schmeichlern, von Hofmachern umſchwärmt, von Weihrauch umhüllt vor. Ein glühender Dolchſtoß durchbohrte ſein Herz.

„Meine Frau abtreten!“ ſagte er zu ſich ſelbſt: „mein Gut demjenigen abtreten, der mir nur das Leben nehmen kann! Nie!“

Dann hielt er inne.

„Aber,“ dachte er, „dieſe Intriguen- und Verderbnißſchmiede haben es mir wohl geſagt: der König iſt gut, er will nicht Alles einem armen Edelmann nehmen. Von zwei Begierden wird er eine aufgeben, um Herrn von Mailly etwas zu laſſen. Der König iſt ein

Digitized by Google

Muſter von Enthaltſamkeit und Tugend. Er iſt Scipio oder Alexander, dieſer junge Monarch.

„O glücklicher Maillyl Der König wird Dir nur Deine Frau oder Deine Geliebte nehmen. Es iſt Deine Sache, diejenige zu wählen, welche Dir nehmen zu laſſen Dir anſtändig iſt. Deine Frau, wenn Du willſt, Deine Geliebte, wenn Du willſt. Welche Großmuth! In der That, warum ſollte ich zugleich eine Frau und eine Geliebte haben? Das iſt eine Häufung, welche die Moral verwirft!

„Und der König, den Herr von Fréjus erzogen hat, der König iſt ſo moraliſch.

„Es gibt in Frankreich keinen Patriarchen als Seine Majeſtät. Der König allein kann ſich ein Serail machen, wenn es ihm beliebt. Du haſt eine Geliebte, die Dich liebt, und eine Frau, die Du lieben zu müſſen glaubteſt. Durchaus nicht! der Königj wird Dir beweiſen, daß dies zu viel iſt; er wird es beweiſen, ſei es durch die Baſtille, ſei es durch Vincennes, ſei es durch irgend ein anderes Mittel.

„Er wird es Dir beweiſen, indem er Dir die Kapitäne der Garden mit langen Fuchteln bewaffnet ſchickt.

„Er wird es Dir beweiſen, indem er Dir ſeine Diplomaten mit Protokollen und Spitzfindigkeiten gepanzert ſchickt.

„Er wird es Dir durch die Verbannung beweiſen.

„Er wird es Dir beweiſen, wie es David, bei Gott! für Bathſeba dem Uria bewies.

„Er hat nicht nur für ſich das Beiſpiel von Ludwig XIV., ſondern auch das von David.

„Beim erſten Treffen gegen die Spanier oder die Engländer weiſt man Dir einen ſo gut gewählten Platz an, daß eine Mine unter Deinen Füßen ſpielen wird, wie es Herrn von Beaufort vor Candia geſchehen iſt!

„Oder Du wirſt von einem ſpaniſchen Jäger, muthig, von vorne, getödtet — Kriegsgeſchick!

„Oder Du wirſt die Kugel von einem Deiner

Digitized by Google

Grenadiere in die Lenden bekommen, eine bedauernswerthe Ungeschicklichkeit, welche die empfindsamen Leute, die Zeitungsleser weinen machen wird.

„Mailly! Mailly! die Lage der Dinge ist ernst!

„Sie ist ernst besonders, weil sie heftige Begierden bei diesem jungen Fürsten ankündigt, den Frankreich, einstimmig, den Vielgeliebten nennt.

„Arme Frau! wenn sie ihn besser kennen wird! Seine Frau, meine Frau und meine Geliebte! Maria Leszinska, die Frau Gräfin von Mailly und Olympia von Clèves! Alles dies für einen Jüngling, das ist ernst.

„Ja, Mailly, das ist ernst! und was wird er denn mit dreißig Jahren und besonders mit sechzig machen!

„Wie viele Leute haben bei solchen Vorkommenheiten die Augen geschlossen, wie diesen Morgen der Herr Herzog von Richelieu sagte, kluge Leute, gewandte Leute, deren Angelegenheiten nicht aufgehört haben, auf einem guten Wege unter dem doppelten Impulse der zwei so mächtigen, so vortrefflichen Bewegungskräfte, die man eine schöne Frau und eine schöne Geliebte nennt, zu gehen.

„Ah! diese sind die Geschickten.

„Es ist gewiß, daß, wenn ich diesen Entschluß nicht annehme, daß, wenn ich immer fortfahren will, wie derselbe Herzog von Richelieu, auch ein Geschickter, sagt; daß, wenn ich meine Frau verachten, über sie und den König lachen, mir eine Partei unter den alten sauertöpfischen Höflingen, die Tugend kläffen, machen will, wenn ich mich umschmelzen und mich zu einem Menschen vom letzten Jahrhundert oder vielmehr von den Jahren der Frau Marquise von Maintenon bilden will, man mich Montansier, Noaille, Montespan nennen und in den Almanachs segnen wird, welche sie in Holland drucken; es ist gewiß, daß, wenn ich den Widerstand so weit treibe, daß ich die Verbannung erdulde, dem König Vorstellungen mache, Gerechtigkeit von der Königin verlange, die Rolle herrlich sein wird.

Digitized by Google

„Mit ein wenig Takt, — ich habe Gott sei Dank, — bringe ich Ihre beleidigte Majestät auf meine Seite, ich conspirire mit Maria Leszinska gegen meine Frau und lasse mich in die Bastille führen, escortirt — von allen unglücklichen und betrogenen Ehemännern, die aus mir ihren Cäsar oder ihren Pompejus machen werden.

„Sodann Wiedereinsetzung nach der Verbannung, Würden, die nach der Bastille auf mich regnen, oder wenigstens ein Ruf, der im Stande ist, alle Sieger dieses verkleinerten Jahrhunderts erbleichen zu machen.

„Etwas Anderes. Keinen Lärmen, kein Aufsehen, was sich für einen Mann von gutem Geschmack besser schickt; authentische Trennung statt dieses kleinen Scheidungsentwurfs, welchen Louise und ich durch Privatunterschrift gemacht haben; Enterbung der sogenannten legitimen Kinder, welche geboren werden könnten: Alles dies sehr geheim und sehr in der Ordnung. Dann für mich ein Leben ganz der Ruhe und ganz der Ehre. Niemand wird über den König lachen, vor dem ich mich gebeugt haben werde. Niemand wird über mich lachen, der ich meinen Namen achten gemacht haben werde. Meine Frau wird nicht mehr meine Frau sein, man wird sie umtaufen, man wird sie die Vielgeliebte des Vielgeliebten nennen.

„Was kann besser sein!

„Nein, nein, man soll nicht sagen, ein französischer Edelmann, wenn er seiner Frau seinen Namen geschenkt hat, sehe sich genöthigt, diese Frau zu verleugnen. Ich, Graf von Mailly, habe eine Frau, ich habe eine Frau durch meinen Willen, im Namen des Gesetzes, im Namen der Kirche genommen. König Ludwig XV. wird mir meine Frau nicht nehmen; nein, ich will es nicht.

„Doch Olympia, doch meine Geliebte, das ist leider etwas Anderes. Ich habe eine Geliebte, und zwar weder im Namen des Gesetzes, noch im Namen der Kirche; es ist aber dennoch ein durch den Gebrauch ge-

Digitized by Google

heiligtes Recht. Es ist ohne Beispiel beim Adel seit hundert Jahren, daß ein Mann einer Geliebten entbehrt.

„Ja, doch wenn es ohne Beispiel ist, daß ein Mann einer Geliebten entbehrt, so ist es auch ohne Beispiel, daß eine Frau eines . . ."

Hier hielt Mailly inne.

„Was wollte ich sagen!" rief er; „ich verurtheile mich selbst! Ja, das ist ohne Beispiel; wohl! ich, ich, Graf von Mailly, ich verhindere es dennoch. Mir, mir kommt auch die Willkür zu, da die Anderen für sich das Monopol suchen wollen."

Hienach ging Mailly, ganz zitternd, ganz bleich, ganz verstört, hinauf, um seinen Degen zu holen, und ohne Olympia zu wecken, welche in tiefer Ruhe schlief, lief er pfeilgeschwinde zur Gräfin von Mailly.

Louise war sachte in ihrem Wagen, im Gefolge des Königs, gewiegt auf ihrem Kissen, allein, ganz ihren Gedanken hingegeben, zurückgekehrt.

Louise war entzückt von den Erinnerungen des vorhergehenden Tages. Geliebkost von Hoffnungen für die Zukunft, hatte sie von Rambouillet an nicht aufgehört, den süßen Traum zu verfolgen, der der saftvollen Jugend die mitten in der Freiheit entstehende Liebe einflößt.

Die Gräfin dachte noch nicht bestimmt das, was Richelieu dachte. Nein. Eine auserwählte, keusche und zurückhaltende Natur, jedoch ganz bereit zu den raschen Bewegungen, die ihr die wahre Liebe, die wohl angebrachte Leidenschaft rathen würden, schmiedete sich Louise nichts Chimärisches in ihrem Geiste; sie fühlte wohl, daß in ihr das lag, womit sie Alles verwirklichen konnte, was die Umstände herbeiführen würden.

Sie hatte wieder von ihrem Hotel Besitz ergriffen, als ob der Herr Graf von Mailly nie mehr dahin zurückkehren sollte. Diese Vergangenheit, diese Heirath, dieser hochzeitliche Segen gegeben in Gegenwart der Familien Mailly und Nesle, das war für sie ein unbedeutender Graben, der ihr Leben vom vorhergehenden Jahre zum nächsten Jahre durchschnitt, und nichts Anderes.

Digitized by Google

Louise von Nesle rechnete nicht mehr auf den Grafen von Mailly. Die Träume des abgelaufenen Tages hatten sie den Gatten vergessen gemacht.

Sie hatte gegen den Grafen von Mailly nichts Bitteres, nichts Feindliches, nichts Gehässiges. Wäre der Graf vor ihr erschienen, sie würde ihn Freund genannt haben, ohne in irgend einer Hinsicht ihren Geist oder ihren Mund zum Lügen zu zwingen.

Was das Herz betrifft, so erwähnen wir desselben nicht, da das Herz nicht bei den Angelegenheiten des Herrn Grafen von Mailly, des Gemahls von Fräulein von Nesle und Liebhabers von Olympia von Clèves, und der Frau Gräfin, welche in König Ludwig XV. verliebt, betheiligt war.

Plötzlich wurde ihr der Graf durch die Kammerfrau gemeldet, die wir Bannière haben zulächeln sehen. Herr von Mailly kam in aller Hast im Hotel an.

Sie stand erstaunt auf, schaute durch die Fensterscheiben und erblickte wirklich Herrn von Mailly, der die Stufen der Freitreppe mit der Geschwindigkeit eines geängstigten Menschen heraufstieg.

Eine Minute nachher trat der Graf bei der Gräfin ein.

Louise gab einen Ausruf des Erstaunens von sich.

„Sie!“ sagte sie.

„Ja, Madame, ich.“

Die Kammerfrau riß die Augen noch weiter und noch fragender auf, als ihre Gebieterin.

Herr von Mailly sah diese Augen im Spiegel.

„Wollen Sie Mademoiselle entlassen,“ sagte er.

Die Kammerfrau ging hinaus, fest entschlossen, an der Thüre zu horchen.

Der Graf folgte ihr mit den Augen, bis die Thüre wieder zugemacht war.

Dann wandte er sich gegen seine Frau um.

„Nun,“ fragte sie, „was haben Sie, Herr Graf, und welchem Umstande verdanke ich die Ehre, Sie zu sehen?“

„Einem ernsten Umstande, Madame.“

„Oh! mein Gott, Sie erschrecken mich.“

Digitized by Google

Mailly lächelte bitter: er hatte aufs Gerathewohl gedacht, ein bitteres Lächeln könne nie schaden.

„Ich bitte, setzen Sie sich," fuhr die Gräfin fort; „sollte ich das Glück haben, Ihnen in irgend Etwas angenehm sein zu können, mein Herr?"

„Sie sind mir unumgänglich nothwendig geworden."

Nun war es an der Gräfin, zu lächeln.

„Und wie denn, guter Gott! Sprechen Sie?"

„Sie vermuthen nicht, was mich hierher führt?"

„Nein! darum bin ich voll Neugierde."

„Madame, wissen Sie, was man sagt?"

„Wo?"

„Ueberall."

„Sagen Sie das, was man überall sagt, mein Herr, ich höre."

„Wohl! man sagt, der König . . . Ah! Sie erröthen schon!"

„Mein Herr, wenn Sie fortfahren, mich auf diese Art anzuschauen, so werde ich nicht nur erröthen, sondern auch erbleichen. Ich bitte Sie also inständig, lassen Sie diese Polizeilieutenants-Mienen und sprechen Sie. Was sagt man vom König?"

„Man sagt, der König . . . der König . . ."

„Vollenden Sie."

„Man sagt, der König habe die Augen auf eine gewisse Dame geworfen, um ihr die Liebe anzubieten, welche die Königin verachtet."

„Ah! man sagt das," erwiederte Frau von Mailly sehr beunruhigt.

„Sie haben die Wahrheit gesprochen, Gräfin!" rief der Graf. „Ah! nun erbleichen Sie, Madame."

Louise stand auf.

„Mein Herr," sagte sie, „ich weiß nicht, was der Zweck der elenden Komödie ist, die Sie mich hier spielen machen; in jedem Fall erfahren Sie, ehe Sie dieselbe weiter treiben, daß sie durchaus nicht meinem Geschmacke entspricht."

Digitized by Google

„Oh! Madame," erwiederte Mailly, „ich bitte Sie, nehmen Sie immerhin eine Rolle darin an."

„Keineswegs, mein Herr. Ich habe nicht die Gewohnheit, auf Dinge zu antworten, die ich nicht verstehe."

„Oh! seien Sie unbesorgt, ich werde mich verständlich machen. Das wird nicht lange dauern. Diese Dame, welche der König gewählt haben soll, — man möchte gern wissen, ob sie die Huldigungen des Königs annehmen wird, und da Sie sie kennen, so beauftragt man mich, Sie um Ihre Meinung zu fragen."

„Mein Herr, das ist ein trauriger Auftrag für einen guten Edelmann. Ich bin, da ich Sie kenne, erstaunt, daß Sie ihn übernommen haben."

„Ich bitte, Madame, erbittern Sie sich nicht; Sie urtheilen zu rasch. Wenn ich den Auftrag übernommen, so hatte ich meine Beweggründe."

„Welche, mein Herr?"

„Ich kenne diese Dame auch."

„Dann besorgen Sie Ihren Auftrag selbst."

„Ich thue das. Diese Dame sind Sie."

„Ich," rief Louise, „ich bin es, der der König huldigt?"

Sie sprach diese wenigen Worte mit einer so unklugen Lebhaftigkeit, daß Herr von Mailly, wäre er nicht blind gewesen, ihre Bewegung nicht dem Zorne zugeschrieben haben würde.

„Sie selbst," wiederholte er.

Sie blieb einige Augenblicke in Gedanken versunken.

„Das ist unmöglich," sagte sie endlich.

„Wollen Sie glauben, daß ich gut unterrichtet bin?"

„Oh! durch wen?"

„Daran ist Ihnen wenig gelegen. Was Sie suchen, ist nicht dieses; Sie möchten vielleicht gern, daß man Sie weiter unterrichten würde."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ein Gatte, welcher spricht, ist nie verständlich."

„Aber, mein Herr, Sie vergessen, daß Sie nicht mein Gatte sind!"

Digitized by Google

„Genug des Scherzes, Madame!“

„Wie! genug des Scherzes! und unſer Vertrag?“

„Unſer Vertrag, unſer Vertrag,“ erwiederte Mailly verlegen, „ei! Madame, ich habe geſtern ein Spiel ſpielen können, welches heute zu ſpielen mir nicht mehr zuſagt.“

„Ich bitte Sie, immerhin zu ſprechen, damit ich unter allen dieſen Worten eines finde, welches mich befriedigen kann.“

„Das wird nicht lange anſtehen. Der König huldigt Ihnen, ſagt man, und ich nehme an, daß dies der Urſprung von dem ganzen ſtolzen, mürriſchen Weſen iſt, das Sie mich haben erdulden laſſen.“

„Ich mürriſch! ich ſtolz!“

„Oh! ich begreife, Sie werden es leugnen; bei einer ſolchen Treuloſigkeit iſt es ſchon der Mühe werth, daß man ſich entſchuldigt.“

„Herr Graf, Sie vergeſſen, daß Sie mit einer Frau ſprechen.“

„Ich ſpreche nicht mit einer Frau, ich ſpreche mit meiner Frau: das iſt ein großer Unterſchied.“

„Ei! mein Herr, es war geſtern nicht mehr hievon die Rede.“

„Einverſtanden, doch es wird heute davon die Rede ſein, heute, da ich durch Sie lächerlich werden kann. Geſtern war nur vom Unglücklichſein die Rede.“

„Eine feine Unterſcheidung.“

„Eine Unterſcheidung, die meiner Logik anſteht; ich bediene mich derſelben, wie ich kann. Madame, wenn es Ihnen alſo angenehm iſt, daß Ihnen der König ſeine Huldigungen darbietet, wollen Sie es ſagen.“

„Ich könnte Ihnen antworten, mein Herr.“

„Das verlange ich von Ihnen, Madame.“

„Ich werde mehr vernünftig ſein, als Sie närriſch ſind.“

„Ah! Sie leugnen, daß der König ...“

„Ich leugne durchaus nichts, mein Herr; der König thut, was er will. Sprechen Sie mit ihm, und er wird Ihnen antworten.“

Digitized by Google

„Das iſt eine ſeltene Dreiſtigkeit.“

„Sie finden?“

„Nehmen Sie ſich in Acht: ſeit geſtern frei, haben Sie ſich heute zu ſehr emancipirt.“

„Seit geſtern frei, bin ich heute ſo, wie ich morgen ſein will, wie ich immer ſein werde. Dieſe Lage, Sie ſind es, der ſie geſchaffen hat: ertragen Sie die Folgen davon.“

„Die Folgen, wenn dieſe Folgen die Schande ſind?“

„Oh! mein Herr, wir ſind nicht hiebei.“

„Madame, gehen wir nicht weiter; ich will mich an Ihre Redlichkeit wenden: wird ſie antworten?“

„Immer. Nur haben Sie wohl Acht: die Redlichkeit einer Frau iſt die Offenherzigkeit.“

„Ich nehme das an. Der König gefällt Ihnen?“

„Sehr, mein Herr.“

„Das iſt Offenherzigkeit!“ rief der Graf mit einem gezwungenen Lächeln.

„Sie haben ſie von mir verlangt.“

„Und Sie werden ſie bis zum Ende haben?“

„Bis zum Ende.“

„Wenn Ihnen der König ſeine Huldigungen anbietet, was ſind Sie zu thun entſchloſſen?“

„Mein Herr, haben Sie Mitleid, laſſen Sie mich nicht auf ſolche Impertinenzen antworten.“

„Sie vergeſſen, daß ich mich zum Geſandten gemacht und die Offenherzigkeit angenommen habe.“

„Sie beharren alſo?“

„Ich beharre.“

„Wohl, mein Herr, ich bin frei; ich habe einen mittelbaren Abſchied von meinem Gatten erhalten, der eine Geliebte genommen, als ich kaum die Zeit gehabt hatte, ihn meinen Gatten zu nennen. Ich bin jung, man ſagt, ich ſei ſchön, ich habe ein Herz, ich bin frei, ich werde aus meiner Freiheit Nutzen ziehen.“

„Sie werden lieben?“

„Wenn ich liebe, ja.“

Dieſer ſeltſamen Frau gegenüber, die ſich ihm ſo

Digitized by Google

ſtolz enthüllte, trieb Mailly den Zorn bis zur Drohung.

„Madame,“ rief er mit einer heftigen Geberde, „nehmen Sie ſich in Acht.“

„Graf,“ erwiederte ſie kalt, „Sie werden mir vollends Recht geben.“

Mailly hielt bezähmt inne.

„Ich ſehe,“ ſagte er nach einem Augenblick des Zögerns, der ihm wieder ſich zu ſammeln erlaubte, „ich ſehe die Antwort, die ich zu geben haben werde. Madame, Sie lieben den König.“

„Das iſt wahr.“

„Werden Sie mir die Ehre erweiſen, mir zu ſagen, ſeit wann, damit ich es nicht durch Andere erfahre? .. denn Sie müſſen begreifen, Madame, es durch Andere erfahren wäre erſchrecklich für mich und für Sie.“

„Mein Herr,“ erwiederte die Gräfin, dieſelbe Ruhe des Geiſtes und des Geſichtes behauptend, „ich liebe meinen Gatten nicht mehr ſeit vorgeſtern, und geſtern habe ich den König zu lieben angefangen.“

Ein Blitz der Wuth, der Verzweiflung, ein Blitz der Eiferſucht glänzte in den Augen des Grafen.

Plötzlich beruhigte er ſich

„Geben Sie mir die Verſicherung, daß Sie nicht ſcherzen,“ ſagte er mit einem Ausdruck voll Schwermuth. „Ich bedarf dieſes Wortes ſehr, Louiſe.“

Und er kreuzte ſeine Arme über ſeiner von Seufzern angeſchwollenen Bruſt.

„Mein Herr, ich erkläre es Ihnen mit ſchmerzerfülltem Herzen: es iſt hier kein Scherz zu machen, denn der Kummer iſt mir mit dieſer Liebe in die Seele eingezogen.“

„Dieſe Liebe, die Sie mir zu geſtehen wagen, die Schande und das Unglück ſind das Ende davon. Ich bitte Sie, bedenken Sie wohl, Madame.“

„Ich habe bedacht.“

„Aber ich werde Sie verhindern, in Ihr Verderben zu rennen.“

Digitized by Google

„Mein Herr, ich glaube, wenn Sie das thäten würden Sie mir einen Dienst leisten. Gleichwohl — sehen Sie, wie weit meine Offenherzigkeit geht — gleichwohl mag ich Sie wahrhaftig nicht bitten, mir hiebei zu helfen."

„Warum nicht?"

„Weil, muß ich es Ihnen gestehen? weil ich glaube daß ich Ihre guten Dienste verfluchen würde."

Mailly hielt inne.

„Marmor! Ich stoße mich vergebens daran, ich suche vergebens eine Seele! Geduld! Geduld! ich bin zum Unglück geboren. Es gibt in Frankreich vielleicht nur zwei Frauen, wie die Fräulein von Nesle und von Clèves, und Louise und Olympia müssen mir zugefallen sein."

Und zu ruhigeren, wenn nicht zu minder schmerzlichen, Gedanken zurückgeführt, verbeugte sich der Graf vor diesem unerschütterlichen Willen der Gräfin, und begnügte sich, zu sagen:

„Zum Glück, Madame, bin ich noch Ihr Herr, und in der beziehungsweisen Stellung, die wir uns gemacht haben, verbindet eine Privatunterzeichnung keinen von den contrahirenden Theilen zu Etwas."

„Sie täuschen sich, Herr Graf, denn dieser Vertrag bestätigt meine Freiheit, und ich werde Gebrauch davon machen. Vor den Gerichten ist er vielleicht ungesetzlich; Sie werden aber durch ihn alle Ihre Prozesse vor der öffentlichen Meinung, dem einzigen Tribunal, verlieren, von dem ich Etwas zu befürchten habe. Und nun, wenn Sie mir nichts Anderes mehr sagen wollen . . ."

Und mit der Geberde einer Königin wies sie ihm die Thüre. Mailly grüßte niedergeschmettert und ging weg.

Digitized by Google